LD2721

Moralische Schilderungen

zur

Belebung

des

Edelsinnes und der Tugend.

Gesammelt

von

einem katholischen Geistlichen.

[Verf.: Johann Michael Sailer]

Mit 1 Kupfer.

München, 1823.

Bei Jakob Giel.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

I.

Julius.

Es war der Himmelfahrtstag Jesu Christi im Jahre 17**, als der schönste Mai-Morgen des Frühlings auf die bräutlich geschmückte Erde niedersank, welche einst in eben diesen Stunden zu trauern hatte, daß der Himmel seinen Beherrscher auf glänzenden Wolken des Frühroths zurück erhielt.

„Preis — Dank und Ehre dem Anfänger und Vollender unserer Seligkeit, der hingegangen ist zum Vater, uns Wohnungen zu bereiten, damit wir alle einst seyen, wo Er ist! Amen!" — so bethete Vater Arnold, der Oberförster zu Waldenburg, indem er aus der Thüre seiner einsamen Wohnung, die auf einer lieblichen Anhöhe im fürstlichen Park stand, der nun bald aufgehenden Sonne entgegen trat.

Sein ehrwürdiges Angesicht war wie verklärt, und in seinem Auge glänzte die Thräne der Freude; denn seit gestern hatte ihn seine geliebte Tochter Marie, welche an Rudolph, den Verwalter des fürstlichen Lustschlosses Liebenau, das 4 Stund von Waldenburg entfernt lag, verheirathet war, zum glücklichen Großvater

gemacht, und heute, an diesem ausgezeichneten Tage der Herrlichkeit Gottes sollte das liebe Kindlein zur heiligen Taufe befördert, und sein Name in das Buch des Lebens eingetragen werden.

Diesem christlichen Familienfeste wollte Vater Arnold beywohnen; darum hatte er sich mit dem ersten Frühroth aufgemacht, und den nähern, aber beschwerlichern Weg über den steilen Kreilshacken eingeschlagen.

In tiefes Schauen versunken, feyerte er, still dankend, die Größe und Güte des lieben himmlischen Vaters, der ihn und sein Haus bis hieher gebracht, der ihn immer an treuer Vaterhand geführt, und oft seines Herzens tiefste Wunden geheilt hatte. In seinem Herzen wohnte jetzt ein reines, kindliches Vertrauen auf den Allgütigen, und auf den, den der Vater einst zum Retter, Lehrer und Seligmacher für alle, die an ihn glauben würden, zur Erde gesendet, und wieder zu seiner Rechten in seiner Herrlichkeit erhöhet hatte.

„Vorwärts! — Aufwärts!" — das ist des Christen Loosungswort, dachte Vater Arnold, und eilte, ganz in sich gesammelt — rasch ins enge Felsthal hinein, das in krummen Wendungen über herabgerollte Steine und Tannen mühsam aufwärts führte.

Ein dichter Nebel lag noch in dieser schauerlichen Bergkluft, und verwandelte die Morgendämmerung hier in Nacht; und so geschah es, daß Arnold, in dieser frommen Gemüthsstimmung, weniger des irrsamen Felsenpfades achtend — den rechten Weg verfehlte. Er kam immer tiefer hinein in das steile Felsenthal, und am Ende, als sich die Nebel gehoben hatten, und ihm freye Umsicht erlaubten, sah er wohl ein, daß ihm

nichts übrig blieb, als auf einem schmalen, gefährlichen Pfade übers Gebürge hinauf zu klettern, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen.

Er stieg rasch und muthig, hoch und immer höher, bald rauschten ihm wilde Bergbäche entgegen, seine Schritte hemmend, bald gähnte ihn ein offener Todesschlund an, und bald sah er sich ganz wieder in Nebel eingehüllt.

Aber er ließ sich nicht abschrecken, denn er war ein geübter Bergsteiger, und besonnen und ruhig; so kam er endlich auf die Höhe des schwarzen, kahlen, unzugänglichen Felsgipfels, den die Anwohner Wetterstein nennen, der drohend in das dem Lustschloß Liebenau entgegengesetzte Thal herab sieht, das jetzt des Sommers ganze Herrlichkeit schmückte, da es von diesem Berg vor allen rauhen Lüften geschützt und ganz eingeschlossen war.

Arnold stand oben unter den Felssplittern, die seit Jahrtausenden da liegen mochten, und suchte mit irrenden Blicken den bequemsten Pfad zum Herabklimmen auf den minder hohen Kreilshacken, an dessen Fuß Liebenau lag; unter ihm schlichen einzelne Nebelwolken an dem steilen Felsensturz hin, und über ihm kreiste ein Adler, den er nie größer sah, in die Regionen der höchsten Klarheit. Er verfolgte ihn mit seinem weit in die Ferne schauenden Jägerblicke, mochte aber nicht nach ihm schießen. „Sein Nest muß wohl nicht weit seyn,“ sagte er, „und ich mag ihn nicht in seinem Eigenthume befeinden,“ und indem er das sagte, erblickte er an der Felsenplatte das Adlernest, und vor demselben, in dem die jungen Adler lärmten, eine

Gestalt, die menschlich zu seyn schien. „Was ist das?“ rief er befremdet, „hat denn irgend ein Berggeist sein Spiel mit mir, oder giebts Bergzwerge hier?“

Da erhob eine menschliche Stimme den Ton des Weinens, und in Arnolds Arme, die sich fast unwillkührlich ausbreiteten, stürzte ein Knabe von zwei Jahren, mit zerrissenen, umherhängenden Kleidern, mit blutigen, aufgeritzten Händen und Füssen, aber schön, wie ein Engel.

Vater Arnold stand starr vor Erstaunen, maß die Felshöhe, die Klippe, das Adlernest, das jenseitige Thal, und sein Arm drückte das Kind, das jetzt nicht mehr weinte, an seine Brust! — „Um Gottes Willen!“ rief er endlich, „wer hat dich hierher gebracht, du armes Kind?“ — aber das Kind konnte nur unverständliche Worte sprechen, es zeigte ins Thal hinab, in die Wolken hinauf, aufs Adlernest hin, und Arnold setzte endlich so viel zusammen, daß der große Raubvogel das Kind aus dem Thale entführt und zu seinen Jungen gebracht haben müsse.

Er entschloß sich kurz, warf seine Flinte hin, damit, wenn er im Herabsteigen fiele, das Kind nicht beschädiget würde, lud es auf den Rücken, und eilte, den Fels herabzuklimmen, ehe der Räuber zurück in seine Burg käme. Vorsichtig wagte er den mühsamen Gang, das Kind hielt sich von selbst an seinem Halse fest, und so stieg er, nicht ohne große Mühe, von der andern Seite in's Thal hinab.

In Liebenau wurde der sehnlichst erwartete Vater nebst seinem kleinen Fündling mit offenen Armen aufgenommen. Hier und in den umliegenden Ortschaften

wurden des Knaben wegen Erkundigungen eingezogen, die aber fruchtlos blieben, und da Arnold nun wohl sahe, daß er den Knaben behalten werde, und dieser ihn sehr freundlich anlächelte, und noch fester sich anschmiegte, als er seine Wunden gewaschen und ihn mit Speise und Trank nach und nach erquickt hatte, so dachte er: Gott habe ihn zur Rettung des Kindes auf den unzugänglichen Felsen gesendet, und freute sich des geretteten Menschenlebens.

Indessen sollte das neugeborne Kind in das Gotteshaus zum Empfang der heiligen Taufe getragen werden. Was war natürlicher vom glücklichen Großvater, da er seine Enkelin auf den Armen hielt, als die Frage: Wie soll das Kind heißen? —

„Ich denke," — antwortete Rudolph, „ich nenne es nach seiner Mutter, Marie, und zum Andenken des feierlichen Tages, an dem es der heiligen Christengemeinde einverleibet war, — und der es immerdar im Leben von der Erde zum Himmel ziehen möge — Cölestine!"

„Sie haben Recht, lieber Herr Sohn! und ich freue mich ihrer sinnigen Wahl!" rief Vater Arnold, „so kommt Kinder, und laßt uns den heiligen Festgang beginnen!"

Still und feierlich kehrte der fromme Verein aus dem Gotteshause zurück, und legte Marie Cölestinen in die Arme der hochbeglückten Mutter. Froh und glücklich, in geräuschloser Freude blieb man beisammen, und feierte das rührende Familienfest.

Am andern Morgen kehrte Vater Arnold mit seinem Fündling zu Wagen auf dem bequemern Fahrwege in seine Wohnung zurück, und übergab ihn seiner

Gattin, die sich höchlich an dieser sonderbaren Jägerbeute ergötzte, mit den Worten: „Sieh, liebe Mutter, für unsern seligen Heinrich hat uns der gute Gott einen andern Sohn beschert," in Wart und Pflege, und der Junge gedieh in liebender Mutter Obsorge, und erwuchs herrlich.

Alles, was er von sich wußte, war, daß er Julius hieß, und so gab man ihm den Namen Horst dazu, weil Arnold ihn da gefunden hatte, wo der Steinadler und Lämmergeier horstet. Auf seiner Brust hieng ein Kreuz, von Gold und Ebenholz künstlich gearbeitet, in welchem ein Name gegraben war, dessen verzogene Schrift niemand entziffern konnte; so fragte kein Mensch nach dem Knaben, und Arnold erzog ihn, wie sein eigen Kind, fromm, redlich zu allem Guten.

Aus Vorliebe für den Stand seines Pflegvaters, dem er mehr anhieng, als allen andern, denn Margarethe, seine Pflegmutter, hatte ihm früh erzählt, wie wunderbar ihn der Vater gefunden und gerettet hatte, wählte er späterhin die Jägerey; da aber der verständige Arnold sahe, daß des Jünglings Seele voll schöner und hoher Anlagen war, und Licht und Kraft in seinem Geiste, Fleiß und Frohsinn in seinem Gemüthe, da schickte er ihn auf eine benachbarte Studienschule, und als er in Kurzem die beßten Zeugnisse der Lehrer vor sich hatte, auf die Universität, wo er, nachdem er die Rechte studiert hatte, vorzugsweise sich mit der Physik, Sprachkunde und Cameral-Wissenschaften beschäftigte. Auch besorgte er seit einigen Jahren schon alle Angelegenheiten Arnolds in der Ferne, und be-

sorgte sie mit Fleiß und Verstand, mit Eifer und Klugheit.

In Waldenburg hatte in der Zwischenzeit, gerade an Cölestinens fünfzehnten Geburtstage, der Tod das eheliche Band gelöst, und die fromme Mutter Margarethe heimgeholt in die himmlischen Wohnungen. Tief fühlte Vater Arnold diesen schmerzlichen Verlust, aber er murrte nicht und zagte nicht, sondern sah getrost nach Oben, denn er hatte in der Schule Christi schon früh gelernt, entsagen und glauben, hinopfern und vertrauen, dulden und erwarten.

Nun hing sein Herz auf dieser Erde nur noch an seiner lieben Marie, an Cölestinen und Julius, welche er sein Kleeblatt nannte. So oft als möglich besuchte er die liebe Familie in Liebenau, und sie hinwiederum mußten den Todestag seiner treuen Margarethe auf dem einsamen Waldenburg feiern.

„Den Ruhenden unter dem Grase," wiederholte alles feierlich und leise, als Vater Arnold im folgenden Jahre am heiligen Himmelfahrtsfeste so sprechend, den Becher hob, und von Mariens Augen stürzten die hellen Thränen in den Becher, den sie zu leeren im Begriff stand, denn sie gedachte ihrer seligen Mutter.

Da kam Cölestine, nahm sanft den Becher aus ihrer Hand, sie mit unwiderstehlicher Liebe anblickend, und eilte hin zum Grabhügel der geliebten Verstorbenen. Hier goß sie den duftenden Wein auf die grünende Erde, und eine Rosenkrone von den blonden Locken nehmend — denn Mariens Liebe hatte sie heute an ihrem Namensfeste mit allen Knospen des Gartens bekränzt — legte sie auch diese opfernd hier nieder.

Die traute Gesellschaft, die ihr ahnend nachgesehen hatte, schwieg — ein feierliches, süßes, höheres Befremden erhob alle Anwesende, und es war, als hätte der Engel der Unsterblichkeit das Grab mit Blüthen einer bessern Welt geschmückt. —

„Cölestine!“ — sprach endlich Vater Arnold, „ja, du bewährst deine himmlische Abkunft! — du tröstest! — und ich — setzte er gerührt hinzu — ich segne dich — segne dich mit aller Fülle des Vatersegens, den ich von Gott erflehen kann, denn mir wills Abend werden, und der Tag hat sich geneigt!“

Alle weinten; Cölestine sank, tief ergriffen, vor dem Greise auf ihre Knie, und er legte segnend beide Hände auf ihr Haupt, — da sprang ein Jüngling im Reisekleide aus dem Grün der Waldbäume hervor, in des Greises Arme. „O, mein Vater!“ rief er, „hast du nur einen Segen! segne mich — den Verlassenen — doch auch!“ Und er glitt neben Cölestinen nieder. „Julius!“ rief der ganze häusliche Kreis; und alle drängten sich freudig um die rührende Gruppe.

„Julius,“ sprach der Greis erheitert, „auch dich segne ich! denn du bist ja auch mein Sohn, mein lieber Sohn! Aber sage mir, Julius, wo du herkommst, so eilig, so überraschend? Meilenweit glaubte ich dich, und du bist mir so nahe, wie ein unverhofftes, nicht geahnetes Glück!“

„Und das bring' ich, guter Vater! das bring' ich!“ rief Julius aufspringend. „Nein! sie hofften und ahneten wohl nimmermehr, was ich bringe, und was mich so unerwartet hertreibt,“ setzte er hinzu, die kleine Reisetasche auspackend, die ihm über der Schulter hing.

Was könnte denn das seyn? fragte Arnold gelassen, während alle Uebrigen den Jüngling neugierig umringten und mit Fragen bestürmten, denn er dachte in seinem Herzen: Todte kann er doch nicht wieder mit ins Leben bringen! Aber, er war zu feinfühlend, es zu sagen, und viel zu zart, irgend eines Menschen Freude zu stören; die andern aber hatten jetzt keinen andern Gedanken, als den des Glücks, das der gute Julius Horst dem lieben Vater Arnold brachte. Dieser zog endlich ein großes, mit Gerichtssiegeln verschlossenes Paket hervor, einen eben so besiegelten offenen Schein, und legte beides in die Hand des Vaters, die Uebrigen mit den Worten abweisend: „Nein, nein! ihr sollt es nicht eher erfahren, als er! Zuerst soll er sich freuen, und dann noch einmal, wenn ihr die Freude von ihm erfahrt, und, o mein Gott! setzte er weich und gerührt hinzu, könnte sein ganzer Lebensrest durch mich zu einem einzigen großen Freudenfeste werden!“ — „Guter Julius!“ sagte Marie, „du bist immer so lieb und gut!“ — Rudolph umarmte den bescheiden Erröthenden und Cölestine dankte ihm mit einer Thräne, indem sich ihr Blick zum Himmel wandte.

Guter Gott! rief jetzt der Greis, der unterdessen die sieben Siegel an der Offenbarung gelöst hatte, das hätte ich freilich nicht geahnet, und klänge es nicht wie Undank, so wollte ich fast sagen, es käme zu spät für mich! — Nun, es hat nichts zu bedeuten, ich habe ja Kinder, Enkel, fortblühend, aufknospend — und Gott weiß am besten, warum erst jetzt? — Warum meine Margarethe diese Freude nicht erlebt hat! — (Thränen tropften ihm von der Wange.)

Kinder! — so nannte er den ganzen lieben Familienkreis — fuhr er gefaßter fort, da selbst die Erwartungsvollen zu gerührt waren, ihn zu unterbrechen; ihr habt doch von eurer Mutter verstorbenem Bruder, der von Holland aus nach Philadelphia ging, und dort ein reicher Mann ward, erzählen hören?

„Was sollten wir nicht!“ antwortete Maria, „wie oft hat unsere liebe Mutter darüber geweint, daß sie ihn nun nie wieder sehen sollte!“ — „Wie oft über ihn geklagt,“ setzte Rudolph hinzu, „daß er so das ferne, ungewisse Glück herausgefodert, und dem nahen, gewissen entsagt hatte!“

Er mag wohl selbst diese Vorwürfe und dieses Sehnen empfunden haben, sagte der Greis, das nun auch versöhnt und gestillt ist, denn da er Kinderlos verstarb, setzte er erst seine einzige Schwester, und im Fall — den traurigen Fall! betönte er gerührter — daß ich mein theures Weib überlebte, mich zum Erben seiner Besitzungen und Reichthümer in Pensylvanien ein!! —

Wir haben ihn nie für so begütert gehalten, und ich habe Gott nur immer dafür gedankt, daß sein Tod zu der Zeit von uns erfahren ward, wo der Schmerz das Gemüth meiner guten Alten so wenig mehr berührte, wie die Freude — —! Was Julius mir heute bringt, das ist das von Holland eingegangene Testament an unsere Obrigkeit.

Die erste Empfindung war Freude; — aber Rudolph, immer besonnen und ruhig, nahm dem Vater die Papiere aus der Hand, las und sagte: „Ja, ja! aber — — ihr wißt, ein Aber ist immer bei allem irdischen Glücke und zeitlicher Freude! — Da steht's ja

mit deutlichen Worten: daß der Vater, oder eines seiner Kinder, oder auch ein von ihm Bevollmächtigter hinreisen, und das Erbe in Empfang nehmen, und die Legitimation gehörig mitbringen soll, widrigenfalls der Erbe — da steht es, seht! — des Erbes verlustig seyn, und solches der Obrigkeit anheim fallen soll!!! — —

Jetzt erfolgte eine allgemeine Pause, und Vater Arnold sagte ruhig lächelnd: „Mir geht's wohl wie dem Hahn in der Fabel des Aesops, der mir schon beim A B C-Buch so viel Freude machte, der fand auch einen Diamant, den er nicht essen konnte, und das Gerstenkorn wäre ihm nützlicher gewesen. Nun, Gott sey Dank, gescharrt und gesucht, wie er, hab' ich ihn nicht, und hungrig bin ich auch nicht — der Vater im Himmel hat mich und euch immer satt gemacht, auch ohne den Diamant — wie wär's, wenn wir es machten, wie der Hahn, und — liessen ihn liegen! — — „Liegen lassen?" — das, meinte Marie, wäre doch etwas undankbar gegen den großmüthigen Geber; es wäre doch immer eine Million, die ihnen von Gott und Rechtswegen gehöre! —

„Wollt ihr mich denn aber deshalb, drei Schritte vom Grabe, nach Pensylvanien schicken?" fragte lächelnd, wie zuvor, Vater Arnold.

„Nein, nein!" rief die gefühlvolle Marie, die nur um ihrer Cölestine willen diese Zwischenrede gemacht hatte; nein! o, um Peru's Gold und Indiens Schätze möchte ich mir keinen Pulsschlag weniger, oder unruhiger an ihrem Leben denken, mein guter Vater! Sie dürfen nicht aus unserer Mitte, und sollte keines von uns allen einen Kreuzer von der ganzen Erbschaft sehen!" —

„Oder willst du hin, gute Marie, oder soll Rudolph —.“

„Gott behüte und bewahre!“ rief Marie, und schlang ängstlich die Arme um ihren Mann, als wollte er schon auf die Schiffsleiter steigen, nach dem Erbe zu segeln.

„So schicken sie einen Bevollmächtigten, Vater Arnold,“ sagte Julius.

„Und wo find' ich den, lieber Julius,“ antwortete Arnold, „wer soll denn so groß oder so klein denken, entweder weil er mir, und gerade mir alles aufopfern wollte, oder weil er nichts mehr zu verlieren hätte im Vaterlande, also aus Großmuth oder aus Eigennutz sich zu diesem gewagten Spiele herzugeben? Und fände ich wirklich einen, von dem mich der Gedanke: er ist kein Miethling, kein Abentheurer, kein Selbstler, nicht abschreckte, möchte ich wohl einen rechtschaffenen Mann von seinem Vaterheerde, von seiner Bestimmung, von seinen Aeltern, Geschwistern und Freunden losreißen, und wegen meines Gewinnes in die weite, ungewisse Ferne stossen? — möchtet ihr den mit seinem Tode vielleicht errungenen Reichthum? — — Und gesetzt auch, das Meer forderte ihn nicht als Beute, und kein Pfeil der Wilden verletzte, kein Korsar fesselte, keine giftige Krankheit erreichte ihn, eben so wenig, wie den Bruder Margarethens, denn freilich kann der Arm des Allmächtigen überall die Seinen schützen, begleiten, führen, erhalten, es sey auf dem stürmischen Gewässer, oder in der brennenden Sandwüste Lybiens, wie den Daniel in der Löwengrube, und die Männer im Feuerofen, wie den Joseph in der Cisterne, wohin die Brüder ihn warfen, und den

Isaak auf dem Holzstoß, auf den der Vater ihn band — aber gesetzt nun, er käme zurück aus allen diesen Gefahren — und das wären doch immer nur die Augenscheinlichen, überall, auch dort in der neuen Welt, wie in der alten — glaubt es meiner Erfahrung, Kinder! hat der Mensch in solchen Fällen mit Löwenzähnen und Feuerflammen zu kämpfen, die den Altar der Gerechtigkeit umgeben, und kann in die Fallgruben der Chikane und auf die Foltern des Herkommens und der gesetzlichen Einrichtungen fallen! — gesetzt, er käme zurück, wie ein Herkules nach seinen vierzig Arbeiten, glücklich und wohlbehalten, sagt — sagt: wie, womit, auf welche Art wolltet ihr den Held belohnen? — —

Eine abermalige Stille entstand, und der Greis fuhr fort, immer auf den Flügeln der Begeisterung getragen, die ihm zu den Silberlocken so schön ließ, und das Auge so jugendlich durchstrahlte: O, und wenn er nun wieder käme, und ihr alle so arm, so geringfügig vor ihm stehen müßtet, und er mit der Lorbeerkrone um den Scheitel, wie ein beglückender Erdengott, wie ein Gebiether mit seinem königlichen Muth, vor euch stünde, sagt! wie würde euch da zu Muthe seyn? — Wie? — ! — und womit könntet ihr es wagen wollen ihn zu belohnen? mit Goldstaub, mit Juwelen? — — „Ich denke, mein Vater,“ sagte Marie, „mit etwas Besserem, mit dem schönen Gefühle, eine ganze Familie glücklich gemacht zu haben! mit den Thränen unsers Dankes, unserer Entzückung!“ — ! —

„Nun ja doch, Marie! ich will das ja gern für seinen größten Lohn erklären, wie du, aber wenn auch

— willst du mir die Laterne des Diogenes anzünden, daß ich umher gehe, und dieses edle, große, genügsame Menschenkind suche, das wir jetzt brauchen — ? —"

„So löschen sie aus, lieber Vater!" rief der herrliche Julius, „den Menschen wenigstens haben sie gefunden! Und hier ist er!" fuhr er fort, mit der schönen Begeisterung eines höher steigenden Gefühls, „hier zu ihren Füßen, ihr Julius, ihr ewig dankbarer, hochverpflichteter Julius, den sie ja auch ihren Sohn nennen, der ihnen alles — alles schuldig ist, was mehr ist, als bloßes Leben, der ist's. Der bittet, der beschwört sie, ihn zu ihrem Bevollmächtigten in dieser Sache zu machen, die er als Entrichtung einer heiligen Schuld, als Erfüllung eines frommen Gelübdes betrachten wird!"

Fast erschrocken sah der Greis auf den Jüngling, der seine Hände an's Herz drückte, und mit Blicken voll Seele, knieend an ihm empor sah. — „Wie! mein Julius! — du — du wolltest — du könntest! — — — Hast du denn gehört, was ich eben gesagt habe? — Hast du denn schon überlegt, was dich deine dankbare Seele zu unternehmen veranlaßt? — Weißt du auch, was du thust?" —

„Alles, alles weiß ich, lieber, frommer Vater! — Ehe ich zu ihnen kam, stand das alles, wie es kommen sollte, vor meinen Augen! Und hab' ich nicht immer hinaus gewollt in die weite, große, freie Welt, aus der sie mich aufgriffen, und an ihr Herz zogen!" Er richtete sich auf, langsam, edel, er stand da, wie der Mann, der zur Bringung eines großen Opfers vor dem Allmächtigen sein unwiederrufliches: Ich will!

auszusprechen im Begriffe steht, — und, mit leuchtenden Blicken, mit der schönen Thräne des Gefühls im Auge, setzte er hinzu: „Ich — ich bin ihr Bevollmächtigter zur Reise nach Pensylvanien! diese Vollmacht hat mir Gott ausgefertigt, als er sie zu mir, *mich* zu ihnen führte! und erst jetzt weiß ich, warum ich da bin, weshalb ich lebe, erst jetzt hat mein Leben Gehalt, und mein Geschick Bestimmung. Um mich weint weder Vater noch Mutter! mich bedauert keine Schwester! mir folgt keine Thräne des Schmerzens — aber ihr Segen begleitet mich, und das Gebeth dieser frommen Familie, und der Engel, der den Verlassenen zu ihnen führte! — Treu und mit Eifer mache ich mich an das Geschäft, das Gott mir selbst zuerkannt hat, und so reise ich in meinem höchsten, schönsten Berufe, mit vollem Vertrauen auf seinen Schutz, aus dankbarem, aufrichtigem Herzen, und *mit hohem*, freudigem, unerschütterlichem Muthe!“ —

Da weinten alle, und schlossen den Jüngling an die bewegten Herzen, die jetzt eine reinere Empfindung erfüllte, als die Liebe zum Reichthum! — Diejenige, wie viel ein Mensch dem andern werden kann, und wie Wohlthun so reiche Zinsen trage! — Der Greis sah mit beredten Blicken zu Gott empor, und küßte das begeisterte Auge des Jünglings, und was er sprach, war ein neuer Segen.

Er nahm dann seine Mütze ab, faltete die Hände, und sprach mit frommer Rührung: Herr, deine Wege sind lauter Güte und Wahrheit! — Wohl allen, die auf dich trauen! — —

Von diesem Augenblicke an hatte kein anderer Gedanke in dieser ganzen Familie statt, als Julius Abreise, und jedes unter ihnen hatte eine andere Ansicht davon.

Der Vater besorgte mit Julius die Vollmachten, die auch auf Erben und Erbnehmern eingerichtet waren, denn des Greises Leben war ja eine gereifte Frucht in einem morschen Gefäße, das alle Augenblicke zerfallen konnte, die Legitimationen und die Wechsel zur Reise; Rudolph wählte eine kleine Reise-Bibliothek, und schrieb alle seine Belehrungen und Erfahrungen, die ihm seine vielen Reisen verschafft hatten, für den geliebten Jüngling nieder, und Marie und Cölestine nähten Wäsche für ihn, als wollten sie ein Mädchen ausstatten.

„Ihr kommt mir nicht anders vor," sagte dann Arnold lächelnd, wenn er das Treiben der Lieben sah, und ihr Ausstatten, „wie die Alten, die ihren Todten ein Stück Geld mitgeben, um dem Charon die Ueberfahrt zu bezahlen! — Laßt ihn doch gewähren, ich bitte euch, gebt ihm das Unentbehrlichste mit, und nicht den Ballast einer Schiffsladung."

Euern Segen gebt ihm, euer Gebeth, und wenn er wiederkommt, und ich lange schon auf der großen Reise bin, von der noch niemand wieder kam, was er verdient, schon jetzt durch seinen Eifer und guten Willen verdient hat, — Kindestheil!" —

„Er war ja immer mein lieber, guter Bruder," sagte Marie mit Innigkeit, und reichte Julius die Hand, „ und der meinige auch," setzte Rudolph hinzu, und umarmte ihn.

Der

Der Greis selbst war voll hoher, feierlicher Rührung, er wußte, daß er ihn nur Jenseits wieder zu sehen hoffen durfte, und so drückte er ihn noch inniger an seine Brust, heiß ihn segnend, wie auf dem Sterbebette:

„Geh' mit Gott!" sprach er sanft, „Licht und Wahrheit sey dein glänzender Führer, und dein steter Begleiter der Muth! — einst werden wir wieder zusammenkommen, denn der Mensch soll leben — Gutes thun, und dann heimgehen in die Freude seines Herrn! — Mir sind die Wege meiner Wallfahrt nun zugezählt, und nahe die Zeit meines Welkens, laß mich fortleben in deinen Gesinnungen, Handlungen und in deinem Herzen, und selbst, wenn das Irdische vom Himmlischen sich scheidet, werde ich mit einer reichern Hoffnung mehr aus dem Leben gehen!!" —

Der ehrwürdige Greis hatte abermals wahr gesprochen! — Der Jüngling, der in Hamburg sich einschiffte, weil von dort aus das Schiff unter Segel gehen mußte, trieb auf offenem Meere, als der Engel des Todes, sanft und freundlich, zu Vater Arnold trat, und den frommen, treuen Knecht zur Freude des Himmels abrief. —

Dem guten Vater Arnold war jedoch vor seinem Tode noch eine recht große Freude beschieden; er lernte Julius Mutter kennen.

Spät an einem trüben Frühlingsabend klopfte an Verwalter Rudolphs Hausthüre noch der Wirth des nahe gelegenen Dörfleins und bath ihn, ob er nicht eine kranke Dame, die so eben bey ihm abgestiegen sey, aber wegen der lauten Fröhlichkeit der tanzenden Hoch-

zeitgäste weder Ruhe noch Erholung finden würde, aufnehmen möchte. Rudolph und Marie liessen sie mit aller Gastfreundlichkeit einladen, und sorgten einstweilen so viel möglich für ihre Bequemlichkeit. Die Liebe hatte alles so fein geordnet, daß sich die arme Leidende, die eigentlich nur an den Folgen einer Verkältung litt, bald wieder erholte, und sich nach zwei Tagen recht wohl befand; so daß sie entschlossen war, am folgenden Morgen ihre Reise fortzusetzen.

Im Zimmer Mariens, wo die zwei gute Seelen, gleich Schwestern sich traulich unterhielten, fesselte unter mehrern Handzeichnungen, womit Rudolphs kunstfertige Hand die Wände geziert hatte, eine vorzüglich, auf welcher Julius als Kind vom Adler auf den Felsen getragen, dargestellt war, ihre ganze Aufmerksamkeit; sie sank in ein tiefes Schweigen, bis endlich ein Strom von Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft machte.

„Woher, meine Freundin! woher dieses Bild, und ist der Gegenstand nur ein Gebilde der Phantasie oder Wirklichkeit?“ fragte ängstlich die Genesene. Wirklichkeit, meine Liebe, und Geschichte unsers Julius. — „Julius — o barmherziger Gott! — sagen, erklären sie! o mein Julius! — ! —

Und der war er auch. —

Natalie, so hieß Julius Mutter, flüchtete in der blutigen Schreckenszeit, wo es Verbrechen geworden war, edel, rechtschaffen, fromm und reich zu seyn, unter tausend Gefahren aus Frankreich, wo sie von ihrem Gemahl, der bald nach Julius Geburt durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde, ihr durch den Tod entrissen ward, bedeutende Güter geerbt hatte.

Ich reiste, erzählte die Fremde — nach der Schweiz, und, weil ich mich auch hier nicht sicher glaubte, nach Tyrol, um in irgend einem einsamen Thale, verborgen nur meinem Gram und — meinem Julius zu leben. Nur wenige Stunden von hier, jenseits dieses Berges, in einem schönen, mit allen Gattungen von Früchten reichlich gesegneten Thale, fand ich endlich im Hause eines Pächters Aufnahme. — Julius — zwei und ein halbes Jahr alt, der einzige Trost meines verarmten Lebens, spielte so gerne unter den Blumen dieses gesegneten Erdwinkels, dort verließ ich ihn einst — ach Gott! warum blieb ich nicht bei ihm, wie sonst immer? — auf einen Augenblick, um ihm Früchte zu holen, und als ich zurück kam — gerechter Gott — höre ich ihn schreien, sehe ihn — — in den Klauen eines Raubvogels, hoch über mir in den Lüften schweben — verschwinden! — Ich sinke nieder, mein Herz steht still, mein Blick ist verloschen, und als ich erwache, ist der unselige Räuber mit meinem Kinde über die Felsklippen entflohen, und — in diesem fand es —

„Mein Vater" — fiel Marie ein. „Ja, Natalie — glückliche Mutter! — Gott ist groß, und allmächtig und erbarmend! ja, Natalie, er lebt, — denn der Adler trug, von des Kindes Engel geleitet, unseren Julius hinüber, über Gott weiß welche Klippen und Abgründe, in seinen Horst, und dort fand ihn mein Vater, trug ihn an das weise Herz einer frommen Mutter, in den Schooß unserer Familie. Da, Natalie — aber stirb mir nicht vor Entzücken — ist Julius erzogen, und der herrlichste Jüngling worden, und — mein Bruder! —

Da war's, als fiel auch der Schleier des Jahre langen Tiefsinns von Nataliens Seele, sie hob die verklärten Augen zum Himmel, und zum erstenmal seit zwanzig Jahren zuckte ein sanftes Lächeln um ihren Mund; und die beiden Schwester-Seelen fielen einander in die Arme, und feierten Gottes wunderbare Führungen und die Wonne des Wiederfindens.

„Aber, wo ist er?“ — sagte jetzt Natalie, sich von der Brust der Freundin aufrichtend, — „werde ich den Jüngling noch an mein Herz drücken, das um seinetwillen gebrochen ist, ehe ich scheide?“ —

Da ergriff es die gefühlvolle Marie auf einmal mit stummer Angst. Sie sammelte sich bald wieder im glaubigen Aufblicke zum Allgütigen, der Vater ist; „Sorge nicht!“ sagte sie endlich gefaßt, „er ist in Gottes Hand, der ihn dem Adler anbefahl, und an das Herz der trefflichsten Menschen legte, der wird ihn auch über's Meer tragen, und einst in unsere Arme zurück bringen!“ —

Und nun erzählte sie Natalien die Veranlassung von Julius Reise, von seinem edlen Charakter, seinen Kenntnissen und seiner Liebenswürdigkeit.

„Gott ist gnädig! — ich werde ihn noch sehen,“ sagte Natalie; das Amen versiegelte die fromme Marie mit einer herzlichen Umarmung.

Und nun ward mit Rudolph beschlossen, den Vater Arnold zu überraschen; dort blieb Natalie bis zu seinem Tode, dann zog sie zu Marien nach Liebenau, harrend im Vertrauen auf die ewige Güte, des Wiedersehens, im Voraus empfindend die Wonne einer glücklichen Mutter.

Als Julius am Bord des Schiffes angelangt war, fand er einen höchst interessanten Reisegefährten, dessen Bekanntschaft und Umgang ihm die einförmige Seereise, von widrigen Winden aufgehalten, sehr angenehm machte. Er hieß P. Augustin, war ein Geistlicher, und als Missionär angestellt in Labrador.

Bald lernte Augustin den jungen Mann auf der vortheilhaftesten Seite kennen, und trug kein Bedenken, ihm Vertrauen und Freundschaft zu schenken. Er unterhielt ihn von der in der unfruchtbarsten Gegend von Amerika am Nordpol gelegenen Erdfläche, auf welche ihn seine Pflicht, und der reine Eifer, Christus und seiner beseligenden Lehre Jünger zu gewinnen, berufen habe, und wo er bereits fünf Jahre unter den Eskimos und Caraiben für diese heilige Angelegenheit gearbeitet hatte.

„Dort,“ sagte er, „ist kein Reitz des südlichen Amerika's, keine freigebige Spende der Natur, die jene glücklichen Gefilde auszeichnet, anzutreffen. Keine schattende Palme, kein nährender Pisang, oder Bananasbaum, kein Tamarindenzweig, keine Jerumafrucht, kein Mais. Eine fürchterliche Kälte mahnt an die ewige Nähe des Nordpols, und nur das treffliche Pelzwerk der auf der Jagd erlegten Thiere schützt uns dagegen, auch sind die Eskimos nur Jäger und Fischer, und bloß die Elemente müssen diesen Unglücklichen Nahrung und Kleidung gewähren; denn ihre einzige Speise sind die Thiere, die sie fischen und jagen, deren Eingeweide sie zu Hemden, deren Felle sie zu Kleidern für sich zusammennähen. Sie sind grausam, blutdürstig, allen Neuerungen feind, und es ko-

stete unsägliche Mühe, ehe wir ihre Sprache lernten, und von ihnen geduldet wurden, ja mehr als einmal wagten wir Anfangs unser Leben, ehe sie überzeugt wurden, daß wir es gut mit ihnen meinten; und da wir jetzt in ihrer Gunst bedeutende Fortschritte gemacht, und viele für das Christenthum gewonnen haben, so traf mich das erfreuliche Loos, in mein Vaterland zurückzukehren, meinen Vorstehern über unsere gesegneten Fortschritte Bericht abzustatten, alles, was dort bei diesen armen rohen Naturkindern nothwendig ist, mitzunehmen, und besonders mehrere Mitarbeiter für diesen apostolischen Beruf aufzusuchen, damit das Werk des Heilandes desto erfolgreicher befördert werde.

Julius fühlte Bewunderung für diesen — den ersten Aposteln so ähnlichen Gesandten des Christenthums; er war ihm mehr, als der nach dem irdischen, blutbefleckten Lorbeer ringende Held, als der hochfahrende Eroberer! denn diesen leitet Ruhmsucht, Ehrgeiz, Stolz, Eigennutz, und wie die Triebfedern der Menschengröße alle heißen mögen, jenen die reine Liebe Gottes und des Menschen, anspruchlose Demuth, engelgleiche Geduld.

In diesem Manne hatte Julius den Freund seines Herzens, und einen erstaunlich erfahrnen und weisen Rathgeber für seine fernere Reise gefunden.

Die erste Nachricht, die unser Julius Horst bei seiner, nach langen Hindernissen und vielen Stürmen endlich glücklichen Ankunft in Philadelphia, empfing, in eben dem Augenblicke empfing, als seine Seele noch traurig über die Trennung vom frommen

Augustin, tiefer die Fremdheit und Leere empfand, die ihn überall umgab, das war die — Todespost seines Wohlthäters!

Vater Arnold war ihm alles gewesen, hatte ihm den Versorger, Erzieher, Freund und Vater so treu ersetzt, und schien ihm nun auf einmal zu seinem Schutzgeist im Himmel umgewandelt. Innig ergriffen, weihte er dem Andenken des Redlichen dankbare Thränen, und beschloß, ihn durch Befolgung seiner Lehren auch im Tode noch zu ehren.

Diesem Briefe war noch ein zweiter beigelegt, mit der Aufschrift: „An meinen Julius, von seiner Mutter, am Sterbebette seines Erretters Arnold."

„Von meiner Mutter!" — schrie Julius laut auf, indem er den Brief mit beiden Händen an seine Lippen drückte, „von meiner Mutter! Gott der Güte! also willst du mich nicht Waise lassen? Du beugest und richtest auf, verwundest und heilest, und bist jederzeit Vater! Du nahmst mir meinen Erretter, und giebst mir dafür meine Mutter! o Allgütiger, dein Nahme sey gelobt!" —

Nun erst, als sich der Sturm seiner frommen Gefühle in etwas gelegt hatte, las er in dem Schreiben seiner Mutter die ganze rührende Entwickelung in Liebenau, die ich meinen Lesern bereits erzählt habe.

Eine geliebte Mutter zu Hause zu wissen, die mit heißer Sehnsucht seiner Zurückkunft entgegen harrete, dieser Gedanke goß neues Feuer in alle seine Adern; mit Inbrunst erhob er im Gebeth seine Seele zu Hoffnung und Vertrauen, und begann seine Geschäfte,

Der Anfang derselben gieng leichter von statten, als er geglaubt hatte, er ward als Bevollmächtigter der Familie Arnold anerkannt, und man übergab ihm die Rechte: das reiche Erbe Walters zu übernehmen.

Aber nun gieng die eigentliche Arbeit und Unruhe an, Walters Besitzungen waren nicht nur sehr ansehnlich, sondern auch überall verstreut, er hatte auch durch ganz Süd-Amerika Schuldforderungen aussen stehen, welche jetzt einzuziehen sich nothwendig machten. Die Berichtigung so weitläufiger Geschäfte, setzte gefährliche Reisen, und einen langen, kostspieligen Aufenthalt voraus, der das unternehmendste Gemüth abschrecken und ermüden mußte.

Der edle junge Mann fürchtete jedoch weniger die Pfeile der Wilden, die Zähne der Schlangen und Tiger, den giftigen Hauch der Sümpfe, die lauernde Wuth der Krankheit, kurz die manigfaltige Todesgefahr, die ihm bevorstand, als den Gedanken: wenn er ihr unterläge, den großmüthigen Zweck seiner Reise vereitelt, die Erben seines Wohlthäters um ihren rechtmäßigen Reichthum kommen zu sehen; er zitterte, wenn er bedachte, was alles auf ihm, dem einzelnen, allein dastehenden Menschen, beruhe, und sein Leben, das ihm oft früher fast gleichgültig zu seyn schien, war ihm jetzt, seitdem er diese heilige Verpflichtung übernommen, und eine liebende Mutter wieder gefunden hatte, zu der größten Wichtigkeit erhoben. Entschlossen, es so theuer zu behaupten, als möglich, gebrauchte er überall die nöthigste Vorsicht, und ehevor er Philadelphia verließ, jene Reisen anzutreten, schrieb er seiner Mutter und Rudolph, daß er

die einstweilige Verwaltung der übernommenen Besitzungen, die er zum Verkauf ausgebothen, der Obrigkeit übergeben habe, mit einer genauen Anzeige seiner weitern Geschäftsreisen in Amerika.

Ueberhaupt hatte er alles so eingeleitet, daß, im Fall seines Verunglückens auf denselben, der Familie Arnold ihre Güter sowohl, wie ihre Ansprüche gesichert blieben.

Und so im Herzen beruhigt, trat er, im festen Vertrauen auf Gottes leitende Vaterhand, mit einem der Landessprachen kundigen jungen Neger, den er von dem ersten Sklavenschiffe, das er ankommen sah, kaufte, und dadurch, daß er ihm die Freiheit schenkte, sich auf immer verpflichtete, seine Reise an.

Auf seiner ersten Reise bis nach Quebeck war er noch immer glücklich gewesen, so vielköpfig ihm auch die Hyder des Eigennutzes, der Habsucht, der Chikane und des Geizes bei seinen kaufmännischen Erfahrungen vorgekommen war, er hatte sie durch ruhige Klugheit, durch besonnenen Gleichmuth, durch männliches Beharren auf seinem Rechte, befreundet und überwunden.

In Quebeck lernte er an einem jungen Kaufmanne, Quentz, aus Amsterdam, einen rechtschaffenen Freund kennen, als dieser im Begriff war, nach Europa zurück zu kehren, gab er ihm eine bedeutende Summe in Wechseln auf die Hamburger Bank lautend, an Rudolph und Marien mit, und fühlte sich froh und glücklich, einen so bedeutenden Theil der bereits erhobenen Erbschaft diesen trefflichen Menschen zustellen zu können.

Obwohl er nun weit grösseren Gefahren in den fremden, unbekannten Ländern entgegen gieng, so fühlte er sich doch, nachdem die erste Hälfte seines Geschäftes so glücklich beendet war, frei und lustig, wie der junge Vogel, der zum erstenmal den kühnen Flug durch's Reich der Lüfte versucht. Nach Landessitte, mit Trägern und Gepäck versehen, von seinem treuen oft erprobten Dolglu, so hieß sein von ihm freigekaufter Diener, begleitet, trat er die Reise in's Innere von Amerika an.

Ueber die sogenannten blauen Berge, die mit einer unbeschreiblich großen Menge von Kristallen bedeckt sind, die im Sonnenglanze so blendend strahlen, daß man sie wie leuchtende Piramiden von weitem erblickt, nahm er ostwärts seinen Weg in das Indianer-Land. Er kam über die Jakobshöhe und den Wolfsberg in die Alleghener Gebirge, und von da in die ungemein fruchtbaren Gegenden der Delewaren und Irokesen. Er gieng durch ungeheure Wälder, über unbebaute Flächen, wo er oft Tage lang keinen Hügel und keinen Baum zu sehen bekam, und nichts als großen Büffel-Heerden begegnete.

Auf dieser beschwerlichen Reise hätte eines Tages Julius und sein ganzes Gefolge beinahe den Tod gefunden, wenn nicht die waltende Vorsehung ihren rettenden Engel gerade in dem Augenblicke gesendet hätte, wo Hülfe am nöthigsten war.

In der ungebahnten Wildniß eines jener Amerikanischen Urwälder wurde die kleine Karavane von einem schrecklichen Gewitter überrascht, und verirrte sich immer weiter und weiter.

Langsam und mit Mühe giengen sie im morastigen Erdreich, das mit Lianen und andern kriechenden Gewächsen überzogen war, die ihre Füße wie in Netze verstrickten; mit jedem Schritte fürchteten sie in den Sümpfen zu versinken. Zahlloses Gewürm und ungeheure Fledermäuse schwirrten um sie; Klapperschlangen zischten ringsum. Mit dem Rollen des Donners vermischte sich das Gebrüll der Wölfe, Bären und anderer wilder und reißender Thiere, die im Walde sich verbargen. Schlag auf Schlag öffnete sich der Himmel und erfüllte das schauerliche Dunkel des Waldes mit blendendem Lichte. Die ganze Masse des Forstes neigte sich vor dem Sturm, und das Krachen der entwurzelten oder abgesprengten Bäume vermehrte die Schrecken der Natur. An manchen Stellen entzündete der Blitz den Wald; der Brand verbreitete sich wie ein flammendes Haar; Säulen von Funken und Rauch strebten zu den Wolken empor, und rollten, vom Sturme getrieben, ihre Gluten weit umher. Die müden und zum Theil verwundeten Füße versagten den armen Verirrten ihre Dienste, sie waren in Gefahr im Rauch zu ersticken. Julius — ganz in Gottes Willen ergeben — blickte — einen Ausgang suchend — still umher, auf einmal — o Wunder der rettenden Allmacht — hören sie den Schall einer kleinen Glocke und das Gebell eines Hundes in der Ferne.

Mit neuem Muthe belebt, eilen sie diesen hülfeverheissenden Tönen nach, und bald sehen sie einen Hund auf sich zueilen, der durch sein freudiges Geheul das Glück anzukünden sucht, sie gefunden zu haben, ihm folgt ein alter Einsiedler, eine kleine Leuchte tragend, durch die Schatten des Waldes.

„Gesegnet," ruft er aus, „sey die Vorsehung! ich suche euch schon lang; wir klingeln gewöhnlich, des Nachts und bei Ungewittern, mit der Glocke der Mission, die Wanderer zu rufen, und, wie unsere Brüder in den Alpen und am Libanon, haben wir unsere Hunde abgerichtet, die armen, in diesen Einsamkeiten verirrten, Fremdlinge zu suchen. Er hat euch vom Anfange des Gewitters schon aufgespürt, und mich hierher geleitet. — Gott sey gelobt, in all' seinem Thun, groß ist seine Barmherzigkeit, und seine Güte ist alle Morgen neu!" —

So sprach der apostolische Greis, der baarfuß, von Wasser triefend, verwundet an Händen und Gesicht von den spitzigen Stacheln mancher Sträuche, durch die er sich einen Weg zu den Verirrten hatte bahnen müssen, voran gieng.

„Aber, ehrwürdiger Greis! welch ein Herz schlägt in deiner Brust! Du, der nicht gefürchtet hat ein Opfer der Liebe zu werden," rief Julius auf, die ehrwürdige Hand an seinen Mund drückend.

„Gefürchtet?" versetzte der Pater mit Wärme, „fürchten? wenn Menschen in Gefahr sind, und ich ihnen nützlich seyn kann? Dann müßt ich ja wohl ein sehr unwürdiger Diener Jesu Christi seyn. Was ich hier für euch thue, ist sehr wenig. Ich bin ja nur ein unwürdiges Werkzeug der göttlichen Liebe meines Erlösers. — Fürchten? wo lebt der Streiter, der feig genug wäre, nicht seinem göttlichen Meister zu folgen, wenn Er mit der Fahne des Kreuzes in der Hand, und mit dem Haupte voll Blut und Wunden, zur Hülfe seiner Brüder den Pfad ihm zeigt?" —

„Verlieret nur nicht den Muth," fuhr er theilnehmend fort, „meine Grotte ist ziemlich nahe hier im Gebirg; dort könnt ihr euch trocknen und wärmen; alles, was ich habe, ist euer."

Nach einer halben Stunde gefährlichen Gehens in den Fußpfaden des Gebirgs langte Julius mit seinen Begleitern an der Grotte des Missionärs an. Es war in dieser Behausung nichts vorhanden, als ein geflochtener Teppich von Papajablättern, ein Schlauch um Wasser zu schöpfen, einiges hölzerne Geschirr, und auf einem Steine, der statt des Tisches diente, ein Buch und Cruzifix.

Der ehrwürdige Gastwirth eilte, Feuer von trockenen Lianen anzuzünden; er zerrieb Mais zwischen zwei Steinen, und, nachdem er einen Kuchen daraus geknetet, ließ er ihn unter der Asche rösten, und setzte seinen Gästen denselben vor. Auch Julius ließ von seinen Vorräthen aufsetzen, und so labte sich die ganze Gesellschaft.

Den Abend klärte sich das Wetter auf, und der Einsiedler lud Julius ein, sich mit ihm auf einem Felsstücke an der Thüre der Grotte zu setzen, wo sich eine unendliche Aussicht über die Wüste eröffnete. Die Indianer hatten sich in der Zwischenzeit so gut wie möglich Lagerstätten bereitet, und verschliefen die Beschwerden des Tages.

Julius erzählte dem Greis den Zweck seiner Reise und dieser versprach ihm: morgen nach vollendetem Gottesdienste ihn auf den rechten Weg, an die Mündung des Ohio zu führen. Von diesem frommen Manne erfuhr er auch viel Lehrreiches über die Indianer-Stämme, zu denen er kommen würde, und über

die Art mit ihnen umzugehen, was ihm in der Folge vom größten Nutzen war. Er machte ihn mit seinen frühern Schicksalen bekannt, und schloß: „Es sind nun fast dreißig Jahre her, seit ich diese Einöde bewohne, und morgen werden es zwei und zwanzig seyn, daß ich mich auf diesem Felsen niedergelassen. Als ich an dem Orte hier ankam, fand ich nur einige herumirrende Familien, deren Sitten wild, und deren Leben sehr elend war. Ich habe sie die Worte des Friedens vernehmen lassen, und ihre Sitten sind allmählig sanfter geworden. Sie leben jetzt in einer kleinen christlichen Gesellschaft vereint, am Fuße dieses Gebirges. Ich, meines Theils, weil ich fürchtete, ihnen beschwerlich zu fallen, habe mich in diese Grotte zurückgezogen. Hier bewundere ich, fern von den Menschen, und doch beinahe in der Mitte derer, die mich als Vater ehren, und Rath und Hülfe bei mir suchen, Gott in der Größe dieser Einsamkeiten, und bereite mich auf meinen Tod, den mich mein Alter bald voraussehen läßt.“ —

Jetzt verrichtete er gemeinschaftlich mit Julius sein Abendgebeth, und Beide ruhten sanft, von einem guten Gewissen in Schlaf gewiegt.

Lange vor dem Aufgang der Sonne, als es kaum zu grauen anfieng, machte sich die ganze Gesellschaft auf den Weg zur Mission. Bald kamen sie in eine Thalschlucht, in der sie eine Art von Wunder sahen. Es war eine natürliche Brücke von einer Bergspitze auf die andere, durch die man in die Haine des Todes — in den Gottesacker der Mission eintrat. Der Einsiedler hatte nämlich seinen Indiern erlaubt, ihre Todten nach ihrer Weise zu begraben, nur hatte er

diesen Ort durch ein Kreuz geheiligt. Der Grund und Boden davon war ein Gemeingut, und in so viele Loosstätten abgetheilt, als es Familien gab. Jedes Loos machte für sich einen kleinen Hain aus, der nach dem Geschmack und nach dem Herzen derjenigen, die ihn gepflanzt, eingerichtet war. Ein Bach schlängelte sich ohne Geräusch mitten in diesen Hainen, und man nannte ihn den Bach des Friedens. Dieser lächelnde Garten Gottes schloß gegen Osten zu mit der prächtigen Natur-Brücke; zwei Hügel begränzten ihn gegen Norden und Mittag; er öffnete sich nur gegen Westen. Hier erhob sich ein großer Tannenwald, dessen rothe, säulenartige Stämme, mit Grün marmorirt, eine prächtige Säulen-Halle bildeten, für diesen Tempel des Todes. In dem Walde herrschte ununterbrochen ein feierliches Rauschen, wie das Gemurmel einer Orgel, unter dem Gewölbe einer christlichen Kirche; aber wenn man in's Innerste dieses Heiligthumes drang, hörte man nur noch die Hymnen der Vögel, die dem Gedächtnisse der Todten ein immerwährendes Fest feierten.

Beim Ausgange aus diesem Gehölz entdeckte man das kleine Dorf der Mission, am Rande eines lieblichen Landsees gelegen, mitten auf einer blumen-besäten Wiese. Man kam in Gängen von wohlriechenden Gesträuchen, hinter welchen Eichen ihre Gipfel emporhebten, nach dem Dörflein.

Sobald die Indier ihren alten Seelenhirten in der Ebene ansichtig wurden, verliessen sie ihre Arbeit, und eilten ihm entgegen. Die einen küßten ehrerbietig sein Gewand; die andern unterstützten seine schwankenden Schritte; die Mütter hoben ihre kleinen Kinder auf

ihren Armen zu ihm empor, ihnen den Mann Jesu Christi zu zeigen, der väterliche Thränen vergoß. Er erkundigte sich im Hinwandeln nach allem, was im Dorfe vorgienge, gab diesem einen Rath, strafte sanft jenen, redete über den Unterricht der Kinder, tröstete die Leidenden, und Gott war in allen seinen Reden.

So begleitet langte endlich der ganze Zug am Fuße eines großen Kreuzes an, das sich auf einer kaum merklichen Anhöhe am Wege befand. — Hier war der Diener Gottes gewohnt das heiligste Geheimniß der Religion zu feiern: „Meine inniggeliebte Kinder, in Christo,“ sagte der Greis zu der Gemeinde, „der liebe Gott hat diese eure Brüder aus der Wildniß und aus Feuer- und Wassergefahr zu uns gerettet, und zu meiner großen Freude sehe ich, daß eure Erndten gestern vom Hagel verschont geblieben sind; da habt ihr zwei große Ursachen euerm himmlischen Vater zu danken. Laßt uns also das heilige Opfer feiern, und jeder bringe Andacht mit hinzu, tiefe Erkenntlichkeit und ein Herz voll Demuth.“ —

Alsbald kleidete sich der Diener Gottes in sein Priestergewand; die heiligen Gefäße wurden aus einer kleinen verschlossenen Lade am Fuße des Kreuzes hervorgelangt und der Altar auf einem Steine bereitet. Das Wasser lieferte eine Wunder reine Quelle, die unten am Hügel hervorsprudelte, und eine Traube von einer wilden Rebe reichte den Opferwein dar. Die ganze Versammlung lag in stillem Gebethe auf den Knieen im Grase, und das Geheimniß begann mitten in der Wildniß.

Die

Die Morgenröthe hinter den Bergen erscheinend, entflammte den weiten Osten. Alles war Gold oder Rose in der Einöde; das Gewässer spiegelte das bunte Feuer des Himmels zurück. Das herrliche Tages-Gestirn, durch so viel Glanz verkündet, schimmerte endlich aus einem Abgrunde von Licht hervor, und sein erster Strahl begegnete der heiligen Hostie, die der Priester den nämlichen Augenblick in die Luft erhob.

Alles war Anbethung; Julius fühlte sich in einen Himmel voll Liebe gehoben, und die Zähre der Rührung floß, während sein Herz den Bund der heiligen Taufe feierlich erneuerte, und sich ganz an Christus und sein Evangelium hingab.

Nachdem das heilige Opfer vollendet war, bothen diese guten Naturkinder unserm Julius und seinem Gefolge ein einfaches Frühstück an, und nachdem er es verzehrt, führte ihn der Priester bis nahe an die Mündung des Ohio, wo sie so herzlich, so innig, so mit Thränen der Zuneigung Abschied nahmen, wie Vater und Sohn, die sich auf dieser Erde wohl kaum mehr zu sehen hofften.

„Gott sey dein Schutz, und sein heiliger Engel dein Geleitsmann auf allen deinen Wegen," rief ihm der engelgute P. Augustin noch zu, und verschwand schnell im nahen Gebüsche.

Bald kam nun Julius und wohlbehalten in Neu-Orleans an, wo er seine Geschäfte beginnen mußte.

Die Wunder einer reichen, erstaunungswürdigen Natur, die sich hier vor seinem forschenden Blicke entfalteten, beschäftigten jetzt seine Seele mit immer neuer mächtiger Anziehungskraft. Der merkwürdigste Wasser-

fall des Mississippi-Flusses, St. Anton genannt, den die Indianer die Wohnung des großen Geistes nennen, empfieng ihn, in einer Entfernung von vier Meilen mit seinem dumpfen unterirdischen Geräusche, er stand etwa zwanzig Schritte vom Eingange der verborgenen, noch nicht ergründeten Höhle, wo er in einen Abgrund hinabdonnerte, da alles unter seinen Füssen zitterte und bebte, da riß ihn der vorsichtige Dolglu hinweg von dem unsichern Rande, und führte ihn auf sicherem Canot zum freundlichen Lorenzo-Flusse nach Canada, und von da zu den schäumenden Wasserstürzen des Niagara-Flusses.

Ueberall vermehrte Julius seine Kenntnisse, trieb seine Geschäfte mit kluger Vorsicht und regem Eifer, und war bei den Redlichen jeder Nation willkommen und beliebt.

Die Gastfreiheit der Indianer ist berühmt, und erstreckt sich auch auf Fremde, wiewohl sie eine vielleicht nicht ungerechte Scheu gegen die Weißen haben; Julius, dem sein Dolglu, der alle Sprachen der Wilden verstand, immer zum Dollmetscher diente, der von diesem stets als ein guter, menschenfreundlicher Herr geschildert ward, fand überall die günstigste Aufnahme; man bot ihm die Friedens-Tabakspfeife an, ließ ihn mitfahren in den aus Baumrinden geschnitzten Canots, mit dem sich diese muthigen Söhne der Natur dem Wasserlaufe überlassen, und lud ihn zu ihren häuslichen Vergnügungen und Opferfesten ein.

Eines Tages war er in der Hütte eines der vornehmsten Familienhäupter, und vor den ruhig mit ihm schmauchenden Aeltesten spielten, auf einer schönen, grünen Wiese, vier junge Mädchen Ball, das ist (sie

trieben nach Landesart einen kleinen Ball mit leichten Stöcken immer vor sich hin, der beständig in der Luft schweben muß, und den Boden nie berühren darf. Wer ihn fallen läßt, wird ein Gegenstand des Spottes, der Vorwürfe und sogar der Verachtung; und unglücklicherweise fiel er gerade jetzt, da die artigen Indianerinnen ihre Geschicklichkeit vor dem fremden liebenswürdigen Gast recht geltend zu machen suchten.

Einmüthig gab man der Jüngsten die Schuld dieses Verstosses, und setzte sie mit so zornigem Geberdenspiel zu Rede, daß Julius, ohne die Sprache zu verstehen, wohl begreifen konnte, wie sehr man sie ausschalt. Erst jetzt lenkte sich seine Aufmerksamkeit auf das arme Mädchen; sie hieß Valide. Beschämt und die Thränen des beleidigten Ehrgefühls zurückdrängend, stand sie da, mit gesenktem Köpfchen, und bedeckte sich das Gesicht mit einem Palmblatte, das sie wie im Zorne gebrochen hatte. Ihre Gestalt, ihre Züge, ihr Benehmen, alles war anmuthiger, wie an den andern, vielleicht verfuhr man deshalb doppelt hart mit ihr.

Julius forschte nach der kleinen Ungeschickten, es war eine junge im Kriege mit einem fremden Völkerstamme erbeutete Waise, die man, wie es oft geschieht, in die Familie jenes vornehmen Familienhaupts übertragen hatte, und die wohl nicht immer heitere Tage sehen mochte; gerührt von so widrigen Ereignissen, stand er jetzt auf, ergriff wie im Scherz den runden Arm Validens und umgürtete ihn mit der zierlichen Spange eines goldenen Armbands, dann hielt er ihr einen kleinen Spiegel hin, Geschenke, welche die Indianer sehr hoch anschlagen, und indem er ihr angedeu-

tet hatte, daß sie beides zum Trost für ihr Mißgeschick behalten sollte, schlüpfte er schnell wieder in den bedächtigen Kreis der Alten, die, da Valide ihnen fremd war, über seine Freigebigkeit empfindlich schienen. Die Mädchen entfernten sich indessen bald darauf, Valide schien getröstet und beneidet, und Julius hatte in wenig Tagen jenen ihm unbedeutenden Vorfall vergessen.

Da trieb ihn eines Tages die drückende, im Sommer dort sehr überhand nehmende Hitze, im Schatten eines schönen hohen Tulpenbaumes Schutz dagegen zu suchen, und bald fiel er in einen sanften Schlaf, und wähnte sich unter den Liebsten seines Herzens auf heimathlichem Boden; — da — weckte ihn ein plötzlicher, dicht neben ihm niederfallender Stein, und als er erschrocken in die Höhe fuhr, ringelte sich, zerschmettert unter diesem, eine furchtbare große schwarze Schlange, vor ihm aber stand Valide, wie eine spartanische Zielwerferin, den Arm mit der Goldspange hoch aufgehoben, und jetzt mit Freudengeschrei zu seinen Füssen sinkend, in unverständlichen Worten auf den erlegten Feind, mit einer Sieger-Miene, zeigend.

Julius hob das Mädchen auf, die offenbar die Retterin seines Lebens war, denn ohne den geschickten Wurf ihres Armes wäre dieser Schlaf wahrscheinlich sein längster geworden; er drückte sie dankbar an seine Brust; da kniete Valide nochmal vor ihm nieder, kreuzte die Arme über die Brust und küßte den Boden zu seinen Füßen, das hieß in ihrer Sprache: „sie mache sich zu seiner Sklavin, und huldige ihm als ihrem neuen Gebiether.“ Auch war dieß der Sinn ihrer Rede, die jetzt über die anmuthigen Lippen brach, wie einzelne Regentropfen auf grüne weiche Blätter —

denn mit jenem zarten Geschenke, oder vielmehr durch sein ehrenvolles Begütigen ihrer kleinen Vergehung, gewann er das dankbare Herz dieser jungen Unglücklichen, die schon in zarter Jugend nichts als Härte erfahren hatte, sich überall fremd und gedrückt fühlte, und daher eine Huld, die ihr noch nie wiederfahren war, doppelt zu schätzen verstand. Auch hatte sie seit jenem Tage von den Vorwürfen der Alten, dem Neide der Jüngern und dem Spotte ihrer Gespielinnen so viel zu erdulden, daß sie den Muth faßte, da doch einmal Sklaverei ihr Loos war, sich einen gütigern Herrn zu suchen; dieser Gedanke dämmerte erst dunkel, dann stand er hellaufflammend in ihrer Seele, und bald zum festen Entschlusse gereift, schlich sie hinter Julius her, sich ihm verständlich zu machen. Sie sah ihn sich unter den schattigen Tulpenbaum betten, und entschlummern, mit der sorgsamen Treue, die diesen Naturkindern eigen ist, bewachte sie seinen Schlummer, sah mit Entsetzen das schwarze Ungethüm auf seine erspähte Beute lauernd aus dem Hinterhalte hervorrascheln, und im Zielwerfen von Kindheit an geübt, ergriff sie, dasmal mit zitternder Hand den Stein. Wie, wenn sie jetzt fehlte, wenn sie statt des giftigen, schleichenden Unholds, den gütigen ruhigen Schläfer traf! —

Valide schlug das leuchtende Auge zur Sonne, die dazumal noch ihre Gottheit war, empor. „Nur einen deiner mächtigen Feuerstrahlen in meinem Blicke! deine Diamanten hervorlockende Kraft, wie sie den Stein dazu veredelt, in meinem Arme! Du meines Volkes segnende Gottheit! (so flehte das zagende Mädchen) und ich treffe — ich rette ihn! —

Und der Stein flog — traf, zerschmetterte die Schlange und rettete den Schlafenden.

Julius übersah das alles mit einem Male, er fühlte sich tief erschüttert, und innigst vom Danke durchdrungen eilte er mit ihr zu ihrem bisherigen Herrn, sie loszukaufen. Dolglu machte den Dollmetscher, und bald gehörte — Valide unserm Julius an, der in ihr die Erhalterin seines Lebens sah.

Jetzt mußte er weiter reisen, das hellbraune Mädchen legte männliche Kleidung an, nannte sich Edli und schickte sich an, ihrem Herrn zu folgen, es ging in die herrliche Gegend nach Westen hin! Und man kam glücklich nach Florida, dann nordwestwärts nach Havanna, wo er ebenfalls durch Zahlungs-Geschäfte einige Zeit aufgehalten ward.

Julius hatte jetzt Erfahrungen mancher Art gesammelt, er war die mächtigen, Meilen-breiten Ströme gefahren, die Amerikas finstere Wälder durchschneiden, er hatte das wunderbare Schaffen der Natur in ihrer Werkstatt, und die Menschen im Schlangengange ihres verschiedenen Thun und Treibens belauscht, seine Kenntnisse waren vermehrt, erweitert, sein Charakter gegründet, und was mehr noch sagen will, als das alles, sein Herz hatte sich rein und unbefleckt erhalten, denn mit ernstlicher Liebe suchte er stets das Edle, und entfloh dem Gemeinen. — Sein Herz sehnte sich nach den lieben Seinigen, und wohl manchmal, im heitern Hinblick in die Zukunft, dachte er sich die sanfte, fromme Cölestine als Gattin an seiner Seite, aber dieser Wunsch machte ihn nicht unruhig; denn er stellte ihn

vor Gott, und überließ sich ganz seiner weitern väterlichen Vorsorge und Führung. Und dieses Vertrauen, an dem sich sein Muth immer aufs neue wieder hob, hatte er jetzt doppelt nöthig, denn der amerikanische Krieg mit den Wilden war losgebrochen, und das Beil, jenes furchtbare Ankündigungs-Zeichen desselben, bei allen wilden Völkern nun aufgerichtet. Auch auf dem Geschäftspfade unsers Helden schimmerte dieses todtbringende Werkzeug der Hölle. Es voraussehend, hatte er die vorsichtigsten Maßregeln zu Sicherstellung seines anvertrauten und erworbenen Vermögens getroffen, bedeutende Wechsel nach Quebeck geschickt, und da er Kenner von Edelsteinen war, köstliche Saphire, funkelnde Hyazinthen, und Aquamarins, Opale, Berille, und Diamanten, für die ausgezahlten Summen gekauft, die sich leichter verbergen liessen, als Gelder, und jetzt kam er nach Portobello, wo alle Schätze Amerikas hinkommen, und die spanischen Gallionen, die sich zu Carthagena befinden, landen, um an diesem Orte, der zum Schauplatze einer großen, weltberühmten Messe dient, wo in dieser Hinsicht die vorzüglichsten Handelsgeschäfte gemacht werden, sowohl seine Juwelen zu verkaufen, als auch von einer creolischen Wittwe eine an das Walterische Erbe schuldige Zahlung zu erheben.

Das Clima dieser mit Reichthümern überhäuften, und seit einem, von dem englischen General Veron im Jahre 1740. geschehenem, Ueberfalle erst neu erbauten Stadt, ist so ungesund, daß man sie gewöhnlich das Grab der Spanier nennt, weil sie eine unglaubliche Menge, zu der reichen Messe kommende Fremdlinge, von den mephitischen Dünsten hingerafft, plötzlich in ihrem Bezirke als Todesopfer fallen sieht.

Julius wußte, daß er hier vielleicht dem Tode entgegen gieng, allein er war so wenig, wie der Eroberer beim Eintritte in die Schlacht, fähig, zu zittern. Wer auf dem Wege des Berufs mit unbescholtenem Gefühle, reinem Vorsatze und kräftiger Ausdauer wandelt, den beschirmt die Macht des Allgütigen, dem das Reich ist, und die Kraft, und die Erde! —

So dachte der muthige Jüngling und landete fröhlich mit Dolglu und Edli, die in der Zwischenzeit die Sprache Julius so ziemlich verstehen gelernt hatte, in Portobello.

Die Messe war bereits angegangen, Gold, Silber und Edelsteine nebst andern Waaren ausgelegt; die Häuser waren vollgepfropft, die Strassen wimmelten von Menschen, der Hafen war mit Schiffen bedeckt, Gold- und Silberbarren lagen auf den Strassen, auf den Dämmen, auf dem Marktplatze in Haufen, und doch ereignete sich, trotz des Lärmens und Gedränges, nie ein Diebstahl oder Verlust.

Aber mitten durch das freudige Gewühl der habsüchtigen Menge schlich der verpestete Athem der Krankheit, und auf den noch rechnenden Wucherer lauschte der Tod hinter dem erbeuteten Mammon, und die Hitze, die der kühle Seewind, von hohen Bergketten abgehalten, nicht mindern konnte, trieb die Gewinnsüchtigen auseinander, und warf sie aufgelößt und entkräftet unter die dicken Bäume, die ihnen Schutz für die stechenden Sonnenstrahlen gewährten. Dann wandelten sich die häufigen, von keinem Luftzuge gereinigten Dünste, die schweres Gewölk veranlassen, in heftige Regengüsse, und furchtbar hallte der Donner, vom Echo meilenweit vervielfältigt, vom Geschrei der

Affen, die sich in diesen Gebirgen aufhalten, und nie gellender und abscheulicher laut werden, als wenn das Donnergebrüll durch die Felskette dröhnt, begleitet, zum Schrecken aller lebendigen Wesen in der Natur. War dann das Gewitter vorüber, so musizirten die quackenden Frösche, die summenden Schwärme von Fliegen und Mücken, die zischenden Schlangen, und eine unzählige Menge verschiedener Thierarten, jedes auf seine Weise, während dem der Regen in Strömen herunter fiel, und alle Flächen in Seen, und jeden Bach in einen reissenden Strom verwandelte.

Die Creolin, bei der Julius jene Zahlung zu erheben hatte, war eine der reichsten dieser Nation, und wohnte nach der Landessitte nur zur Zeit der Messe in Portobello; nach Abfahrt der spanischen Gallionen, und Versendung der Waaren nach Peru auf dem Flusse Chngre, ging sie nach Panama zurück, wo sie ein üppiges Leben führte. Sie stammte von den wilden Indianern, welche früher die fruchtbaren Thäler von Carthagena bewohnten, Götzendiener waren, und als ein sehr kriegerisches Volk mit steinernen Schwertern und Spießen von Palmholz, in den Krieg zogen, zuvor aber dem Abgotte Chiappen, ihrem vornehmsten Götzen, Menschenopfer, am liebsten Kinder und Jungfrauen, zu bringen pflegten. Ein reicher Creole hatte sie geheirathet, und ihr bei seinem Tode alle Reichthümer hinterlassen, die er besaß. Geizig, wollüstig, eitel und blutdürstig, hatte sie alle Fehler ihres Gatten mit den grausamen Eigenheiten ihres Stammes vereinen lernen, und durch ihre Schätze in den Stand gesetzt, allen ihren Neigungen zu willfahren, lebte sie auf die anstößigste Weise.

So war das Weib, zu dem jetzt unsern Julius seine Geschäfte führten. Davon unterrichtet, verlangte sie den Bevollmächtigten der Waiterschen Erben zu sehen, da sie hörte, daß es ein junger, artiger Europäer sei, denen sie sehr geneigt war.

Mit asiatischer Pracht empfing sie ihn. Geschmacklos mit Gold, Perlen und Edelsteinen bedeckt, das krause Haar mit einem kostbaren Diadem von Smaragden geziert, und leicht in ein baumwollnes Tuch gewickelt, lag sie in ihrer Hängematte, die zwei Sklavinnen, zur Abkühlung der fetten Person, unaufhörlich hin und her schwenken mußten, während ihr eine andere mit einem Fächer von dünnen Palmblättern an einem Stabe von wohlriechendem Holze frische Luft zuwehte. Ueber ihrem Haupte spreitete ein Flamant die weiß und purpurfarbenen Flügel, wie eine feurige Decke aus, und ein zahmer Leopard lag, wie ein treuer Wächter in unserm Lande, an einer goldenen Kette zu ihren Füssen. Die Luft war mit balsamischen Düften erfüllt, und in goldenen Gefäßen und kristallenen Vasen prangten Feigen und Granaten, und alle Früchte der heißen Zone, mit dem Glanze eines seltenen Blumenflors umschlungen.

Nur eines war häßlich — der Seele und dem Leibe nach — die Besitzerin all dieser Armseligkeiten, die die Welt Herrlichkeiten nennt.

Ihre schwarze Seele wohnte in einem mißgestalteten Leib; und sie glich in Hinsicht ihrer braunen Farbe, dicken Kopfes, spitzer Nase, kleinen Augen und Ohren, und übertriebener Korpulenz einem Waschbär, während sie stolzer wie der Pfau, auf ihre Schönheit zu seyn schien.

Der edle Jüngling wurde von dieser Megäre gleichsam gezwungen, in ihre Wohnung zu ziehen, und Julius konnte um des leidigen Geschäftes willen, damit es von ihr nicht in die Länge gezogen würde, das Anerbiethen nicht ausschlagen. Der feinfühlende Jüngling überwand seinen Widerwillen, und behandelte sie mit der Achtung und dem guten Ton, der immer eine Frucht einer guten und sorgfältigen Erziehung und eigener Ausbildung zu seyn pflegt. Als er aber täglich neue Grausamkeiten, die sie gegen ihre schwarzen Sklaven ausübte, hören, wohl gar oft mitansehen mußte, — sehen mußte, wie sie diese unglücklichen Geschöpfe oft zum Vergnügen zu peitschen, zu peinigen und zu geisseln befahl, erfahren mußte, wie sie seiner Tugend und Unschuld alle möglichen Fallstricke legte, da konnte er diese ausgeartete, widrige Tyrannin zuletzt nicht ohne Abscheu ansehen.

Diese fühlte sich von seiner Verachtung und Kälte empört, und um sich schauend mit der Arglist des auf seine Beute lauschenden Tigers, glaubte sie endlich in Validen die Ursache derselben gefunden zu haben.

Daß Edli ein Mädchen war, daß sie mit Leib und Seele, wie Dolglu an ihrem Herrn hieng, weil sie dieser mit Güte und Menschenfreundlichkeit behandelte, — ein Benehmen, das ihrer schwarzen Seele ganz fremd war; alles dieses war ihr in Kurzem einleuchtend, und nach ihren Ansichten mußte demnach unausbleiblich der fürchterlichste Haß auf die unschuldige Valide fallen. Ausgearteten Gemüths überließ sie sich ihrer eifersüchtigen Rache, und kaum waren acht Tage verflossen, seit Julius in ihrer Wohnung war, so verschwand auf einmal Edli, ohne daß man ihr Schicksal ahnen konn-

te. Julius und Dolglu suchten das unglückliche Mädchen mit ängstlicher Hast auf allen Marktplätzen und Flecken, und Diego de Rios Wittwe vereinte mit schlauer Verschlagenheit ihre Nachforschungen mit den ihrigen, gleichwohl blieb alle diesfalsige Bemühung vergebens, und Julius eilte mit seinem beständig trauernden Dolglu, den ihm nun doppelt verhaßt gewordenen Ort zu verlassen.

Allein so wohlfeil sollte auch er nicht davon kommen, die verschmähte Liebe des blutdürstigen Weibes heischte Rache, und um sie vollständig zu machen, mußte es **dem** das Leben kosten, der es gewagt hatte, mit frommer Seele die Tugend und Unschuld höher zu achten, als die feilen Reize dieser niederträchtigen Buhlerin; da sie aber keine Gelegenheit verabsäumte, ihren Reichthum zu vermehren, so mußte der entscheidende Schlag in dem Augenblick der Abreise geschehen, um die Zahlung, die jetzt geleistet war, und vielleicht noch mehr von Julius Haabe zu erhalten.

Das Schiff war segelfertig, und die Creolin bewog ihren Gast unter der Larve der höchsten Freundlichkeit, mit ihr auf einem Fahrzeuge, in dem sie ihn bis nach Carthagena geleiten wollte, die Ueberfahrt zu machen.

Ein kühler Seewind reinigte die gluthvolle Atmosphäre, und lustig eilte das Fahrzeug aus dem Hafen ins Meer, da warfen sich die gedungenen Mörder auf den arglosen Europäer, und stürzten ihn rücklings, ehe er sich's vermuthete, ins Meer. Ein teuflisches Hohngelächter scholl aus dem Munde der Furie dem Betäubten nach, aber wie ein Sturmwind, den die Klüfte plötzlich herabsenden, flog jetzt Dolglu — der **treue Dolglu**, in die donnernde Brandung, daß die weiß-

schäumenden Wellengebirge über ihn zusammen schlugen. Er theilte sie, ein geübter Schwimmer, und bald erschien er, und trug den Schwererrungenen herauf aus dem Strudel der Unterwelt.

Wüthend befahl die Megäre, vergiftete Pfeile nach ihm zu werfen, allein der Sturm der Küste erwachte, und warf sie ohnmächtig in die gepeitschten Schlünde zurück; da theilte das Schiff, auf dem Julius reisen wollte, mit weißem Schwanenflügel die Wogen, man eilte das Hülfsboot auszusetzen, und Dolglu war glücklich genug, es zu erreichen, und den Ohnmächtigen, den er gerettet hatte, aufs Schiff zu bringen.

Die Creolin wandte jetzt das Fahrzeug und floh in den Hafen zurück, sie hatte einen ansehnlichen Theil von Julius Vermögen, das noch auf diesem war, erobert, und tröstete sich, daß wenigstens ein Theil ihres Planes gelungen war; ein anderer konnte ihr eben so wenig fehlen, die unglückliche Valide war in ihrer Gewalt, und nach Menschenfleisch lüstern, beschloß sie, das jugendliche Geschöpf ihrem Götzen zu opfern, und sogar selbst zu verzehren, da sie nur höchst selten diesen unnatürlichen Appetit, ihr abscheuliches Erbe, befriedigen konnte.

Kaum war sie in ihre Wohnung zurückgekommen, so eilte sie in das dunkle Gemach, wo sie Validen dem Tode aufsparte, und gern für ihren Gaumen gemästet hätte, wenn diese nicht für Thränen und Kummer alle Nahrungsmittel von sich gewiesen hätte. Die Unglückliche saß an dem Gitter ihres Gefängnisses, und labte sich an den Mondstrahlen, die mit Silberlicht durch dasselbe brachen; sie erfüllten das glaubende Herz des armen Kindes mit frommem Vertrauen; nein! sie war

nicht verlassen! der Mond, den sie sich von Jugend an zu ihrem besondern — Schutzgeist — erwählt hatte, suchte sie ja noch auf, und auf dem einen, flammenden Strahle sandte er ihr den himmlischen Trost in's Herz, und war ihr Tod beschlossen, so trug, das glaubte sie nach ihren heidnischen Begriffen, eben dieser Glanz die scheidende Seele in das klare Gefilde des ewigen Glanzes, wo ihr so manches ihrer hier beweinten Lieben vorausgegangen war.

Valide sah mit schreckhafter Befremdung die eintretende Kanibalin, die, fast erschrocken vor der ruhigen Fassung des Mädchens, die zornigen Blicke zu Boden senkte, und vor Wuth kaum sprechen konnte, sie faßte jetzt die Unglückliche, den Stahl, der in ihrer Hand blinkte, in ihre Brust zu senken, — da blendete sie das plötzlich stärker hervorbrechende Mondenlicht, vor welchem auch die Indianer ihrer Nation eine abergläubische Verehrung haben, und sie glaubte eine Erinnerung ihres Götzen in dieser Erhellung zu finden, das Opfer in seiner Nähe zu vollziehen.

Sie schleppte Validen mit sich fort, und stieß sie endlich in das Seitengemach, wo sie den Abgott verborgen hielt. Jetzt bereitete sie alles zu dem blutigen Morde vor, während Valide in todtenähnlicher Ohnmacht zu ihren Füßen lag; sie zündete die düstre Leichenfackel und den Scheiterhaufen vom harzigen Copalbaume an, das wie Bernstein brennt, und einen Weihrauch-Geruch verbreitet, dann schliff sie den Dolch, und holte die silberne Schale herbei, in der sie das Blut des Opfers auffangen wollte.

Eben wollte sie nun das teuflische Werk beginnen, da — geschah ein entsetzlicher Knall, das Götzenbild

stürzte von seiner Erhöhung, die Fackel verlosch, in dumpfen, feuerrothen Gluten dampfte der Scheiterhaufen, und von Angst ergriffen stürzte jetzt das fliehende Ungeheuer zu Boden, während Valide, vom einströmenden Kerzenschein erwachend, sich im Reiche des ewigen Lichtes, vom Todesschlaf erwacht, glaubte.

Ein Schuß war ins Gemach gefallen, und herein stürzte Dolglu, an der Spitze mehrerer Bewaffneten, den rächenden Dolch in aufgehobener Hand, bereit, die Creolin zu durchbohren, die unter den Trümmern des Götzenbildes Schutz suchte und sich zu verbergen strebte. Die todtenbleiche Valide entwaffnete mit ihrem geistergleichen Anblicke des Zornigen Wuth, er ließ den Dolch fallen, gab das Ungeheuer in die Gewalt der Bewaffneten, die es in Ketten legten, und nahm die noch immer bewußtlose Valide in seinen Arm, und eilte mit ihr hinaus aus dieser Mörderhöhle an's Licht.

Der treue Dolglu sah den geretteten Gebieter kaum außer Gefahr auf dem Schiffe, das nach Carthagena fuhr, als er diesen um Erlaubniß bat, auf einem Boote nach Portobello zurück zu fahren, um die Creolin wegen ihrer Unthat bei der Obrigkeit zu verklagen, und die Gelder, so wieder in ihre Hände gekommen waren, zurück zu fordern. Julius, noch ermattet und krank, von der Treue seines Retters überzeugt, war dieses gern zufrieden, und beschloß den braven Neger in Carthagena zu erwarten.

Dolglu eilte, so schnell er konnte, nach Portobello zurück, zum Stadthalter, und zeigte die meuchelmör=

derische Verrätherei der Creolin an, er fand um so leichter Glauben, da diese schon manches heimlichen Verbrechens verdächtig war, und, von der Wache begleitet, drang er in ihre Wohnung, wo es ihm, von den Sklaven, die ihre Peinigerin haßten, unterrichtet, leicht ward, jenes Gemach zu finden, wo sie Validens Tod beschlossen hatte.

Es war verschlossen, und während man die Thüre gesprengt hatte, richtete einer der Neger, der die Grausame zu tödten wünschte, das Feuergewehr hinein, der Schuß fiel, und traf das Götzenbild; Dolglu stürzte ihm nach, seinen Herrn zu rächen, und zum Lohn seiner Treue fand er die geliebte, von ihm schon als todt beweinte Valide, die ihren Lebensretter, den sie immer als einen wackern Jüngling und treuen Diener geachtet, nun innig entgegen liebte.

Dolglu setzte seine Bemühungen bei der Obrigkeit fort, er erhielt alles zurück, was seinem Herrn gehörte, und die schändliche Verbrecherin ihrem Schicksale und ihrer gerechten Strafe überlassend, eilte er, so geschwind er konnte, mit Validen zu seinem lieben Herrn nach Carthagena zurück.

Dort umarmte das treue glückliche Paar die Kniee ihres Herrn, und legte das neugewonnene Eigenthum vor ihm nieder, seine Erlaubniß zu ihrem Ehebunde erbittend.

Nichts konnte unsern Julius angenehmer überraschen; — Validen gerettet und als Belohnung des treuen Dolglu zu sehen, war eine selige Empfindung für sein edles Herz; er schloß beide in seine Arme, und von dieser glücklichen Stunde an waren diese beiden Kinder der Natur mehr seine Freunde, als Diener.

Julius

Julius hatte nun den größten Theil seiner Geschäfte in Terrafirma, wo Panama, Portobello, und Carthagena liegen, zu Ende gebracht; sein Juwelenhandel hatte ihm ein eigenes beträchtliches Vermögen erworben, und er dachte jetzt sich nach Philadelphia zurück zu verfügen, um alles zu beenden, ehe die Kriegesflamme noch weiter um sich griff, und — o! mit welchem Entzücken dachte er daran! — die Abreise in die Heimath, wo seiner eine treue Mutter, und eine Cölestine harrten, zu beschließen.

Schon nahte der Tag, wo er Carthagena verlassen sollte, da ging er noch auf den hohen Berg, der in einiger Ferne von der Festung stolz übers Meer hinaus schaut, und ein Augustiner-Kloster auf dem Gipfel trägt, um die vortreffliche Aussicht zu genießen, die Land und Meer uneingeschränkt in einem ungeheuren Halbzirkel darstellt, und in der Kapelle zu bethen, denn innige Rührung, sich in diesen fremden Gegenden so wunderbar aus so vielen Gefahren gerettet zu sehen, warf ihn am Fuße des Hochaltars nieder. In innigem Gebete, und in Empfindungen und Rückerinnerungen versenkt, von allem Irdischen ganz losgeschelt, seines körperlichen Daseyns sich unbewußt, schwebte dem Auge seines Geistes ein liebes, wohlbekanntes Bild vorüber. — Es war die fromme, himmelanstrebende Cölestine, in das Kleid der Unschuld gekleidet, eine Lilienkrone auf dem Haupte, die mit Augen voll himmlischen Wohlwollens und Zärtlichkeit ihn anblickte, dann hinaufwies mit der Palme, die sie in der Rechten trug, und so seinem Blicke entschwebte.

Julius war nichts weniger als abergläubisch, aber eine Ahnung sagte ihm deutlich, Cölestine wandelt nicht mehr unter den Sterblichen; ihr Engel hat sie heimgeholt in die Wohnungen seliger Geister. Sein Auge füllte sich mit Thränen, aber in sein Herz senkte sich der Friede Gottes herab; er war ruhig und voll frommer Hingebung. In seinem Kalender fand er, daß heute gerade der Himmelfahrtstag Jesu Christi, Cölestinens Geburts- und sein Errettungs-Tag sey.

„Reine Engelsseele — wohl ein herrlicher Himmelfahrtstag für dich,“ — sprach er wehmüthig, im Herabgehen vom Berge — „lang kann mein Wesen von deinem nicht getrennt bleiben, laß mich, o mein Gott, nur so leben, daß wir uns in Vater Arnolds Armen wieder finden im Lande ewiger Vereinigung.“

Das schwerste Opfer seines Herzens war auf den Altar der ewigen Liebe kindlich ergeben niedergelegt, und ruhig kam er jetzt in seine Wohnung — eingeweiht für ein höheres Leben — zurück. Da nahte sich ihm Valide, und mit dem süßen Ausdrucke kindlicher Demuth, der ihr bei seiner gütigen Behandlung so eigen geworden war, warf sie sich vor ihm nieder.

„Herr,“ sprach sie, „der du so gütig bist, wie der höchste Geist, und den himmlischen Strahl deiner Wohlthaten überall um dich her verbreitest, höre deine Sklavin, die dich anfleht um dein Erbarmen für einen unglücklichen Mann von deiner Farbe, der auf einem Sklavenschiffe von Nordamerika hierher gekommen ist, und dem Tode entgegen schmachtet. Kummer und Krankheit haben den armen Weißen darnieder geworfen, und der Geist des Todes umrauscht ihn mit schwarzem Fittig, sein grausamer Herr wird ihn um

wenig Gold verkaufen, da er bereits des Todes Beute in ihm erblickt, ach, er ist noch überdieß an den Händen verstümmelt, aber wenn du ihn kaufst, so will ich ihn schon pflegen, und ihm ein kühlendes Getränk bereiten von Tamarindenfrucht, und Campeschengummi in Wasser auflösen, und bei ihm bleiben, die Moscowitos abzuwehren von dem Mooslager, auf das ich ihn betten werde; da wird er besser werden, und dir dienen, wie ich und Dolglu, und deine Güte erkennen!" —

Julius hob die Bittende auf. „Wie oft soll ich dir noch sagen, Valide," — sagte er sanft verweisend — „daß du nicht niederknieen sollst vor mir, und daß du nur vor dem höchsten Geiste deine Kniee zu beugen hast? Komm! führe mich zu deinem Schützling, ich bin bereit, alles zu thun, was ihm nützen kann."

Da hüpfte Valide freudig voran, wie ein junges Reh, und Julius folgte ihr in die am Strande aufgeschlagenen Hütten des Sklavenhändlers. Sein menschenfreundliches Herz blutete beim Anblicke dieser Unglücklichen, die er gern alle gerettet hätte, und sie führte ihn zu dem Lager des Sklaven, der still und ruhig seine letzten Augenblicke zu erwarten schien; er war, wie die Eskimos, mit einer Thierhaut bekleidet, und in eine Kappe gewickelt, die ihm Kopf und Hals bedeckte, kaum konnte man den weißen, bleichen Schimmer seines Gesichtes unterscheiden.

Julius eilte zum Sklavenhändler, er gab vor, ein Arzt zu seyn, und den Leichnam dieses Sklaven zu einer anatomischen Untersuchung zu bedürfen; seine List gelang; er bekam den Halbtodten um ein mäßiges

Kaufgeld, da der Händler sich freute, diesen noch auf irgend eine Art anzubringen.

Valide holte Dolglu, und die beiden jungen Wilden trugen den Kranken sanft in ihre Wohnung, da begann Valide mit sinnigem Fleiße ihren medizinischen Prozeß, und schon den andern Morgen kam sie zu Julius, und meldete ihm: daß der Kranke besser sey, und der Geist der Träume ihn die ganze Nacht heimgesucht habe, denn er habe immer leise gesprochen, ohne ein Auge aufzuthun, jetzt habe er sich aufgerichtet, um sich geblickt, und als er Niemanden, als seine Pflegerin, bemerkte hätte, auf alle mögliche Art seinen gerührten Dank ihr zu erkennen gegeben.

Julius, über diese Nachricht erfreut, eilte zu dem Losgekauften, der jetzt, von Dolglus Hand aus seiner Garderobe anständig gekleidet, auf dem Lager saß, und das Haupt fromm gesenkt, die Hände über die Brust gefalten, seinen jungen Wohlthätern zu danken schien. Julius nahte sich der bleichen Gestalt, und — that einen Ausruf des Erstaunens. Der Kranke richtete jetzt das Haupt empor, schlug die halbgeschlossenen Augen auf, und — „o mein Gott!“ — rief er in deutscher Sprache innig bewegt.

Da stürzte Julius zu ihm hin: „Ehrwürdiger Vater Augustin! — o mein theurer Freund! wie kommen Sie hierher?“ —

„An der Hand des Herrn, — aus dem Ofen der Trübsal,“ antwortete P. Augustin zurücksinkend, und die Verklärung des Schmerzens und der Freude floß wie Sternenschimmer über die ehrwürdigen Züge des Erblassenden hin; da reichte ihm Valide ein Getränk aus gebrannten Pataten und Cassave, mit Ahornzucker

gemischt, das sie ihm schnell bereitet hatte, und von ihr und Dolglu unterstützt, setzte er sich abermals aufrecht, und reichte Julius matt die Hand. „Der Herr ist meine Stärke und mein Schild; auf ihn hofft mein Herz!“ sprach er mit matter Stimme, „und niemand wird untergehen, der auf ihn hoffet!“

Thränen flossen aus seinen Augen, als er so redete, und der Jüngling, vom Anblicke des ruhig Leidenden ergriffen, hingerissen von den lange nicht gehörten Tönen der theuern Muttersprache, die wie Seraphsklänge in sein Herz fielen, tief bewegt von dem heiligen Ausspruche der höchsten Trostgründe, weinte mit ihm Thränen der redlichsten Theilnahme; Valide und Dolglu am Lager knieend, von Mitgefühl erweicht, weinten auch, ob sie gleich weiter nichts von dem allem begriffen, als daß ihr Herr diesen Sklaven kennen müsse.

Mit noch treuerer Sorgfalt pflegten sie jetzt abwechselnd des Kranken, und bald war P. Augustin im Stande, seinem Vetter die Geschichte seiner Leiden zu erzählen. Sie waren die Folge jenes Krieges, der nun ausgebrochen war, und wie ein zorniges Feuer durch ganz Amerika flammte.

Mehrere Missionarien theilten das Loos der Märtyrer, P. Augustin aber wurde mit zween andern, die bereits an den Folgen der ausgestandenen Mißhandlungen gestorben waren, als Sklaven erbeutet, und als solche auf das Schiff des Sklavenhändlers, der sie um einige unbedeutende Kleinigkeiten von den Nordamerikanern gekauft hatte, gebracht, nachdem sie vorher unzählige Qualen erdulden mußten.

„Ruhig und gelassen," so fuhr der ehrwürdige Geistliche fort, — „fügte ich mich in diese göttliche Anordnung, aber der stille Kummer nagte doch an meinem Herzen, ich bat Gott ohne Unterlaß, mich zu erlösen, wenn es sein heiliger Wille sey, durch einen seligen Tod. Da kam die Krankheit über mich, und ich verlor jedes andere Bewußtseyn, als dasjenige der Treue und Barmherzigkeit meines lieben Heilandes, ja, mir war's oft, als sendete er mir einen Engel, in der Gestalt meines treuesten Freundes, des gemarterten P. Martin, mich in meinem Leiden zu trösten. Freudig sah ich der Stunde des Heimgangs entgegen, da suchte mich dieses menschenfreundliche braune Mädchen unter den Kranken, die man hier ausschiffte, und ward meine Erhalterin! O so ward es mir deutlich, daß der Mensch sich überall, in jeder Zone, verwandt ist! daß edle Liebe den Fremdling an seines Gleichen bindet! Und daß Gott treu ist, und uns nicht läßt versucht werden über unser Vermögen! Noch muß der Heiland mich armen, verstümmelten Mann hier brauchen, daß er mein armes Leben auf so wunderbare Art fristet, und sie, mein edler Freund, zum öden Strande führt, an welchen mich der Sturm meiner Prüfung verschlug! O so war es schon das erste Mal kein bloßer Zufall, daß wir uns auf jener Reise zusammen trafen, daß unsere Gemüther sich verstanden, wiewohl wir uns nur auf Augenblicke kennen lernten! Schon damals war der lichte Strahl des Trostes für die Nacht meines Unglücks bestimmt, und Julius mir zum Retter aus den Ketten der Sklaverei — ich vielleicht zum Erleuchter dieser wilden Naturkinder bestimmt, und gewürdigt, fortzuwirken im reinen Streben

nach Menschenglück! — Nun wohlan!“ schloß der Gerührte, fromm die wunden Hände faltend, „ich bin des Herrn Knecht, mir geschehe, wie es sein Wille ist, ihm will ich leben und sterben!“ —

Unter Validens verständiger kindlicher Pflege und Dolglus treuer Wart genaß bald der ehrwürdige Mann, und immer inniger schloß ihn das Band der reinsten Freundschaft und des innigsten Dankes an den edlen Julius, der ihm das unschätzbare Geschenk der Freiheit gegeben hatte.

Aber auch Valide und Dolglu hiengen mit kindlicher Liebe an dem frommen, sanften Mann, der sich ihnen bald verständlich zu machen lernte, und ihnen seinen Dank dadurch bewies, daß er diese natürlich-gute Seelen von der Finsterniß zum Lichte führte.

Seine Sanftmuth und Geduld, seine standhafte und gelassene Ergebung in jedes Schicksal, die Liebe und Ruhe, die ihn immer umschwebte, die Leiden, die er um der Wahrheit und der Menschenliebe willen erduldet hatte, alles dieses bahnte ihm den Weg zu dem Herzen seiner Schüler, und verschaffte seinen Worten Kraft und Nachdruck.

Ach! der fromme Mann war sehr glücklich in seiner lautern, heiligen Denk- und Handlungsweise, er hatte Valide und Dolglu für die Lehre des Erlösers gewonnen, und beide, die ihn wie einen Vater verehrten, beschlossen, den lieben Vater nie mehr von sich zu lassen.

So vergieng endlich die Zeit ihres Aufenthaltes in Terrafirma, und Julius reiste mit ihnen nach Pensylvanien zurück, um der Wuth des Krieges, die sich immer weiter verbreitete, mit seinem Vermögen zu ent-

gehen; sie kamen wohlbehalten nach Philadelphia. Dort nahm Dolglu und Valide, da sie jetzt in den Grundsätzen unserer heiligen Religion vollkommen unterrichtet waren, öffentlich den christlichen Glauben an, und liessen sich taufen und durch das Band der Ehe verbinden. Ihr großmüthiger Herr, nach dessen Namen sie sich Julius und Julie nannten, gab ihnen die Freiheit, und da noch eine Plantage übrig war, die dem Walterschen Erbe gehörte, so kaufte sie Julius für das junge Paar, und gab ihnen den P. Augustin zum Vater und Führer.

Jetzt waren die Geschäfte unsers Horsts glücklich geendet, und sehnsuchtsvoll eilte sein Herz über's Meer der geliebten Heimath zu, wo er seine frühverlohrne Mutter wieder finden sollte. Doch mischte sich in diese Sehnsucht wehmüthige Trauer, denn er wußte, sein Inneres sagte es ihm bestimmt, die liebe reine Engelsseele, die er sich in mancher seligen Stunde als treue Gefährtin seiner übrigen Lebenstage dachte, war für diese Erde für ihn verlohren, und so war es auch: bei Freund Quent in Amsterdam fand er Briefe von seiner Mutter, von Rudolph und Marien, die ihm die Trauerbothschaft meldeten, und Tag und Stunde trafen genau mit jener Zeit ein, wo der Engel Cölestine mit der Siegespalme an ihm vorüber schwebte in die Regionen seliger Geister, sein Herz nach sich ziehend.

Nicht leicht fiel unserm guten Julius der Abschied von seinen redlichen Freunden in Amerika. Alle begleiteten ihn an Bord — segnend der fromme Geistliche, weinend das treue Paar, ohne dessen Anhänglichkeit und Diensteifer kein Schiff die Segel zur Reise nach Europa mehr für ihn ausgebreitet hätte.

„Herr!“ sagte die junge Frau, unter heißen Thränen, mit denen sie seine Hände bedeckte, „wenn du dort in deinem Lande nicht glücklich wärest, nicht so glücklich, als wir dich zu machen wünschen, so kehre zu uns nach Philadelphia, und wir wollen dir das entflohene Glück wie einen fliehenden Engel zurück bringen, daß jeder Schmerz in deiner Brust ersterbe, und du wie ein Seliger in unserer Mitte lebest!“

„Das mußt du uns versprechen, Herr!“ schluchzte Dolglu in den Armen des Scheidenden, und Julius sagte den treuen Seelen ihre Bitte zu. P. Augustin aber sprach feierlich bewegt: „Friede sey mit dir! — Friede Gottes, der höher ist, als die Vernunft, der stärke und erhalte dich im rechten Glauben zum ewigen Leben! Aber, mein Freund! (hier reichte er ihm die Hand zum Lebewohl), mein liebster Freund! hange nicht zu sehr an irdischen Hoffnungen, an geliebten Menschen, wir sind alle Fremdlinge auf dieser Erde, und wenn du die Deinigen dort begraben hast, und du wirst sie begraben, so komme zu uns, und drücke auch mir die Augen zu. Glaube, und du wirst siegen!“

Wahr — leider nur all zu wahr hatte der fromme Missionär geweissaget. Julius eilte mit Pfeiles Schnelle seiner Heimath zu, um — seiner sterbenden Mutter die letzten Beweise kindlicher Liebe zu geben, ihren mütterlichen Segen zu erlangen, und ihre sterbliche Hülle neben Vater Arnold und Cölestine zur Ruhe zu legen.

Hier, wo ihn alles an seine unersetzlichen Verluste erinnerte, war der Himmel für ihn mit finsterm Nachtgewölk umzogen, er dachte Validens Wort, und seines Versprechens, nach Amerika zurück zu kehren,

wenn er in Europa nicht glücklich seyn sollte, er legte Walters Erbe, das er nicht nur ganz erhoben, sondern durch Handel und Tausch beträchtlich vermehrt hatte, in Rudolphs Hand, riß sich mit blutendem Herzen aus Mariens und Rudolphs und ihrer Kinder Umarmungen, und nachdem er nochmal auf den Grabeshügel des Kleeblattes seiner Erden-Seligkeit niedergeweint hatte, eilte er zurück zu seinen Treuen.

Das Schiff ankerte, am Ufer stand Valide, ihren Sohn auf den Armen, und Dolglu spreitete Fischernetze in die Wellen, da sprang der Unvergeßliche an's Land.

Sie lagen zu seinen Füssen, sie benetzten seine Hände mit Thränen des reinsten Entzückens, sie führten ihn wie im Triumphe in die mit Banan und Cocusbäumen umschattete Hütte, aus der ihm P. Augustin mit ausgebreiteten Armen entgegen kam.

Er klagte dem treuen Freunde seinen Verlust, dieser weinte in seine Thränen, aber mit himmlischem Troste heilte er die Wunden seiner Seele. Julius, alles Irdische von sich werfend, wie ein veraltetes Gewand, geläutert, erhoben durch das Wort vom Kreuz, ergriff den ehrwürdigen Stand seines treuen Freundes und gieng zu den Wilden des Niagara- und Oronoko-Flusses, ihnen das Licht Gottes zu bringen.

Bald war das Kreuz aufgerichtet unter den Heiden, und die Ruhe des Himmels floß von demselben herab in seine Seele, bis auch für ihn der Tag der Himmelfahrt erschien, der die Frommen vereint im Reiche des Lichtes und der Klarheit; seine Stunde tönte, die Schranken der Geisterwelt wichen vor ihm zurück, da gieng er ein in's Land der Gerechten

und ward nun für eine selige Ewigkeit vereinigt mit der geliebten Mutter, mit Vater Arnold und Cölestine.

2.

Der arme Rudli.

Ein Schweizer-Knabe.

(Seitenstück zu Nro. I. des 3ten Bändchens der Jugd. Bibl.)

In einem friedlichen Thale zwischen den hohen Alpen des Graubünder-Landes lebte die Gersau'sche Familie ruhig und glücklich. Der Vater war ein fleißiger Landmann und Jäger, ein ächter, biederherziger Schweizer, voll Muth und Redlichkeit. Sein kleines Feld, das um die friedliche Wohnung herum lag, war gerade hinreichend, die kleine Familie mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen. Das Feld war aber mit weniger Mühe bald bestellt und deshalb brachte der brave Gersau die meiste Zeit zwischen den Alpen auf der Gemsenjagd zu.

Das war ein äußerst mühseliges und gefährliches Geschäft; denn da die Gemsen die höchsten Schneegebirge bewohnen und mit der größten Schnelligkeit über die tiefsten Schluchten und über die steilsten Abhänge von einem Felsen zum andern springen: so müssen ihnen die Jäger mit eben so vieler Gewandtheit als

Kühnheit überall folgen. Oft müssen sie zwey bis drey Tage mit Lebensgefahr umherklettern, ehe sie auch nur eine Gemse geschossen oder lebendig gefangen haben; denn die Thiere sind eben so schlau und listig, als rasch und schnellfüßig. Mancher bricht sich dabey Arm und Bein, oder stürzt in eine so unergründliche Tiefe, daß er das erfreuliche Licht des Tages nie wieder begrüßt. Nicht selten verklettern sich diese kühnen Jäger so dicht in die steilen Felsenmassen, daß sie weder vor- noch rückwärts können, und sich nur durch einen beherzten Sprung zu retten vermögen. Freylich kann auch dieser Sprung mißglücken, und dann ist der schmerzlichste Tod unvermeidlich.

Der Vater wurde also jedesmal mit einer herzlichen Freude begrüßt, wenn er glücklich und wohlbehalten von der Jagd in den Schooß seiner Familie zurückkehrte. Keiner aber freute sich bey seiner Zurückkunft mehr als der kleine zwölfjährige Rudli, besonders wenn der Vater einen feisten Gemsbock als Beute mitbrachte. Hundertmal schon hatte er seinen Vater gebethen, ihn mit auf die Jagd zu nehmen. Täglich übte er sich im Bogenschießen, Laufen, Springen und Klettern, und er hatte in allen diesen Stücken eine für sein Alter bewundernswürdige Geschicklichkeit erlangt. Kein Baum war ihm zu hoch, kein Berg zu steil, den er nicht mit großer Gewandtheit erstiegen hätte. Aber nun wollte er auch die fernen Gebirge erklettern, die hinter den kleinern Bergen weit hervorragten und ihr schneeigtes Haupt hoch in den Wolken verbargen.

Regen, Stürme und Gewitter fürchtete er nicht, denn er war von der frühesten Kindheit her an alle Veränderungen der Witterung gewöhnt und konnte Hitz

und Kälte ertragen. Deßhalb wäre er für sein Leben gern dem Vater auf die Jagd gefolgt; hätte so gern auf den rauhen Alpen den Gemsen nachgespürt, sie mit scharfem Pfeil erlegt und der Mutter im Jubel nach Hause gebracht. Die vielen Gefahren, die mit diesen Jagden verbunden sind und die ihm der Vater oft mit den lebhaftesten Farben schilderte, schreckten ihn nicht zurück. „O nimm mich nur mit, lieber, guter Vater — bath er oft inständigst. Sieh nur, wie groß und stark ich schon bin! Wie sicher ich mit meinem Bogen treffe! wie schnell ich die steilen Berge hinauf klettere! Gestern bin ich auf der höchsten Spitze des blauen Berges gewesen." —

Doch der Vater, welcher wohl wußte, daß Rudlis Kräfte seinen Wünschen noch nicht gewachsen waren, hielt ihn immer von einer Zeit zur andern zurück, und überließ ihn der Sorgfalt und dem Unterricht seines Großvaters. Dieß war ein alter achtzigjähriger Greis, der in seinem Leben viele Erfahrungen gemacht, und in seinen frühern Jahren dem Vaterland treffliche Dienste geleistet hatte. Einfache Kost, Arbeitsamkeit und ein sittliches Leben hatten ihn bey fester ununterbrochener Gesundheit bis zu diesem Alter geführt. Die Hütte, worin er noch jetzt so friedlich und glücklich wohnte, hatte er sich selbst erbaut, und das Feld, das jetzt der ganzen Familie reichliche Nahrung gab, hatte er selbst urbar gemacht.

In wichtigen, gefahrvollen Zeiten hörte das Vaterland immer noch auf die Rathschläge des verständigen Greises; denn er hatte vieles zum Wohl des Landes trefflich ausgeführt, und war in den Geschichten voriger Zeiten gut bewandert. — Er war Rudlis

Führer von seiner Geburt an, und durchlebte mit ihm die glücklichen Jahre seiner eigenen Kindheit noch einmal. Er erfüllte sein Herz mit der innigsten Liebe für Gerechtigkeit und Wahrheit; weckte in ihm durch Erzählungen aus der Geschichte der Vorzeit den Geist des Heldenmuthes und der Vaterlandsliebe; lehrte ihn das Feld bebauen und den Bogen schnitzen; führte ihn nach den benachbarten Dörfern Linthal, Felsberg und Ebersheim, damit er in der Mitte der fröhlichen Dorfjugend sich freue und in schweizerischen Spielen seine Kräfte übe. Er war auch sein Lehrer in der Religion, und suchte sein Herz bey allen Auftritten in der Natur und bey allen Ereignissen seines Lebens für den Ewigen und Unbegreiflichen, für Frömmigkeit und Tugend zu erwärmen.

Der edle Greis hatte die Freude, alle geistigen und körperlichen Kräfte in dem feurigen Rudli sich schnell und herrlich entfalten zu sehen. — Selten findet man wohl so brave und treffliche Menschen, in so glücklicher und stiller Abgeschiedenheit bey einander leben, als die Mitglieder der Gersau'schen Familie. Alle kamen sich unter einander mit Liebe und Wohlwollen entgegen, und nie sah man unter ihnen Mißverständniß und Uneinigkeit. Ach, wenn gute Menschen friedlich bey einander wohnen, so hat man schon hier den Himmel auf Erden. — Doch vollkommenes Glück ist nicht das Loos der Menschheit, und bisweilen thürmen sich am heitersten Tage am fernen Horizont schwarze Gewitterwolken auf. Auch die Ruhe unserer braven Schweizerfamilie wurde durch die Schrecknisse der neuern Zeit gewaltsam gestört.

Von Frankreich aus ergoß sich ein verderblicher, entsetzlicher Krieg über das vormals so glückliche Schweizerland. Dazu gesellten sich Unruhe und Zwiespalt im Innern, und so loderte die gefräßige Flamme des Krieges fürchterlich empor. Die Stimme des Aufruhrs erscholl auch im Graubünderlande, und traurige Nachrichten kamen in das friedliche Thal der Hirten und Jäger an. Kaum ahndete man etwas von der Gefahr, als sie auch schon verderblich hereingebrochen war. Man sah von den Höhen der Gebirge die Rauchwolken brennender Flecken und Dörfer. Von allen Seiten riefen die ängstlich klagenden Sturmglocken um Hülfe, und einzelne Weiber, Greise und Kinder flüchteten sich vor der Wuth des Feindes in das stille Linthal. — Der ehrwürdige Greis wurde, bey diesen Vorbothen des allgemeinen Verderbens, in seinem Innersten bewegt. Er betete inbrünstig zu Gott um Ruhe und Friede für sein bedrängtes Vaterland.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieses Thal!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo die rauhen Krieges = Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Die Männer ergriffen ihre Flinten, Bogen und Streitäxte, um ihre rauhen Grenzen gegen den mächtig eindringenden Feind zu vertheidigen. Auch Rudlis Va-

ter riß sich mit blutendem Herzen los von seinem alten Vater, von seinem treuen Weibe und von seinem unmündigen Kinde, um für Freiheit und Vaterland zu kämpfen. Doch gleich dem hochgeschwollenen Strom drängte das fränkische Heer, in Verbindung mit den Empörern, alles vor sich her, und mit banger Erwartung harrte der Greis mit dem kleinen Rudli und seiner Mutter des ungewissen Ausgangs. Da tönte plötzlich das Gebirge wieder von dem Donner der Schlacht. Die Schweizer vertheidigten einen Hohlweg, tapfer und mannhaft, wie es ächten Schweizern gebührt. Der Kampf währte lange, und war eben so hartnäckig als blutig.

Jetzt war es ruhig und still, und der dämmernde Abend senkte sich auf das Thal herab. Rudli war auf einen Berg gestiegen, um etwas von dem Ausgang der Schlacht zu erspähen; aber es war alles rings umher wie todt und ausgestorben. Mit dieser Nachricht kam er zurück, und alle drey sanken auf die Knie und beteten zu Gott um Hülfe und Rettung. Ein lautes Geräusch und der Schein brennender Fackeln störte sie in ihrer Andacht. Der Greis öffnete das Fenster, und sah, daß eine bewaffnete Schaar durch den Hohlweg des Gebirges zog und sich der Hütte nahete. Es währte auch nicht lange, so drangen feindliche Männer in die Wohnung ein, mißhandelten den Greis und schleppten die Mutter fort. Rudli weinte, flehte und bath; allein ein Paar schmerzhafte Kolbenstöße waren die Antwort auf sein kindliches Flehen; als er sah, daß man seinem Großvater unter Flüchen und Verwünschungen

gen

gen das Schwert auf die Brust setzte, warf er sich über ihn hin und bedeckte ihn mit seinem Körper.

Die wüthenden Feinde erbrachen alle Schränke und Kästen, plünderten diese Wohnung — vordem der Sitz stiller Glückseligkeit — ganz aus, und um dem Frevel die Krone aufzusetzen, steckten sie dieselbe zuletzt in Brand. Der schwache Greis ergriff seinen Enkel und eilte mit ihm hinaus in die finstere Nacht. Aber welch ein neuer Anblick des Entsetzens! das große, schöne Dorf Ebersheim stand in voller Flamme, und von allen Seiten her hörte man die Stimme der Angst und Verzweiflung. Ueber das Gebirge zogen feindliche Schaaren unter dem Schein der Fackeln. — Es war ein schrecklicher Anblick! die Nacht war so heiter, und vom fernen Himmel blickten die funkelnden Sterne so ruhig herab auf die brennenden Häuser, auf die winselnde Unschuld, auf die verheerenden Feinde.

Rudli eilte mit seinem Großvater in das unwegsame Gebirge, um der Wuth des Feindes zu entgehen. Die aufgehende Sonne zeigte ihnen die Spuren der Verwüstung in einem schrecklichen Lichte. Ueberall rauchende Schutthaufen abgebrannter Dörfer, flüchtige Weiber und Kinder, erschlagene Männer. Sonst zogen die friedlichen Hirten mit ihren Heerden unter Gesang und dem Ton der Schalmeyen in das Gebirge; oder der muntere Landmann pflügte sein Feld und sang sein dankendes Morgenlied; das leichtgeschürzte Mädchen trug fröhlich den Eimer mit Milch nach der Stadt, und der rüstige Jäger eilte ins Gebirg auf den Fang der flüchtigen Gemsen. — Ach! wie war das heute so anders! Rudli hatte wohl von seinem Großvater

viel von Kriegen gehört, und in alten Büchern manche Beschreibung davon gelesen: aber eine solche lebhafte und schreckliche Vorstellung hatte er doch nicht davon gehabt. Er weinte vor Schmerz, daß er zu schwach und ohnmächtig war, sein Vaterland zu befreyen, den Uebermuth des Feindes zu züchtigen, und Ruhe und Sicherheit im Lande wieder herzustellen.

Eine feindliche Schaar nach der andern kam angezogen, und der Greis wagte sich nicht mit seinem Enkel aus den bergenden Schlupfwinkeln des Gebirges. Die Mißhandlungen des Feindes, der Kummer über den Untergang seines Vaterlandes, der grausenhafte Anblick der Verwüstung, hatten seine Kräfte gelähmt, und er vermochte es nicht weiter zu gehen. Was ihn und den kleinen Rudli noch besonders ängstigte, war die Ungewißheit über das Schicksal des Vaters und der Mutter. Waren sie dem Feuer und dem Schwerte glücklich entronnen, oder waren sie in dem allgemeinen Verderben mit untergegangen? Wenn sie sich glücklich gerettet hatten, welchen Weg der Flucht hatten sie eingeschlagen? Wohin sollten sie sich selbst jetzt wenden? wo sollten sie ein schützendes Obdach, wo Lebensmittel und Unterhalt suchen und finden? — Ach, so fragten sich in diesen schrecklichen Tagen der allgemeinen Zerrüttung und Auflösung hundert zerstreute Familien!

Rudli holte Gras und weiches Moos zusammen, und bereitete davon seinem Großvater in einer Höhle des Gebirges ein weiches Lager, damit er durch einen stärkenden Schlaf sich wieder erfrische. Die Angst des Tages und die Schlaflosigkeit der Nacht hatten seine Kräfte so sehr erschöpft, daß er bald in einen süßen Schlummer versank. Rudli holte unterdeß von den

Bergen saftige Beeren zusammen, um damit seinen Großvater beim Erwachen zu überraschen und zu erquicken. Als er zurückkam, fand er einen mit einer Flinte und Bogen bewaffneten Landmann aus Lindorf in der Höhle. Hartung, so hieß der brave Schweizer — betrachtete den schlafenden Greis mit stiller Wehmuth und eine Thräne des innigsten Mitleids stand ihm in den Augen.

Als Rudli in die Höhle trat und einen bewaffneten Mann bey seinem Großvater erblickte, erschrak er nicht wenig; da sich dieser aber wusch und Rudli in ihm den braven Hartung erkannte, warf er sich in seine Arme und weinte an seinem Herzen. Er nahm ihn bey der Hand und führte ihn aus der Höhle, damit sie den schlummernden Greis in seiner Ruhe nicht störten. — „Hast du meinen Vater und meine Mutter nicht gesehen?“ fragte Rudli mit beklommenem Herzen.

„Rudli, du bist ein Schweizerknabe — erwiederte Hartung — und du mußt die Schläge des Schicksals standhaft ertragen. Dein Vater hat brav und männlich gefochten. Ein Geist und ein Gefühl belebte alle Schweizer, und der Feind würde nicht in dieß stille Thal gedrungen seyn, wenn ihm nicht schändliche Verräther Schleichwege durch das Gebirg gezeigt hätten, und er uns nicht in den Rücken gefallen wäre. Da fochten wir mit Wuth und Verzweiflung; aber die gewaltige Uebermacht fiel erdrückend auf unser kleines Häuflein. Wir vermochten es nicht, länger zu widerstehen. Viele edle, hochherzige Schweizer sind gefallen. O daß so vieles Blut das Vaterland nicht zu

retten vermochte! Ermanne dich, Rudli. — Auch dein Vater ist den schönen Tod fürs Vaterland gestorben!“

Rudli stand wie versteinert da. Auf seinem bleichen Gesichte drückte sich der lebhafteste Schmerz aus. Weinen konnte er nicht, auch keine Worte hervorbringen. Er fiel dem guten Hartung in die Arme, und brach in die wenigen aber herzzerreißenden Worte aus: „Ach, nun habe ich keinen Vater mehr!“ — „Du hast noch einen Vater im Himmel — rief ihm Hartung zu — der dir nie abstirbt. Er wird sich Deiner und Unser erbarmen, und uns bessere Zeiten senden. Jetzt sey ruhig, damit der Großvater, wenn er erwacht, dein zerstörtes Gesicht nicht sehe; er darf nichts von dem Tode deines Vaters wissen.“

Nach einer Stunde erwachte der Greis; aber der Schlaf hatte ihn nicht sehr gestärkt: denn seine Seele war von fürchterlichen Träumen geängstigt worden. Er sah seinen Sohn sterbend unter den Erschlagenen, wie er die Hände, um Rettung flehend, nach ihm ausstreckte — dann erschien ihm wieder seine friedliche Wohnung in Feuerflammen. Als ihm sein treuer Rudli die gesammelten Beeren brachte, schloß er den hoffnungsvollen Knaben mit Innigkeit an seine Brust und sagte: Ich fühle es wohl, mein guter Rudli, daß die Tage meines Lebens bald ihr Ziel erreicht haben; diesen Schmerz werde ich nicht lange mehr überleben. Du bist noch in den Jahren der herrlichsten Hoffnungen, und das Leben mit allen seinen Freuden und Leiden liegt noch vor dir. O bewahre dir ein gutes Herz und einen edlen Sinn, damit du unter den Drangsalen der Zeit nicht erliegst und an Gottes Barmherzigkeit nicht zu zweifeln brauchst.

Dann begrüßte er auch den braven Hartung, der ihm die Geschichte des gestrigen Tages und seine eigenen Schicksale umständlich erzählte. Das erregte in seiner Seele, der so oft für Freiheit und Vaterland muthig gefochten hatte, eine traurige, schmerzhafte Empfindung. Es war ein rührender Anblick, hier einen Greis am Ziel seiner Laufbahn, einen Mann in den besten Jahren seines Lebens, und einen Knaben in der Blüthezeit der Hoffnung, unter solchen Umständen bei einander zu sehen.

Hartung hatte noch etwas Brod und Wurst in der Tasche, das er gemeinschaftlich vertheilte. Rudli holte aus einem benachbarten Quell Wasser dazu, und so erwarteten sie getrost die einbrechende Nacht. Kaum senkte sich die Dämmerung auf die Erde herab, so leuchteten die Gebirge rings umher von den Wachtfeuern der Feinde. Das gewährte einen großen, herrlichen Anblick. — Sie schliefen die Nacht über sehr wenig, und mit dem anbrechenden Morgen machten sich Hartung und Rudli auf, um zu versuchen, ob sie wohl eine Gemse erlegen könnten. Hartung verbarg sich in einem Schlupfwinkel, und Rudli mußte mit einem lauten Geräusch an die Felsen schlagen, um die Gemsen aus ihren Löchern zu scheuchen, und sie jenem entgegen zu treiben.

Nach zweystündiger Bemühung war auch Hartung so glücklich, eine Gemse zu erlegen. Er lud sie auf seine Schulter, brachte sie in die Höhle, und nachdem er sie ordentlich zubereitet hatte, machte er ein Feuer an. Hierauf steckte er ein fettes Stück Fleisch auf seinen Degen und drehte ihn wie einen Bratspieß um das Feuer herum. Rudli suchte dazu so viele

Beeren, als er finden konnte, und so hatte man ein treffliches Mittagbrod. Aber der Feind hatte das Schießen und das Feuer bemerkt, und man sah mehrere Soldaten von den Felsen herabklettern. Man fürchtete entdeckt zu werden, und deßhalb packte ein jeder so viel Fleisch zusammen, als er mit sich zu tragen vermochte, und suchte sich auf den wohlbekannten Schleichwegen zu retten.

Spät am Abend kamen sie in die Nähe der Stadt Chur; da dieselbe aber von den Feinden besetzt war, so schlichen sie unbemerkt weiter, und übernachteten in einem Walde. Rudli bereitete dem Großvater wieder ein weiches Lager, und Hartung machte ein Feuer an, woran er wieder ein gutes Stück Fleisch bratete. Am folgenden Morgen setzten sie ihre Wanderung weiter fort, und trafen mit jedem Schritte auf schauderhafte Spuren der Verwüstung. Sie sprachen hin und wieder das Mitleid der Einwohner an, die gern den letzten Bissen mit ihnen theilten.

Als sie nach Tyrol kamen, schloß sich Hartung an die Oestreicher an, die mit den Feinden seines Vaterlandes im Kriege standen, und im Begriff waren, dieselben wieder aus der Schweiz zu vertreiben. Nun blieb dem armen, hülflosen Greis nichts anders übrig, als mit seinem kleinen Enkel die Wohlthätigkeit der Menschen anzuflehen, und sich vor ihren Thüren Allmosen zu sammeln. Ach, das kostete ihn einen großen, schweren Kampf. Er hatte nie in seinem Leben Mangel gelitten, sondern sich immer durch seiner Hände Arbeit redlich genährt. Jetzt nun, in seinem Greisenalter, sollte er sich sein Brod kümmerlich erbetteln. Rudli wollte sich bey den Landleuten als Tagearbeiter

verdingen, um seinem ehrwürdigen Großvater diesen Kummer zu ersparen; aber keiner wollte den alten Mann mit ihm ins Haus nehmen.

O es ist gewiß ein sehr bitteres, kränkendes Gefühl, sein Brod vor den Thüren der Leute erbetteln zu müssen. Es giebt schamlose Menschen genug, die aus Hang zur Trägheit und Lüderlichkeit ein ordentliches Gewerbe mit dem Betteln treiben, und die Mildthätigkeit ihrer Mitmenschen zu sträflichen Zwecken mißbrauchen. Und mit diesen verächtlichen Menschen wird der arme und kraftlose, der verlassene und verstossene Mann nur zu oft in eine Klasse geworfen. Was blieb denn unserm armen, hülflosen Greis anders übrig, als das Mitleid der Menschen anzusprechen? Und sich nun wohl mit Härte und Bitterkeit, ja wohl gar mit Schmähungen abgewiesen zu sehen — ach, das that ihm sehr weh! Ein Weib schalt ihn einst einen lüderlichen Tagedieb, einen nichtsnutzen Faullenzer. Ach, das hätte ihm das Herz zerreißen mögen! Er blickte mit thränendem Auge zum Himmel, und bath Gott, ihn zu sich zu nehmen, und seinen Kümmernissen ein Ende zu machen.

Täglich schwanden die Kräfte seines Körpers immer bemerkbarer, und er konnte kaum noch an einem Tage von einem Dorfe bis zum andern schleichen. Auf seinen Stab gestützt, und vom Rudli geleitet, schlich er von Haus zu Haus, und der letztere bath so flehendlich und rührend, daß ihn Niemand unbeschenkt entlassen konnte. — Seine Bitte kleidete er bisweilen in folgende Verse ein:

Ich bin ein armer Schweizerknabe,
Und dieser schwache, kranke Greis,
Der matt sich lehnt am Bettelstabe,
War meiner frühen Kindheit Stab.

Nun ohne Obdach, ohne Hütte,
Irrt er verlassen durch die Welt,
Verstoßen aus des Friedens Mitte,
Vertrieben aus dem Vaterland.

O gebt uns eine milde Gabe,
Und übt an uns Barmherzigkeit;
Ich armer, schwacher Schweizerknabe,
Ich bin verlassen, so wie er.

Mein Vater ward vom Feind erschlagen,
Die stille Wohnung abgebrannt;
Und keine Sprache mag's euch sagen,
Was dieser Greis gelitten hat.

Nun irr' ich armer Schweizerknabe
Mit diesem schwachen, kranken Greis
Verlassen durch die Welt und habe
Nur Glauben noch an Menschlichkeit.

Nachdem sie ein halbes Jahr lang auf diese Art umhergeirrt waren, ward der Greis krank und mußte in dem Wirthshause eines Dorfes liegen bleiben. Sein greises Haupt, sein ehrwürdiges Ansehen und seine hülflose Schwachheit, erregte in der Gemeine des Dorfes die herzlichste Theilnahme. Der Pfarrer des Orts besuchte ihn, und hörte seine Geschichte aus dem Munde des trefflichen Rudli so lebhaft und rührend erzählen, daß er den armen Mann mit seinem kleinen Begleiter sogleich in sein Haus nahm, und für beide die beste Sorgfalt hatte. Er setzte ihnen eine vortreffliche Mahlzeit vor, gab ihnen neue Kleider und räumte ihnen ein eigenes Zimmer mit zwei weichen Betten ein.

Beyde waren wie neu geboren, und blickten mit Dank und Rührung zum Himmel.

Der fromme, biedere Sinn des Alten und das gute, unverdorbene Herz des Kleinen nahmen den redlichen Pfarrer aufs lebhafteste für die beiden Unglücklichen ein. Er sparte keine Kosten und keine Mühe, das Leben des Greisen zu erhalten; aber das Uhrwerk seines Lebens war abgelaufen. Als er merkte, daß sich ihm der letzte entscheidende Augenblick nahe, rief er seinen guten Rudli zu sich, und ermahnte ihn: immer vor den Augen Gottes zu wandeln und in keine Sünde zu willigen. Dem braven Pfarrer sagte er: „Vor Gottes Thron will ich es Ihnen danken, was sie an mir Gutes gethan haben; aber nun empfehle ich auch meinen kleinen Rudli Ihrem väterlichen Schutz. Ich kann jetzt ruhig sterben, da ich ihn in solchen Händen zurücklasse.“ — Hierauf faltete er seine Hände, legte sein Haupt ruhig zur Seite, und schloß seine Augen und öffnete sie nie wieder.

Mit bekümmertem Herzen folgte Rudli der Leiche, und pflanzte eine junge Linde auf sein Grab. Oft ging er in der Frühe des Morgens oder in der Kühle des Abends zum Grabmahl, gedachte dann der letzten Worte des Entschlafenen, und erneuerte seinen Entschluß, redlich zu handeln und Gott im Herzen zu tragen. Der edle Pfarrer behielt den guten Schweizerknaben bey sich, unterrichtete ihn in den Wissenschaften und liebte ihn wie seinen eigenen Sohn. Rudli ehrte ihn wie seinen zweiten Vater, und suchte ihm die vielfach bewiesene Liebe und Güte durch pünktlichen Gehorsam und unermüdeten Fleiß zu belohnen. Er arbeitete fleißig im Garten, bekümmerte sich um jeden

Zweig der Wirthschaft und hielt alles in der besten Reinlichkeit und Ordnung. Er würde sich ganz glücklich gefühlt haben, wenn er in seiner lieben Heimath, unter dem heitern Himmel seines theuern Vaterlandes, hätte leben können. Zwey Jahre lang war es der Schauplatz des Krieges und der Verwüstung gewesen; jetzt aber, da der köstliche Friede mit seinen Segnungen alle Kräfte und Hoffnungen neu belebte, da erwachte auch in seinem Herzen eine namenlose Sehnsucht nach seinem geliebten Jugendlande. Immer zog es ihn hin nach den blauen Bergen, die ihm bey heiterm Himmel aus weiter Ferne entgegen winkten.

Nein, denkt er, nirgends scheint doch unsers Herrgotts Sonne
So mild als da, wo sie zuerst mir schien,
So lachend keine Flur, so frisch kein ander Grün.
Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sey immer mir, unscheinbar auch gegrüßt.

In solchen Stunden des Heimwehs suchte Rudli die einsamsten Oerter, und erleichterte sein Herz durch einen Strom von Thränen. Die Munterkeit seines Geistes, die Ruhe seines Herzens und die blühende Farbe der Gesundheit verschwanden. Seinem Freunde und Wohlthäter mochte er die Empfindungen seines Innern nicht mittheilen, denn er fürchtete undankbar zu scheinen. Dieser aber, welcher sich die Seelenstimmung seines jungen Freundes wohl zu deuten vermochte, und es wußte, daß bey dem Schweizer das Heimweh oft zu einer gefährlichen Krankheit wird, kam seinen eigenen Wünschen entgegen, und fragte ihn einst auf einem traulichen Spaziergang — nachdem sie lange

von der Schweiz gesprochen hatten: — ob er nicht seine jugendliche Heimath wieder zu sehen wünsche?

Rudli sah den frommen Mann Gottes mit freudigem Staunen an, und traute kaum seinen Ohren, als ihm der Pfarrer sagte: „Ich verliere dich ungern, mein guter Sohn; weil ich dich herzlich liebe; aber ich weiß es wohl, daß der Schweizer nirgends Glück und Ruhe findet, als in seinen lieblichen Thälern zwischen den rauhen Gebirgen. Darum magst du immer deinen Wanderstab ergreifen und der geliebten Heimath entgegen ziehn. Ich werde dich mit dem nöthigen Gelde hinreichend versehen. Willst du dort bleiben, so gieb mir bisweilen von deinem Befinden Nachricht, und hast du Muse, so besuch mich bisweilen. Glaubst du aber bey mir glücklicher und zufriedener zu leben, so komm wieder zurück zu mir. Ich werde dich mit offenen Armen empfangen und wie meinen eigenen Sohn aufnehmen.“ — Rudli war bis zu Thränen gerührt über die Worte seines guten Pflegvaters. Was er so heiß ersehnt hatte, das sollte so früh in Erfüllung gehen. Er schnürte nach einigen Tagen seinen Reisebündel, ergriff den Wanderstab, nahm den wehmüthigsten Abschied von seinem Wohlthäter, und wanderte nun, reichlich beschenkt, dem theuren Vaterlande entgegen.

Je näher er demselben kam, und je höher die stolzen Alpen sich empordehnten, um so stärker pochte ihm das Herz, und um so emsiger verdoppelte er seine Schritte. Er hatte keine Ruhe, wanderte Tag und Nacht und fühlte doch keine Ermüdung. Als nun die Wege immer steiler und rauher wurden, die Berge ihr stolzes Haupt immer höher erhoben; da ward seine Brust von den wundersamsten Gefühlen bestürmt, und

er mußte weinen vor Freude! — O wie ganz anders war es jetzt, als vor dritthalb Jahren, da er mit seinem greisigen Großvater heimlich und verstohlen flüchten und seinem theuren Vaterlande den Rücken zukehren mußte! Die Dörfer, die damals in Asche lagen, waren schöner und anmuthiger auferstanden. Ueberall erblickte er Spuren einer neubelebten Regsamkeit.

Jetzt betrat er die geliebte Heimath — ach, und mit Zittern nahete er sich dem Orte, wo die väterliche Wohnung ehedem gestanden hatte. „Ach — seufzte er — sie wird wohl noch in Schutt und Asche liegen! Wer sollte sie denn auch wieder aufgebaut haben? Mein Vater ist ja leider nicht mehr unter den Lebenden — und meine Mutter?" — Hier traten ihm die Thränen in die Augen, und alle seine vorige Heiterkeit verschwand. Seine Schritte wurden langsamer und nur mit beklommenem Herzen ging er weiter.

Nur noch einige Schritte — und er hatte die Höhe des Berges erreicht, von welchem er das Thal mit seinen Dörfern übersehen konnte. Jetzt war er oben — und o Himmel, welch ein entzückender Anblick? Alle Dörfer standen verjüngt und verschönert da. Auch die väterliche Wohnung war größer und schöner aufgebaut. Rasch eilte er nun vorwärts, und wie eine Erscheinung vom Himmel sah er seinen Vater und seine Mutter vor der Thüre des Hauses sitzen. Kaum vermochte er vor Entzücken einen Schritt weiter zu thun. Er stand wie versteinert da — dann sank er auf seine Knie und dankte Gott für seine weise und väterliche Fügungen.

Leise und unbemerkt schlich er sich durch den Garten ins Haus, trat dann hervor und sank mit einem

Schrey der höchsten Freude dem Vater in die Arme. Alle drey hielten sich lange in stummer Umarmung umschlossen. Der Sohn drückte seinen Vater, den er auf dieser Erde nicht wieder zu sehen glaubte, und seine Mutter, deren ungewisses Schicksal ihn oft mit Sorg und Kümmernissen erfüllet hatte, an sein Herz; und die Aeltern hielten den Sohn, von dem sie seit drittshalb Jahren nicht die geringste Nachricht hatten, in ihren Armen. O ich fühle es wohl, was in den Herzen dieser drei glücklichen Menschen vorgieng, aber beschreiben kann ich es nicht.

Nachdem der erste Rausch vorüber war, bemerkte Rudli, daß sein Vater ein hölzernes Bein hatte. „Ist dieß die Folge jener blutigen Schlacht?“ fragte der Sohn — und der Vater erzählte nun mit wenigen Worten, daß er fast zwei Tage lang, am Fuße und in der Seite schwer verwundet, auf dem Schlachtfelde gelegen, und dann von den Landleuten gefunden und in ein Lazareth gebracht worden war; daß sein gutes Weib nach einigen Wochen Nachricht von ihm erhalten und ihn aufgesucht habe; daß er durch ihre sorgfältige Pflege und durch Gottes Hülfe, bis auf den Verlust seines Fußes, hergestellt sey; und daß die Gemeinden der drei benachbarten Dörfer seine Wohnung geräumiger aufgebaut und bis jetzt sein Feld bestellt hätten.

Rudli erzählte ihnen nun auch die Schicksale, die er mit dem geliebten Großvater seit jenem schrecklichen Tag erduldet. Die Nachricht, daß der alte, hinfällige Greis fast sechs Monate lang sein Brod vor den Thüren der Leute hatte erbetteln müssen, zerriß dem Vater das Herz; aber die Barmherzigkeit des Pfarrers, und der fromme, gottselige Tod des Alten träufelte wieder

Balsam in die blutende Wunde. Gleich am folgenden Tage schrieb Rudli an seinen Wohlthäter, und meldete ihm das glückliche Wiederfinden seiner Aeltern. Auch diese fügten einige Worte des wärmsten Dankes hinzu. — Die ganze Nachbarschaft gerieth in die lebhafteste Freude bey der Nachricht von Rudlis Ankunft. Von allen Seiten kamen sie in fröhlicher Eile gelaufen, um ihn zu begrüßen und den Aeltern Glück zu wünschen. Der brave Hartung aber war nicht mehr da. Er war in der nächsten Schlacht, welche die Oestreicher den Franzosen lieferten, geblieben.

Rudli bebaute für seinen Vater das Feld, ging für ihn auf die Jagd, und sorgte mit kindlichem Eifer für seine Pflege. Der Vater aber beschäftigte sich mit Korbflechten und mit dem Ausschnitzen der Thiere aus weichem Holze, womit er sich etwas sehr Bedeutendes gewann. So lebte die kleine Familie wieder in der vorigen Glückseligkeit und Ruhe.

3.

Fritz.

(Ein Seitenstück zu Nro. 13. des 1sten Bändchens der Jugend-Bibliothek.)

Fritz war ein äußerst lebhafter, muthwilliger Junge, dabei aber voll innerer Herzensgüte, ein Sohn des alten Föhrenbach aus der ersten Ehe. In der zweiten hatte seine Stiefmutter — das war sie im eigentlichen Sinn — ihn mit einem Brüderlein beschenkt, heimtükisch, kriechend, voll der artigsten Aufmerksamkeit, und dem äußerlichen Scheine nach wohlgesittet, Elias genannt.

Ey, dieses Eliaschen war ganz ein anderer Knabe; der lernte, daß ihm der Kopf rauchte, wenn er das Gelernte auch nicht verstand. In seinem Kleide war nie ein Loch, auf seiner Wäsche nie ein Flecken, und wenn er in Gesellschaften trat, küßte er allen Leuten die Hand sehr zierlich, und wenn man ihm etwas gab, so verfehlte er nicht zu sagen: ich bedanke mich gehorsamst. Das war löblich und gut. — Sein röthlichtes Haar beschattete ein Firmament von Sommersprossen, unter welchem zwei kleine, zusammengedrückte Aeugelein stets auf die spitze Nase schielten. — Immer ging er leise spähend, und sprach so leise und ausforschend,

daß man ihn kaum vernehmen und errathen konnte. In der Kirche vollends war er ein Muster der äußerlichen Andacht; nur zuweilen schielte ein Blick verstohlen über seine aufgehobenen Hände hinüber auf den Magister, ob der ihn auch bemerkte. Konnte er aber unbemerkt seinem Bruder oder einem seiner Mitschüler etwas anhängen, oder ihm Verdruß und Strafe verursachen, oder ihm einen Schaden zufügen, so war es ihm eine wahre innerliche Herzensfreude; denn äußerlich schien er vielmehr Theilnahme mit dem Leidenden zu haben; übrigens war er ein arger Näscher, der es nie gethan haben wollte, und meisterlich die Schuld immer auf einen andern zu wälzen verstand, und ein Thierquäler ohne gleichen. — Und das war häßlich und schlecht.

Wer, meine jungen Leser! wer müßte nicht diesen argen Duckmäuser troz seiner scheinbaren guten Eigenschaften verabscheuen? — O nur keine Heucheley, Scheinfrömmigkeit und Verstellung! die sind der Tod aller edlern Gefühle, und verteufeln immer mehr Gottes Ebenbild im Menschen.

Welch ein zierliches Bürschlein war nun dieser artige, zuvorkommende, stille Elias gegen den wilden Friz, der aus schwarzen Augen so schelmisch gluxte. Wenn der ein neues Kleid anzog, so war es nach wenigen Wochen nicht mehr zum kennen, und von seinen Beinkleidern hiengen nicht selten Fragmente auf des Nachbars Obstbäumen; und das war nicht recht, und zog ihm nicht selten eine verdiente Züchtigung zu. Kein Knabe in der ganzen Stadt machte einen so ungeschickten Kratzfuß, und wenn er den alten Tanten

und

Basen, die stets an ihm zu hofmeistern und über ihn zu klagen, und das scharmante Eliaschen zu preisen hatten, die Hände küssen sollte, so versteckte er sich hinter den Ofen, und eh' man sich's versah, hatte er das Freie gewonnen. Auch er schnallte zwar an jedem Morgen seine Schulbücher zusammen und gieng — ja, da waren Ballspieler im Sommer, Schlittschuhlaufer im Winter auf dem fatalen Schul-, oder für ihn gewöhnlich Straf-Weg — und der Leichtsinnige gieng — nicht in die Schule, sondern hinten herum, und das war alles sehr schlimm und verursachte ihm später manche bittere Zähre, manchen herben Seufzer, wenn er nachdachte über den Verdruß und Kummer, den er seinem Vater durch seinen Leichtsinn machte.

Oft aber eilte er nach den Lehrstunden, und achtete weder Einladungen noch Bitten seiner lustigen Spielkameraden — hinaus vor das Thor der Stadt, und husch war er in einem Seitengäßchen vor einer halbverfallenen Hütte verschwunden.

Hier wohnte bei einer blutarmen Taglöhners-Familie eine arme, fromme Wittwe, die früher bessere Tage gesehen hatte; aber durch unverschuldete Armuth um all das Ihre gekommen war, und jetzt sich und ihren kleinen Sohn Bernhard kaum vor dem äußersten Mangel durch ihrer Hände Arbeit schützen konnte. Fritz war auf eine sonderbare Weise mit ihr bekannt geworden. Eines Tages, da er mit Elias zu einer Verwandtin gieng, begegnete ihnen ein kleiner, ärmlich aber reinlich angezogener Knabe, der ein kleines Päckchen trug, das in ein rein weißes Tuch eingewi-

ckelt war, und bat sie um eine kleine Gabe, damit er sich ein Morgenbrod kaufen könnte. Fritz fuhr sogleich in seine Tasche, aber — da war das letzte Groschenstück in die entfleischten Hände des blinden Besenbinders Peter unvermerkt spaziert.

Verlegen wendete er sich an Elias, ihm von seinem reichen Sparpfennig — und Sparpfennig war alles, was er erhielt, denn er gab nichts aus — einige Kreuzer vorzustrecken. „Nun ja,“ sprach er unwillig, „verschenk du meinetwegen an jeden hergelaufenen Bettelbuben deinen Rock, aber mir bezahl' wieder die 2 Groschenstücke, die ich dem faulen Kameraden für dich schenke.“ Und nun griff er in die Tasche, holte — ein Groschenstück, drückte es dem Knaben schnell, daß es Fritz nicht bemerken konnte, in die Hand, und stieß ihn so unsanft von sich, daß der arme Knabe fiel und sein Päckchen im Gassenkoth lag. O meine arme Mutter, jammerte der Knabe, und raffte so schnell als möglich das feine Weißzeug, das herausgefallen war, und das er einer Dame, die es bestellt hatte, bringen sollte, zusammen.

Fritz wollte den Bruder für diese Büberei züchtigen, aber er besann sich, — „warte nur,“ — sagte er mit aufgehobenem Zeigefinger, „das soll der Vater erfahren.“ „Ja, ja,“ entgegnete hämisch der Rothkopf, „er soll es erfahren, daß du mit müssigen Gassenjungen Bekanntschaft machst.“ Und er erfuhr es auch, und die Hände des armen Fritz erfuhren es auch, da des blinden Peters fatale Reiser auf sie hernieder sausten.

Indeß beruhigte Fritz den armen Bernhard, und begleitete ihn zu seiner Mutter, um den Hergang zu

erzählen, das Unrecht seines Bruders abzubitten, und sich die Wohnung zu merken, wo er in Zukunft sein Taschengeld auf Zinsen legen könnte.

Er gewann schon bei seinem ersten Besuch die arme Frau so lieb, als wäre sie seine leibliche Mutter; denn ihr Wohlwollen und ihre sanfte Freundlichkeit waren dem verwaisten Stiefsohn ganz fremd geworden. Hier fühlte er sich so recht zu Hause, war fromm und still, und wenn die edle Dulderin mit der hinreißenden Begeisterung des frommen Glaubens so vom lieben Gott und von der Menschenfreundlichkeit seines heiligen Sohnes redete, und aus seinem göttlich liebevollen Leben erzählte, und zur Treue gegen ihn aufmunterte, so war er nicht selten unbewußt auf seine Knie gesunken; und mit Thränen der innigsten Rührung sprach er nicht selten: „Ja — gute Mutter! Ich will auch gewiß unsern Heiland recht lieb haben, und ihm treu bleiben!"

Das meiste, was er von der Religion wußte und im Herzen bewahrte, hatte er in diesem Aufenthalte der Armuth gelernt; der Schule Zwang aber und der hartherzige Orbil mit seiner mächtigen Ruthe erfüllten ihn mit Widerwillen, und so lernte er hier wenig.

Nur wenn die jährliche Prüfung heranrückte, und der Lehrer etwa gesagt hatte: man wird nun sehen, wer es am beßten macht; dann kroch Fritz mehrere Wochen lang auf ein Dachstübchen, und lernte mit solcher Anstrengung, daß er es gewöhnlich am beßten machte. Sobald aber dieser feierliche Tag glücklich überstanden war, trieb er sein altes, muthwilliges Wesen, und wo er einen lustigen Streich — schlechten,

oder heimtückisch-boshaften hat er nie verübt — spielen konnte, da scheute er keine Gefahr.

Was Wunder, daß die Lehrer klagten, wenn er den Mitschülern die Zöpfe zusammen gebunden, oder ihnen lebendige Krebse in die Taschen gesteckt hatte. Was Wunder, daß die Stiefmutter klagte, wenn sie den alten Kettenhund plötzlich mit ihrer Haube auf dem Kopfe herumlaufen sah.

Nur durch Kreuz und Leiden, pflegte sie dann zu sagen, wird dieser Bube gebessert werden. Das merkte sich Elias, und von dem christlichen Verlangen beseelt, seinen Bruder so bald als möglich gebessert zu sehen, trug er, mit heimlicher Schadenfreude aus allen Kräften dazu bey, ihm Kreuz und Leiden zu verschaffen. Er gab nicht allein alles treulich an, was er von Fritzens losen Streichen aufspüren konnte, sondern er erfand auch deren noch manche, die nicht allein lose, sondern auch böse waren, und nur aus einem Eliasherz hervorgehen konnten, und hinterbrachte sie seufzend dem zwar gütigen, aber auch strengen Vater. Dem argen Scheinheiligen wurde geglaubt, denn er hieß ja in der ganzen Nachbarschaft der fromme, kleine Elias; und Fritzens leugnen, er mochte seine Unschuld mit noch so redlichem Auge betheuern, galt für Verstockung, und nun folgte die Strafe gewöhnlich doppelt. —

Der bekümmerte Vater beschloß endlich, ihn aus dem Hause in eine strenge Schulanstalt zu senden, und zwar so fern als möglich. Fritz vernahm diesen Entschluß ohne Schrecken, ohne Betrübniß; denn ihm wuchsen ja in seinem väterlichen Hause keine Rosen; er sah den tückischen Bruder überall sich vorgezogen, und

durch dessen Verläumdungen des Vaters Liebe sich beraubt. Schlimmer, dachte er, kann es mir nirgends gehen; darum pakte er noch am späten Abende seinen Bündel mit einer Art von Vergnügen; da fiel ihm während der Arbeit unglücklicher Weise eine abgetragene Perüke und ein detto Oberrok seines Vaters auf, und im Augenblick, ohne lang hin und her, oder auf die Folgen zu denken, fiel ihm ein Schwank ein, mit dem er allen seinen Kameraden noch ein Fest zum Andenken an den lustigen Fritz geben wollte. Daß der Vater darüber zürnen könnte, kam dem leichtsinnigen Patron gar nicht in das Herz, sonst würde er es nicht unternommen haben; denn er hing doch mit aufrichtiger Liebe an ihm, obwohl er seine Strenge sehr oft und nicht selten unverdient fühlen mußte. — Sobald es dunkel geworden war, nahm er seinen herrlichen Fund, kletterte unbemerkt damit auf den Boden, und kroch von da auf das Dach. Mit Lebensgefahr erreichte er da einen Blitzableiter, der auf dem Hause stand, hing den Oberrock auf die Spitze, und setzte die Perüke darauf. Dann rutschte er fröhlich wieder herunter, und legte sich wohlgemuth schlafen. —

Den andern Morgen, als es Tag wurde, sammelte sich Jung und Alt vor dem Hause, um die seltsame Trophäe zu beschauen, die der Nachbar Föhrenbach sich errichtet hatte. Der Vater trat von ungefähr an's Fenster, sah das Getümmel der Leute, den Jubel der Schuljungen und Aller Köpfe nach seinem Dache gerichtet; er konnte nicht begreifen, was denn auf seinem Dache so wunderseltsames und belustigendes zu sehen seyn müsse, und eilte auf die Strasse, wo

ihn dann freilich seines Söhnleins Witz und Geschicklichkeit im Klettern schlecht erbauten.

Mit verbissenem Unmuth schlich er wieder hinein, ließ einen Schornsteinfeger holen, und seine längst abgetragene Garderobe des Pöbels Spott entziehen. Es währte aber doch eine geraume Zeit, ehe das komische Schauspiel sein Ende erreichte, und so lange war das Haus belagert wie ein Beckerladen in der Hungersnoth, nur mit dem Unterschied, daß kein Seufzer gehört wurde, sondern ein wieherndes Gelächter, so oft der Wind den Ermel des Oberrocks hob, oder den Zopf der Perüke ausbreitete wie einen Kometenschweif. —

Doch im Innern des Hauses sparte Elias die Seufzer nicht, und die Stiefmutter schürte den Zorn des Alten. Unter diesen Umständen konnte der Abschied von dem muthwilligen Fritz nicht zärtlich ausfallen. Der Vater wollte ihn nicht einmal sehen; die Mutter sagte: du wirst ein Taugenichts werden, und das zärtliche Brüderlein begleitete die Prophezeihung mit einem tiefen Seufzer und verdrehten Augen.

Fritz aber war sehr niedergeschlagen, daß sein lustiger Einfall — wie er meinte — solchen Lärm, Aufsehen und Verdruß erregt hatte. Er war sehr böse auf sich selbst, besonders schien es ihm unerträglich, daß er seinen tiefbeleidigten, lieben Vater nicht mehr sehen sollte.

Der Alte hatte seine Thüre verschlossen, und Fritz bat vergebens eingelassen zu werden, mit dem Erbieten, sich jeder Züchtigung demüthig zu unterwerfen, wenn er nur des Vaters Hand noch einmal küssen

dürfe. Als zu Elias stiller Freude keine Antwort erfolgte, sprang Fritz in den Hof, wo eine alte Linde stand, deren Zweige sich bis vor des Vaters Fenster hinstreckten. Auf diese Linde kletterte er, und rutschte dann, auf die Gefahr den Hals zu brechen, auf einem starken, doch immer schwächer und dünner werdenden Seitenast, dem Fenster so nahe, als möglich, und schrie aus allen Kräften: „Guter Vater! ich habe Sie doch wahrhaftig lieb. Sehen Sie mich nur noch einmal freundlich an!“

Der Alte vernahm die Stimme aus den Lüften anfangs mit Erstaunen, dann mit großem Schrecken, als er den Waghals, wie einen Sperling, vor seinem Fenster sitzen sah. Er riß es auf, und befahl ihm, von Zorn und Angst beklemmt, sogleich herabzusteigen. Aber Fritz gehorchte nicht, und wollte lieber den Zweig fahren lassen, an dem er sich schwebend hielt, als ohne des Vaters Segen aus dem Hause gehen. — „So gehe nur,“ — sagte der zitternde Alte, den der Trotz der kindlichen Liebe rührte: gehe nur, mein Fritz, ich segne dich!“

Husch! war Fritz vom Baume herunter und mit einem Sprunge bei seiner armen Mutter, so nannte er die Wittwe, der er alles, was sich zugetragen, aufrichtig erzählte, und von ihr die liebreichsten Warnungen und Belehrungen erhielt. Jetzt segnete sie ihn, schloß ihn weinend in ihre Arme und versprach für ihn alle Tage zu bethen. Bernhard begleitete ihn weinend bis an den Postwagen; küßte ihm nochmal die Hand, die ihm so oft wohl gethan, und Fritz — war mit einem Satz in dem Postwagen.

Anfangs weinte er still, als er aber erst das Thor im Rücken hatte, und an den Segen des ausgesöhnten Vaters und an die Lehren der frommen Wittwe dachte, und an die Thränen des armen Bernhards, da fuhr er so munter in die Welt hinein, als wäre das Schlaraffenland seiner Reise Ziel. Nach einigen Tagen langte er wohlbehalten an dem Orte seiner Bestimmung an. Seine Empfehlungsschreiben verschafften ihm eben nicht die freundlichste Aufnahme. Ein finsterer Direktor stellte ihn unter seine besondere Aufsicht. Das Umgehen der Schule war hier nicht leicht. Die ersten Versuche mißlangen, und wurden scharf bestraft.

Als Fritz nun sah, daß man hier durchaus etwas lernen müsse, so ergab er sich darein und lernte viel. So oft sich aber Gelegenheit zu einem Schwanke darbot, ließ er sie nicht entschlüpfen, und es gab bald keinen Mitschüler, der nicht irgend einmal von ihm geneckt worden wäre; aber auch nur geneckt, nie absichtlich beleidigt; und jede Neckerei ward gewiß durch einen Liebes- oder Freundschaftsdienst wieder gut gemacht.

Das war denn die Ursache, daß die Berichte nach Hause sehr verschieden lauteten. Bisweilen hieß es: der junge Friedrich schreitet mit rühmlichem Fleiße vor, und dürfte wohl an Fähigkeiten und Kenntnissen zu den Ausgezeichnetsten dieser löblichen Schulanstalt gezählt werden. Bisweilen: der junge Friedrich ist ein ungezogener Bursche, der diesen und jenen Frevel verübt, diesen und jenen Schaden angerichtet hat.

Die Briefe von der ersten Gattung wurden von der Stiefmutter wohlweislich unterschlagen, die der letztern hingegen immer treulich ausgehändigt, mit hämischen

Anmerkungen verbrämt, und das Gemüth des Alten täglich mehr erbittert. Endlich erschien gar ein Brief, welcher berichtete: nun sey der Geduldsvorrath sämmtlicher Lehrer erschöpft, und ein letzter sehr malitiöser Streich habe dem Fasse den Boden ausgestossen.

Die Zöglinge der Anstalt, in welcher Fritz war, hatten nemlich einen Tanzmeister, ein hageres, grämliches Männchen, dem kein Zögling etwas zu Dank machen konnte; der stets polterte, und dabei ein boshafter Angeber — Stichauf, nannten ihn die Jungen — war.

Nicht selten, wenn er gerade bei Laune war, spielte er vor den Zöglingen den Freigeist, nannte die ehrwürdigsten Gebräuche und die heiligsten Geheimnisse der Religion krassen Aberglauben, und erlaubte sich über die wichtigsten Lehren der Offenbarung die leichtfertigsten Reden. Dabei mußte gewöhnlich ein alter, frommer Geistlicher, der ein kleines Stübchen im nemlichen Hause bewohnte, das Stichblatt abgeben. Dieß empörte tief das religiöse Gefühl und den frommen Kinderglauben unsers unverdorbenen Fritz, und nur mit Abscheu konnte er den alternden Spötter betrachten.

Wart, dachte sich oft der gute Junge, wart, ich will dich gewiß noch lehren, Gott erkennen. Und dazu ergab sich bald eine Gelegenheit. Ein Schlagfluß hatte den irdischen Lebensfaden des frommen Greises abgerissen, und den Tanzmeister, der die größte Furcht vor Todten hatte, in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Schon beim hellen, lichten Abend verkroch er sich in sein Zimmer, und suchte alles hervor, sich zu zerstreuen und seiner albernen Furcht Herr zu werden. Da es schon ganz dunkel und Nacht geworden, erschien

plötzlich an seinem Fenster im ersten Stockwerk eine vermummte Gestalt, die anklopfte und ihn mit hohler Stimme fragte: ob er sich jetzt getraue, eine seiner Religions-Spöttereien zu wiederholen? Zitternd auf den Knieen stotterte der arme Sünder ein gebrochenes Nein, und versprach freiwillig, alles zu widerrufen, was er je zum Nachtheil der Religion gesprochen hätte. Worauf sich Fritz auf seinen hohen Stelzen, auf denen er meisterlich zu gehen verstand, wieder zurückzog, und zu seinen Kameraden eilte. Allein er ward bemerkt und dem Rektor angezeigt, der die ganze Geschichte mit den grellsten Farben seinen Eltern berichtete, mit der Bitte: da der malitiöse junge Herr bereits ein quasi großgewachsener Bengel, und in Studiis genugsam bewandert sey, ihn des fördersamsten auf eine hohe Schule zu senden, ehe das räudige Schaf die ganze fromme Heerde anstecke.

Madam Föhrenbach empfieng wie gewöhnlich diesen Brief zuerst, und lächelte hold bei jeder Zeile. Dasmal — hoffte sie — werde der verhaßte Stiefsohn vom Vater, dem sie den muthwilligen Streich als das schwärzeste Verbrechen vorgemalt hatte, gänzlich verstoßen werden, und künftig ihrem rothen Elias nicht mehr im Wege stehen. Der Vater beschloß auch wirklich in der ersten Hitze, seine Hand von ihm abzuziehen; aber im verschlossenen Kämmerlein, vor dem Bilde seiner verstorbenen Frau, die gleichsam für den einzigen Sohn zu bitten schien, schmolz allmählig sein Zorn, und machte der ruhigern Prüfung Platz. Und nun fand er freilich, daß die Spuckgeschichte ein recht muthwilliger Streich seines Sohnes gewesen sey; er machte ihm über seinen Leichtsinn die ernstlichsten Vor-

stellungen, warnte, bath und drohte ihn zu verstossen, wenn er auf der Universität, zu deren Besuchung er ihm jährlich eine hinreichende Summe aussetzte, nicht fleißig studierte, seine Neigungen bekämpfte, und als ein gesetzter, ordentlicher Mann zurückkehrte.

Mit den herrlichsten Vorsätzen bezog nun Fritz die Universität, und hielt sie auch; denn der Brief seines Vaters hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Die Professoren waren mit seinem Fleiß und Betragen vollkommen zufrieden. Leider wollte es das Unglück, daß Fritz einmal ohne sein Verschulden in eine Schlägerei verwickelt wurde, weil er sich eines von niederträchtigen Burschen unschuldig Mißhandelten thätig annahm, und dann beim Verhör mit fester Beharrlichkeit bei seinem Rechte blieb, und eher die Universität mied, als sich der über ihn verhängten Strafe unterwarf.

Schonungslos und so grell als möglich wurde dieses dem leider schon kränklichen und sehr reitzbaren Vater von der Frau Stiefmama referirt. Sie benutzte nun die Stunden böser Laune, und verdrängte den guten Jüngling, der schon auf dem schönen Wege der Besserung und Ablegung seines Leichtsinnes war, den sie aber als einen Bösewicht schilderte, gänzlich aus seinem Herzen.

Bald darauf wurde der so schändlich getäuschte Alte ernstlich krank, machte sein Testament und starb. Fritz empfieng diese Trauerbothschaft in einem kühlen Brieflein seines Bruders, der ihn einlud, nach Hause zu kommen und der Eröffnung des väterlichen Testaments beizuwohnen.

Der arme Jüngling stand tief erschüttert, und machte sich, wie noch nie — die bittersten Vorwürfe. Es war ihm nie eingefallen, daß sein Vater sterben könnte, und wenn dessen Unmuth ihn bisweilen betrübte, so tröstete er sich immer mit dem Gedanken: ich habe doch etwas rechtschaffenes gelernt, und werde meinem lieben Vater gewiß noch Freude machen. Nun schwand plötzlich diese Hoffnung. Es war aus seinen ersten Kinderjahren ihm nicht entfallen, wie liebreich, als seine Mutter noch lebte, sein Vater ihn gepflegt, und täglich auf seinem Arm getragen, auf seinem Knie geschaukelt hatte. Nur in dieser Gestalt erblickte er jetzt den Verstorbenen, schob jede Unfreundlichkeit und Strenge, die er seitdem von ihm erfahren, auf Rechnung seiner Stiefmutter, und weinte bitterlich.

In dieser Stimmung kam er nun nach langer Abwesenheit in seiner Vaterstadt an, und eilte zuerst zu seiner frommen, alten Wittwe, die in der Zwischenzeit gestorben war; Bernhard aber arbeitete in der benachbarten Residenz in einer Stahlfabrik und hielt sich trefflich.

Nachdem er diese Erkundigungen eingezogen, betrat er schluchzend das väterliche Haus, und wurde mit höflicher Kälte empfangen. Sein Stiefbruder war indessen sehr lang geworden, nur hatte die Natur in der Breite gespart, was sie in der Länge verschwenderisch zugemessen, denn es schien in der That, als könne er wohl in ein Nadelöhr gefädelt werden. Gelernt hatte er aber nichts, und sollte auch nichts lernen; weil er zu stark wüchse, meinte die Mutter, beides zugleich möchte seinen Körper zu stark angreifen, und im Grunde sey Wachsen und Lernen ja doch einerley.

Wozu er eigentlich Genie habe, das hatte der mütterliche Scharfsinn bald entdeckt; denn mit ihren ersparten Marktpfennigen wußte sie ihm den Posten eines Zöllners zu verschaffen, und da stand er ganz an seinem Platz. Er roch die verbotenen Waaren Meilen weit, und konnte, wenn er einem armen Krämer all seine Habe confiszirte, bei dem Gewinsel von acht Kindern ganz ruhig eine Prise Tabak schnupfen. Aber gegen seinen Bruder trieb er die Großmuth so weit, ihm den Koffer uneröffnet nach Hause zu verabfolgen.

„Du siehst, mein lieber Bruder," sagte er zu ihm: „Welches Vertrauen ich in dich setze." Im Grunde hatte er schon längst gerochen, daß in dem leichten Koffer weder Zucker noch Kaffee war.

Fritz zog ihn bei Seite und fragte ängstlich nach den letzten Stunden seines Vaters. Elias faltete die Hände und verdrehte die Augen.

„Er ist sehr christlich gestorben, und hat allen Feinden und Beleidigern von Herzen vergeben."

„Feinde?" — erwiederte Fritz: „nun zu seinen Feinden hat mein guter Vater mich doch sicher nicht gezählt; aber zu seinen Beleidigern?"

Elias zuckte die Achseln.

„Leider ja!" seufzte Fritz: „ich mag ihn wohl oft betrübt haben. Es thut mir herzlich leid."

„Zu spät!" murmelte Elias.

„Da sey Gott für!" so rief Fritz, indem er sein schwarzes, durch Thränen verschleiertes Auge gen Himmel hob: „Er wird diesen Seufzer dort vernehmen!"

„Ich meine nur," sagte der hagere Erbschleicher: „wegen des Testaments. Ich fürchte sehr —."

„Was?" —

„Er war nicht in der beßten Stimmung gegen dich, als er es machte. Ich und Mama haben flehentlich gebeten, aber umsonst. Was darin steht, weiß ich freilich nicht.“ —

Diese Lüge rollte ganz glatt über seine Zunge, allein er wußte sehr wohl, was darin stand; und hatte selbst einen bewußtlosen Augenblick des Kranken benutzt, um ihn zum Werkzeuge des hämischten Grolles zu mißbrauchen.

Dann als nun das Testament in Gegenwart vieler Zeugen eröffnet und verlesen wurde, da fand es sich, daß Elias zum Universal-Erben eingesetzt, und seinen Bruder betreffend, blos folgende Anmerkung beigefügt worden:

„Was meinen Sohn Fritz anlangt, so findet derselbe in seinem Leichtsinn eine so unerschöpfliche Quelle des Glücks, daß ich für gut und recht halte, ihm nichts weiter zu vermachen, als — meine alte Perüke und meinen alten Oberrock, dieselben, die er einst am Blitzableiter aufhing.“

Die Augen aller Anwesenden hefteten sich mitleidsvoll auf den erblassenden jungen Mann, dessen Lippen im ersten Augenblicke vor innern Krämpfen zu einem bittern Lächeln verzogen wurden. Nicht — daß er enterbt war, rührte ihn so heftig, aber die Art der Enterbung, der bittere Spott eines sterbenden Vaters. Er kehrte der Versammlung schweigend den Rücken, ging auf den Kirchhof und setzte sich auf seines Vaters Grab.

„Das kam nicht aus deinem Herzen, du guter Mann!“ So sprach er zu dem geliebten Schatten: „Du konntest zürnen, und ich hatte es verdient; aber

mich durch Spott in den Staub treten, das konntest du nicht! das ist dir eingehaucht worden in einer bösen Stunde, wo meiner Mutter Bild dir nicht mehr vorschwebte. Hättest du darum gewußt, so würde ich dir auch etwas zu verzeihen haben. Aber nein! Ich allein bin der Schuldige, und hier kniee ich auf deinem Grabe, deine Verzeihung erflehend. Ich danke dir für deinen alten Oberrock, deine alte Perücke. Wenn dein Segen darauf ruht, so sollen sie mir eine köstliche Erbschaft seyn. Ich will mich nie davon trennen, ich will nie vergessen, daß dieser Rock über deiner redlichen Brust zugeknöpft wurde. Dein Blut fließe in meinen Adern, und hier lege ich die Hand auf dein kaltes Grab und schwöre: ich will es nie beschimpfen, und die ewige Liebe, die den verlohrnen Sohn gütig in ihre Arme aufnimmt, wenn er reuig wiederkehrt, wird auch meine Reue nicht verschmähen, und mir Kraft zur Besserung geben!" —

Gestärkt erhob er sich, und ging mit heiterm Antlitz heim, um seine Erbschaft in Empfang zu nehmen. Unterwegs begegnete ihm ein Advokat, ein weitläufiger Verwandter, der auch Zeuge bei der Eröffnung des Testaments gewesen. Der hielt ihn an, bedauerte, gab zu verstehen, man verfahre gewissenlos mit ihm, das Testament sei null und nichtig, und wenn der Herr Vetter ihm die Sache übertragen wolle, so mache er sich anheischig, es umzustossen.

„Da sei Gott für!" sagte Fritz, „ich habe meinem guten Vater während seines Lebens wenig Ehrerbietung bewiesen, obschon er stets väterlich und recht an mir gehandelt; so will ich wenigstens nach seinem Tode seinen letzten Willen ehren, auch wenn er mir

wehgethan. Ich bin mit dem zufrieden, was er mir zugedacht."

Der Advokat stutzte, sah ihn an, schüttelte ihm schweigend die Hand, war gerührter als einem Advokaten geziemt und ging seiner Wege.

Als Fritz nun zum ersten Male über die Schwelle schritt, fand er seine Stiefmutter und den langen Elias in peinlicher Verlegenheit, weil sie noch nicht wußten, wie der kräftige Jüngling sich benehmen, und ob er nicht gar in der ersten Hitze den tückischen Erbschleicher zerschmettern würde. Doch da er mit freundlicher Sanftmuth blos um den Oberrock und die Perüke bat, da erheiterten sich die Gesichter. Man liebkosete ihm, man nannte den Seligen hart, und versicherte, man könne das nicht zugeben. Mit Wäsche und Kleidern wolle man ihn reichlich ausstatten, auch einen honetten Zehrpfennig ihm in die Tasche stecken; das könne der Selige dem Herzen eines Bruders nicht verübeln.

Fritz dankte, verbat sich alles, und bestand blos auf dem, was ihm gebühre. Es wurde endlich, wiewohl nicht ohne Scham, herbeigebracht. Fritz wickelte die Perüke sorgfältig in den Oberrock, schnürte den zusammen, hing ihn an seinen Knotenstock und sagte Lebewohl! nachdem er zuvor dem rothen Elias seinen ganzen Koffer geschenkt hatte, in welchem aber dieser zu seinem Verdruß nur — Bücher fand.

Fritz wanderte zum Thor hinaus. Einige Thaler waren sein ganzer Reichthum. Was er beginnen wollte, wußte er selbst noch nicht. Es gab damals Krieg fast in ganz Europa, und er war so ziemlich entschlossen,

sen, wenn der Zufall ihm nichts besseres in den Weg würfe, der ersten beßten Trommel nachzuziehen.

Mit diesem halbgereiften Vorsatze wanderte er einige Meilen, und näherte sich der Gränze des benachbarten Königreichs, da hörte er plötzlich das Keuchen eines Menschen hinter ihm. Er sah sich um, und erblickte einen Mann von edler Gestalt, aber nur in eine kurze Weste gekleidet und ohne Hut. Ehe er noch Zeit hatte, Betrachtungen über den Fremden anzustellen, redete dieser ihn schon hastig an:

„Guter Freund! rettet mich! die Verfolger sind mir auf der Ferse. So wie ihr mich hier sehet, bin ich aus der Festung entsprungen, aber denkt darum nichts Arges von mir. Ich bin ein ehrlicher Mann, ein Unglücklicher. Ihr sollt mich kennen lernen; doch jetzt ist kein Augenblick zu verlieren. Ich habe schon die Lärmkanonen hinter mir gehört. In dieser Gestalt kennt man mich auf den ersten Blick, und hier ist weit und breit kein Busch, keine Höhle, wo ich mich verbergen könnte. Aber die Gränze meines Königreichs ist nicht fern mehr. Leihet mir etwas von Euerer Kleidung, so bin ich gerettet, und Euch soll reich vergolten werden.“

Indessen der Fremde so sprach, hatte Fritz dessen edle Physiognomie beobachtet, und ohne sich zu besinnen, ohne zu antworten, riß er den Bündel von seinem Knotenstocke, lösete des Vaters Oberrock ab, half ihn dem Flüchtlinge anziehen, setzte ihm die alte Perüke auf, gab ihm den Stock in die Hand, und sagte: „Gehen Sie mit Gott!“ —

STADTBIBLIOTHEK

„Ich kann Euch jetzt nicht danken, wie ich sollte," erwiederte der Fremde: „aber es wird eine Zeit kommen. Dieser Weg führt Euch nach B**, dort fragt am Thore nach dem Grafen R**."

Mit diesen Worten entfernte er sich hastig. Fritz sah ihm lange verwundert nach, bis der Eilende in einem Hohlwege verschwand. Dann zog er seine Schlafmütze aus der Tasche, bedeckte damit sein entblößtes Haupt, schnitt sich einen Stock vom nächsten Baume, setzte seine Wanderschaft ruhig fort, und sagte lächelnd: da ist die ganze Erbschaft auf einmal zum Henker gegangen!"

Es währte nicht lange, so hörte er Pferdegetrappel hinter sich. Husaren sprengten heran. Als sie ihn erreicht hatten, hielten sie, und betrachteten ihn aufmerksam. Er sah ihnen steif in die bärtigen Gesichter. „Das ist er nicht," sagte einer von ihnen zu seinen Kameraden.

„He! guter Freund! habt Ihr nicht einen Mann gesehen, der so und so gekleidet war?"

„O ja," antwortete Fritz gelassen: „eine halbe Stunde von hier nahm er den Weg nach dem Dorfe linker Hand. Er schien große Eile zu haben."

„Das glaube ich," rief der Husar schmunzelnd. „Links um, Kameraden! den erreichen wir; doch mögen zwei von uns bis an die Gränze reiten, wie befohlen worden."

Und fort sprengten sie im sausenden Gallop rückwärts und vorwärts. Die beiden letztern kehrten bald zurück. Sie hatten zwar den Flüchtling ereilt, doch, durch seine Verkappung getäuscht, ihn nach einigen keck

beantworteten Fragen ruhig ziehen lassen. Jetzt tummelten sie sich, um ihre Kameraden einzuholen.

Fritz sah den Staubwolken anfangs lächelnd, dann bedenklich nach. „Ob ich recht gethan habe?“ — So sprach er jetzt zu sich selber: „weiß ich freilich nicht. Möglich, daß ich einen Verbrecher der gerechten Strafe entzogen. Aber so ist der Mensch, und das ist noch das Beßte an ihm: den Schwächern nimmt er gern in Schutz ohne zu fragen, ob er's verdient. Es wäre mir nur leid um meine Erbschaft, wenn ich sie übel angewendet hätte.“

Fast hatte er sein Abentheuer schon vergessen, als er die Gränze des fremden Landes, und bald darauf dessen Hauptstadt B**, erreichte. Nachdem die Schildwache am Thore ihn auf die gewöhnliche barsche Weise examinirt, und kein Arges an ihm gefunden hatte, fragte er nach dem Grafen R**. Auf diese Frage betrachtete ihn der Soldat nochmal vom Kopf bis zu den Füßen, zog die Klingel, und ein Offizier erschien, der ein Signalement in der Hand hielt, mit welchem er den Wanderer verglich.

Seine Gestalt mußte wohl sehr treffend geschildert seyn (die Angst bemerkt scharf), denn ohne weitern Zweifel zu hegen, hieß er den Pilger höflich willkommen, rief seiner Ordonanz und befahl ihr, den Fremden nach dem Hotel des Grafen R** zu begleiten.

Der Grenadier schritt vor ihm her, Fritz folgte neugierig. Nachdem sie einige Strassen durchwandert, erblickte er in der Ferne einen Palast von zahlreichen Equipagen umgeben. Ohne seinen Begleiter würde er schwerlich durchgedrungen seyn. Der Grenadier machte

Platz. Jetzt standen sie an der Pforte, vor der ein dicker Schweizer im verbrämten Wehrgehänge sich brüstete, und den Ankömmling in der Schlafmütze über die Achsel anschaute. Aber kaum hatte er vernommen, wen er vor sich habe, als er fast erschrocken seinen Hut lüftete, und einem Kammerdiener rief, um diesen bestaubten Mann sogleich zu Seiner Exzellenz zu führen.

Wohlgemuth folgte Fritz dem neuen Führer, eine Parade-Treppe hinauf, durch Vorzimmer, in welchen Lakayen würfelten, Jäger plauderten, und Heiducken gähnten. Flügelthüren wurden geöffnet. Da stand der Mann von gestern im Kreise bebänderter Herren, die ihre Glückwünsche demüthig darbrachten.

Kaum erblickte der Graf den Pilger, der, mit abgezogener Schlafmütze, doch ein wenig betreten auf der Schwelle stand, als er hastig durch das Gewühl sich drängte, ihn bei der Hand ergriff, in den Saal zog, und ihn der hochansehnlichen Versammlung als seinen Retter vorstellte. Jedermann beeiferte sich, ihn mit Liebkosungen zu überhäufen. Fritz wußte nicht recht, wie ihm geschah. Der Graf, der noch Geschäfte abzuthun hatte, ersuchte ihn, zu verweilen, bis er allein mit ihm sprechen könne.

Fritz zog sich bescheiden in eine Fensterbrüstung zurück, und erwartete ruhig den Ausgang des seltsamen Abentheuers. So viel, dachte er, sehe ich wohl, daß meines Vaters Segen auf seiner Erbschaft ruht.

Ein freundlicher Sekretär gesellte sich zu ihm, der seine Neugier befriedigte. Der Graf von R** war General und Liebling seines Königs, dessen Recht er im Felde und im Kabinette mit Tapferkeit und Schlauheit verfochten hatte. Sein Wirken fiel aber gerade in eine

Zeit, wo Vaterlandsliebe oft ein Verbrechen gescholten wurde. Der Feind stellte ihm Netze. Durch tückische List bemächtigte man sich seiner Person, und sperrte den gefährlichen Mann in eine Vestung. Aus dieser war ihm gelungen, zu entkommen, obschon mit Lebensgefahr, da er über Dächer klettern und zuletzt einen bedenklichen Sprung hatte wagen müssen. Im freien Felde sah er sich zwar endlich, aber darum noch nicht gerettet, denn manche unvermuthete Hindernisse hatten seine Flucht so sehr verzögert, daß die Dunkelheit einer regnichten Nacht, auf die er zählte, viel zu früh von der Morgensonne verscheucht wurde.

Man vermißte ihn bald. Die ganze Garnison kam in Bewegung. Aus allen Thoren stürzten die Verfolger, auf allen Strassen spähten sie nach ihm, und ohne die Perüke des alten Föhrenbach würde er schwerlich entronnen seyn.

Jubelnd empfieng ihn die Hauptstadt seines Vaterlandes, gerührt umarmte ihn sein königlicher Freund. Die neidischen Höflinge eilten um die Wette, sich hoch erfreut zu stellen, und verwünschten insgeheim seine Zurückkunft. Er sann bereits auf neue Plane, die Feinde fühlen zu lassen, daß er wirklich wieder am Ruder stehe, als Fritzens Erscheinung ihn an die Pflicht der Dankbarkeit erinnerte, die — es mag unglaublich scheinen — dem Liebling des Königs heilig war.

Kaum hatte der glänzende Zirkel der Glückwünschenden sich getrennt, als der Graf den Pilger in sein Kabinet rufen ließ. Hier befragte er ihn mit einer Art von Vertraulichkeit um seinen Namen: — Fritz Föhrenbach — sein Vaterland? — keines mehr — seine Geschäfte? — hoffen — seine Aussichten? —

finster. In einer halben Stunde hatte der erfahrne Weltmann den offenen Jüngling durchschaut.

„Es freut mich,“ hub er an: „daß Sie Lust zum Soldatenstand äußern. Da kann ich Ihnen am ersten nützlich werden. Kommen Sie morgen wieder, und ich hoffe Ihnen gute Nachrichten mitzutheilen.“ —

Er hielt Wort. Auf seine Bitte nahm der König den Fremdling als Fähndrich in Dienste. — Das Glück, sogleich Offizier zu werden, hatte er sich nicht träumen lassen. Er dankte seinem Gönner mit dem treuherzigen Versprechen, bei erster Gelegenheit sich dessen würdig zu zeigen. Auch eine Börse mit Gold zu seiner Equipirung, die der Graf ihm aufdrang, empfing er dankbar, stand aber noch immer zögernd im Kabinet, und sah sich mit einiger Aengstlichkeit um.

„Fehlt Ihnen noch etwas,“ sagte der Graf, „so reden Sie frei.“

„Mein Oberrock — meine Perücke“ — stammelte der Jüngling.

„O, die lassen Sie mir. Ich werde sie zum Andenken unter meinen Kostbarkeiten verwahren.“

„Ich bitte um Vergebung, Ew. Exzellenz, das kann nicht seyn.“

„Da Sie künftig Uniform tragen, so sind Ihnen beide ja doch völlig unnütz? und ihr Werth ist so gering.“ —

„Ihr Werth — ich bitte, Herr Graf — sie sind unschätzbar für mich. Mein Vater hat sie getragen. Es ist Alles, was er mir hinterlassen hat, und ich lebe der frohen Zuversicht, daß sein Segen darauf ruht.“

„Das ist ein anders," sagte der Minister: „und jetzt bin ich Ihnen doppelt verpflichtet, da Sie Ihr ganzes Erbe an einen Unbekannten wagten."

Er ließ ihm den Oberrock samt der Perůke ausliefern, und Fritz empfahl sich mit frohem Herzen. In seinen neuen Stand wußte er sich trefflich zu schicken, gewann die Liebe und Achtung seiner Kameraden, und benutzte die Musse des nächsten Winters, um sich gründliche Kenntnisse im Militärfache zu erwerben. In Ausübung hoffte er sie im Frühjahr zu bringen, denn die ganze Armee bereitete sich in's Feld zu rücken.

Den Grafen hatte er indessen nur auf der Parade gesehen, wohl aber der Graf ihn nicht aus den Augen verloren, und stets erwünschte Nachrichten von ihm eingezogen. Fritz wußte davon nichts, und meinte, es habe sich sein Gönner hinreichend mit ihm abgefunden, auch ihn schon längst vergessen. Um so angenehmer wurde er überrascht, als er, einige Tage vor dem Aufbruche der Armee, welche der Graf kommandiren sollte, zum Lieutenant und Flügeladjutanten des Feldherrn ernannt wurde. Hin flog er zu dessen Palaste um zu danken.

„Lassen Sie das gut seyn," sagte der Graf: „Sie werden bald Gelegenheit finden, mir zu beweisen, daß ich mich nicht in Ihnen irrte."

Und Fritz bewieß es ihm täglich. Wo eine Gefahr zu bestehen war, da fand man ihn als Freiwilligen an der Spitze, und oft mußte sein General selbst ihn zurückhalten, sein Leben nicht muthwillig zu wagen.

Eines Tages wurde ihm ein verlohrner Posten anvertraut, der so weit vorgeschoben war, daß er jeden

Augenblick abgeschnitten werden konnte. Allein der Posten war sehr wichtig, denn nur von da aus konnten die Bewegungen des Feindes dergestalt beobachtet werden, daß der Feldherr den Angriffsplan, den er im Schilde führte, und von dem das Schicksal des ganzen Feldzuges abhing, gehörig ordnen konnte. Darum widersetzte er sich auch nicht, als sein Adjutant sich erbot, das Wagestück zu unternehmen, obgleich er ihn mit schwerem Herzen von sich ließ.

In eine Felsenschlucht am Rande des Waldes hatte Fritz seine wenige aber beherzte Mannschaft postirt. In finsterer Nacht, mit Hilfe eines der Gegend kundigen Bauers, erschlich er den verborgenen Ort.

Hier mußten die Soldaten fast den ganzen Tag hinter den Gesträuchen kauern, weil das feindliche Lager so nahe stand, daß man den Schildwachen beinahe das Weiße im Auge sehen konnte, und ein Bach, der sich aus der Felsenschlucht ergoß, diente, einige hundert Schritt von da, den Kavallerie-Pferden zur Tränke.

Fritz hatte seinen Standort auf einer dickbelaubten Eiche genommen, von wo herab er mit dem Fernrohr alles überschaute. Dort zeichnete er die Stellungen der verschiedenen Korps, und zählte ihr Geschütz. Eigentlich hatte er nun schon seinen Auftrag vollführt, denn mehr verlangte der General nicht zu wissen; aber Fritz erfuhr, daß in einem nahen, vom Feinde besetzten Dorfe das Kirchweihfest gefeiert werde. Dort, meinte er, lasse sich beim frohen Gelage wohl manches von den Absichten und Anstalten des Feindes erspähen, und faßte den verwegenen Entschluß, verkleidet unter die Gäste sich zu mischen.

Seine Leute hatten kurz zuvor einen verdorbenen Schneider ergriffen, der jetzt ein wandernder Buchhändler war; nämlich er zog mit einem Vorrath solcher Büchlein in der Welt herum, wie sie auf Jahrmärkten zu geistiger Belustigung der Bürger und Bauern verkauft werden; die schöne Magellone, z. B. der gehörnte Siegfried, Genovefa, Kaiser Oktavian, Till Eulenspiegel, und mehr dergleichen; auch eine Menge der neuesten Lieder, wie sie vor funfzig Jahren gesungen worden. Daß dieser Schneider kein gefährlicher Mann sey, das sah man wohl auf den ersten Blick; aber weil er doch den Schlupfwinkel des Postens verrathen konnte, so behielt man ihn vorläufig in Verwahrung, ohne ihm sonst ein Leides zuzufügen.

Fritz nahm die Büchlein, versprach ihm den Erlös aus denselben redlich einzuhändigen, zog seines Vaters Oberrock an, setzte die Perüke auf, befahl seinen Leuten, wenn er in vier und zwanzig Stunden nicht zurück komme, sich heim zu schleichen, und seine Papiere dem Feldherrn zu überliefern. Dann ging er dreist hervor, und gerade auf das Dorf los, erreichte es glücklich, bestach gleichsam die Schildwachen mit einigen Kriegsliedern, und kramte seine Waare unter der großen Linde aus.

Eine Zeit lang ging es gut. Die Bauern sammelten sich um ihn, und die feindlichen Soldaten schienen seiner wenig zu achten. Zu Mittage setzte er sich im Wirthshause mitten unter das Gelärme der Soldaten, horchte, lauschte, fragte, erfuhr und errieth manches. Als zur Vesper geläutet wurde, that er, als wolle auch er seine Andacht verrichten, schlich sich aber auf den Thurm, übersah von da aus noch viel besser die feind=

liche Stellung, und zeichnete sie auf ein Blättchen, das er in seinem Schuh verborgen hatte.

Aber einem feindlichen Offizier war seine Gestalt doch aufgefallen, mehr noch seine kluge Aufmerksamkeit auf alles, was im Wirthshause gesprochen wurde. Er ließ ihn nicht aus den Augen, folgte ihm unbemerkt, schlich ihm nach auf den Thurm, überraschte ihn beym Zeichnen, und griff ihm plötzlich in den Arm. Fritz erschrack, doch seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht. Er faßte den Offizier um den Leib, warf ihn mit überlegener Stärke zwischen den Glockenstuhl, und rannte die Treppe hinab. Aber jener raffte sich zusammen, folgte ihm laut schreiend: halt! halt! ein Spion! Kaum hatte Fritz die Strasse betreten, als er umringt wurde, und, gänzlich unbewaffnet, sich ergeben mußte.

Man führte ihn sogleich zum General. Sein Vergehen war erwiesen, und man verhörte ihn nur noch, um Nachrichten vom Feind einzuziehen. Da er aber hartnäckig schwieg, so befahl der General, ihn ohne weitere Umstände an die große Linde mitten im Dorfe aufzuknüpfen. Nur um das heutige Fest nicht zu stören, und da es ohnehin schon dunkel wurde, vergönnte er dem Delinquenten noch eine Frist bis zum Anbruch des morgenden Tages. Während der Nacht sollte er scharf bewacht werden. Der Offizier, der diesen Auftrag erhielt, sperrte ihn, um sein Entweichen sicher zu verhüten, in einen leeren Keller des Pfarrers, der im Freien, der Pfarrwohnung gerade gegenüber, lag. Er war in einen Felsen gehauen, von geringer Tiefe, und mit einer starken eisernen Thüre versehen, in der sich nur ein viereckigtes Loch einer Hand breit befand. Vor

diese Thüre wurden zum Ueberfluß noch zwei Schildwachen gestellt. Hier sollte sich Fritz zum Tode bereiten, und that es mit Ergebung.

Aber sein Engel wachte. Des Pfarrers Pflegetochter — ein Fündling, den ihm die Verwüstungen des Krieges in's Haus geführt hatten — die den Schlüssel zum Keller bringen mußte, hatte mit Schaudern vernommen, welch ein Schicksal dem Unglücklichen bevorstehe, der an ihr vorüber geführt wurde, und dessen edle Gestalt — dessen redlicher Blick sie rührte. Am Abend konnte sie weder essen, noch in der Nacht das Auge schliessen. So oft die Schildwachen am Keller sich ablöseten, ging ihr ein Dolch durchs Herz. Sie suchte im kindlichen Gebete Beruhigung. „Allmächtiger,“ — rief sie mit Innigkeit: „Du hast den Joseph aus der Cisterne und aus dem Kerker, den Daniel aus der Löwengrube geführt und sie dem sichern Tode entrissen! erbarme dich dieses Unglücklichen, rette ihn, damit er deinen Namen preise, und deine Güte rühme ewiglich.“

Und plötzlich schien ihr eine Stimme zuzuflüstern: Du kannst ihn ja retten, warum zauderst du?

Jetzt erst erinnerte sie sich der Gelegenheit des Hauses. Der Keller nämlich, der unter der Pfarrwohnung lag, hing durch einen Gang mit jenem Felsenkeller zusammen. Als das Kriegsgetümmel ausbrach, hatte der Pfarrer seine beßten Sachen auf den Nothfall in diesen Gang gebracht, dann auf einer Seite ihn zugemauert, und auf der andern, wo er durch eine enge Schlucht in den Felsenkeller führte, ihn mit Moos und losen Steinen so künstlich zugesetzt, daß es, in der Dämmerung, die da ewig herrschte, schwerlich bemerkt werden

konnte. Einige trockene, zu Flaschen bestimmte Kürbisse lagen davor, und einige Weinbergspfähle, die der Zufall dahin geworfen zu haben schien.

Kaum war die Erinnerung an diesen Umstand durch den Kopf des Mädchens geflogen, als sie auch schon aus dem Bette sprang, so schnell als möglich sich ankleidete, die Nachtlampe ergriff, und in den Keller eilte. Den zugemauerten Eingang zu öffnen, schien ihre Kräfte zu übersteigen.

Der Morgen war nahe, sie fühlte eine Angst, als ob sie selber zum Tode geführt werden sollte. Sie schlich die Treppe wieder hinauf, suchte und fand eine Brechstange, eilte so bewaffnet hinab, arbeitete mit einer Anstrengung, die sie sich nimmer zugetraut, und sobald sie eine Oeffnung zu Stande gebracht, die nur eben so groß genug war, um ihren schlanken Körper durchschlüpfen zu lassen, versuchte sie es, kam mit einigen leichten Quetschungen glücklich durch, und eilte nun leise zu dem Felsenkeller, den Fußtritt der Schildwachen über sich vernehmend.

Das Hinwegräumen des Mooses und der lockern Steine machte ihr wenig Mühe. Fritz, der nicht schlief, hatte wohl schon lange in der Ferne ein dumpfes Geräusch vernommen, doch nicht geahndet, daß es seine Befreiung gelte. Aber jetzt, da im tiefsten Winkel des Kellers sich etwas zu regen schien, fuhr er auf, und harrte mit zurückgehaltenem Athem, was daraus werden solle?

Nicht lange, so erblickte er einen Schimmer durch Ritzen, die in jedem Augenblicke sich vergrösserten. Wiederum nicht lange, so gewahrte er ein paar Hände, die vorsichtig das Moos wegräumten, und dann

die Steine, um jedes verrätherische Gepolter zu verhüten, behutsam auf die weiche Unterlage fallen liessen.

Nach einigen Minuten war die Oeffnung so groß, daß er eine junge weibliche Gestalt dahinter erblicken konnte, die in der einen Hand eine Lampe hielt, und mit der andern ihm winkte.

Er folgte diesem Winke auf den Zehen. Doch als er noch einen Blick auf die eiserne Thüre warf, sah er, daß bereits die Morgendämmerung durch das kleine Loch sich stahl, und wie ein Blitz fuhr ihm durch die Seele, daß es nicht genug sey dem Keller zu entrinnen, sondern daß er auch Zeit bedürfe, wenigstens eine Stunde, um, ohne verfolgt und ertappt zu werden, seinen Schlupfwinkel im Walde zu erreichen. Noch eine Viertelstunde, und es war hell genug in dem Keller, der kaum zwei Schritte in's Gevierte maß, um der Schildwache, die ohne Zweifel durch das Loch schauen würde, seine Flucht zu verrathen.

Das Lämpchen warf jetzt einen dämmernden Schein in den Kerker. Er sah die Kürbisse und die Weinbergspfähle. Rasch ergriff er einen der letztern, steckte ihn leise in die Erde, stieß einen Kürbis darauf, hing seinen Oberrock über den Pfahl, und setzte die Perüke auf den Kürbis.

Jetzt kroch er hinaus zu seinem rettenden Engel, der ihn zitternd in die Pfarrwohnung geleitete, ihm ein Gartenpförtchen öffnete, und einen Feldweg andeutete, auf dem er die Schildwachen umgehen könne.

Zu erläuternden Gesprächen war hier keine Zeit vorhanden, nur ein Wort des Dankes stammelte Fritz. Nur das konnte er noch sagen: „Sie haben

einem ehrlichen Mann das Leben gerettet.“ Das Bild aber seiner mitleidsvollen Lebensretterin war mit unauslöschlichen Zügen in sein Herz gegraben. Gerettet — eilte er beflügelt davon.

Erst als er fort war, brach das Mädchen in Thränen aus, sie wußte selbst nicht warum. Es war die verhaltene Angst, die jetzt sich Luft machte. Weinend schlich sie auf ihr Kämmerlein und dankte Gott! und sprach mit freudiger Rührung: „Ich habe einem Menschen das Leben gerettet!“

Fritz, von der Dämmerung begünstigt, erreichte den tiefen Strom, jenseits desselben ihm Sicherheit winkte. Nur eine Brücke führte über denselben, die zu suchen er keine Zeit verlohr. Er war ein ziemlich guter Schwimmer, warf sich kühn in die Wellen, und troz der Erschöpfung, die, nach einem solchen Abentheuer, ihm fast die letzten Kräfte raubte, erreichte er glücklich das jenseitige Ufer; bald darauf auch seine Mannschaft, die, seiner ängstlich harrend, an seiner Rückkehr schon verzweifelt hatte.

Nicht überflüssig zeigte sich die List, die er ersonnen, um jene Schildwachen irre zu führen. Denn kaum beleuchtete die Morgenröthe die eiserne Kellerthür, als einer um den andern durch die Oeffnung schaute; weil es aber jedem vorkam, als stehe der Delinquent leibhaftig da, mit dem Rücken gegen die Thür gewendet, so konnte auch keinem in den Sinn kommen, Lärm zu machen. Nur als der eine Soldat sogar in ein Gespräch mit ihm sich einlassen wollte, und auf wiederholtes Anrufen keine Antwort erhielt, schien ihm das verdächtig, und er würde vielleicht zur Unzeit laut geworden seyn, hätte nicht der andere ihn erinnert, daß

ein Mensch, der in der nächsten Stunde seinen Tod erwarte, schwerlich Lust haben könne, eine Konversation anzuspinnen, sondern daß er vermuthlich bete. Das beruhigte den schwatzlustigen Kameraden, und er sagte nur noch: Armer Schelm! Gott stehe dir bei! —

Indessen hatte des Pfarrers Pflegetochter, als sie kaum von Angst und Freude sich erholt, ein neuer Schrecken ergriffen; denn nun erst fiel ihr plötzlich ein, daß man ja den geöffneten Gang, folglich auch ihres Pflegevaters ganzen Reichthum finden und vermuthlich plündern werde, ja, daß sogar des Gefangenen Entweichung ihm aufgebürdet werden könnte. Bleich und zitternd lief sie zu dem Alten, der eben sein Morgengebet verrichtete, fiel dem Erschrockenen weinend zu Füßen, und bekannte, was sie gethan.

Im ersten Augenblicke stutzte der ehrwürdige Greis, aber schon im zweiten fand er seinen Glauben, sein Vertrauen wieder. „Sey ruhig," sprach er: „eines Menschen Leben wird nicht zu theuer verkauft. War auch der Mann vielleicht ein Bösewicht, so gewinnt er nun Raum zur Busse, und du hast eine Seele gerettet. Eine Seele! den kostbarsten Schatz! Mögen sie doch plündern. Was sonst geschehen könnte, darum sey unbekümmert, und halte dich still in deinem Kämmerlein. Ob du vor Menschen recht gehandelt, mag zweifelhaft scheinen, vor Gott gewiß! Darum gehe, mein Kind."

Bertha ging getröstet in ihr Kämmerlein, und lauschte hinter den Vorhängen ihrer Fenster. Es war nun gänzlich Tag geworden. Ein Feldkaplan erschien, um den Delinquenten zum Tode zu bereiten. Ihm auf dem Fuße folgte das Detaschement, welches Befehl

hatte, ihm eine halbe Stunde Zeit zu Erfüllung seiner heiligen Amtspflicht zu gönnen, und dann zur Exekution zu schreiten.

Mit einem herzlichen Seufzer trat der Geistliche in den Keller, wo noch Dämmerung herrschte. Mit großer Salbung begann er zu sprechen, und durch die Trostgründe der Religion die Schrecknisse des Todes zu mildern. Der Delinquent hörte ihm schweigend zu, welches dem Redner wohlgefiel, und ihn keineswegs befremdete. „Ich freue mich, mein Sohn," sagte er, „daß ihr mit so frommer Ergebung eurem Schicksale entgegen geht. So legt denn euer letztes Sünden-Bekenntniß ab, damit ihr vor dem Ewigen Gnade finden möget."

Als aber auch diese Auffoderung unbeantwortet blieb, erinnerte der Kaplan ihn mit Ernst, daß er nur noch wenige Minuten zu leben habe. Umsonst, er schwieg hartnäckig. Das schien dem Geistlichen eine sündliche Verstockung. Mit frommem Eifer faßte er seinen Arm, um etwa aus der Betäubung ihn zu rütteln, und fand — einen leeren Ermel — ergriff das Phantom hastig beim Kopfe, und erwischte — einen Kürbis.

Ein unwillkührlicher Schrei des Erschreckens zog den Offizier des Detaschements, und nach und nach den ganzen Trupp herbei. Die Sonne ging auf und beleuchtete die langen Gesichter mit hängenden Mäulern. Die Soldaten erklärten einmüthig, der Kerl sei ein Hexenmeister, der im Bunde mit dem Satan stehe. Allein der Offizier untersuchte den Keller, fand die

Oeff-

Oeffnung, kroch durch den Gang, und entdeckte die Spur des Entwichenen.

Der Pfarrer wurde gerufen. Seine wahrhafte Erklärung, daß er dem Flüchtling auf keine Weise Vorschub gethan, fand Glauben, denn sie wurde durch sein graues Haar, seine Ehrfurcht einflößende Gestalt unterstützt. Es schien nicht unwahrscheinlich, daß der Spion einen Versuch gemacht, sich zu retten, und ohne fremde Beihülfe die locker verstopfte Oeffnung gefunden; dann — von der Angst gestärkt, die dünne Mauer durchbrochen, und so während der Nacht durch des Pfarrers Wohnung geschlichen. Wenigstens war der menschliche Offizier geneigt, diese Erklärung anzunehmen, wenn gleich noch manches Aber dagegen einzuwenden seyn mochte. An des Pfarrers Pflegetochter wurde gar nicht gedacht, und der Offizier begnügte sich, den Vorfall seinem General zu rapportiren, der sich entschloß, in eigener Person eine strenge Untersuchung anzustellen, die er jedoch bis auf den folgenden Morgen verschob, da überhäufte Geschäfte ihn eben jetzt daran verhinderten.

Aber ehe dieser folgende Morgen anbrach, stellte sich ein anderes Hinderniß in den Weg, durch welches jede Untersuchung für immer niedergeschlagen wurde. Denn kaum war Fritz zu des Feldherrn großer Freude im Lager der Seinigen angekommen, kaum hatte er dem General die Stellung der Feinde aus seinem treuen Gedächtniß vorgezeichnet, als dieser für die nächste Nacht einen allgemeinen Angriff beschloß. Es geschah und gelang vollkommen. Trotz des Feindes verzweifelter Gegenwehr, sah sich der General am Mor-

gen im Besitz des verschanzten Lagers, hatte eine Menge Kanonen und alles Gepäck erbeutet.

Unter demselben Baume, an welchem Fritz Tages zuvor den Tod finden sollte, ernannte der Feldherr ihn jetzt zum Hauptmann, wohl erkennend, daß er nur der Kühnheit des jungen Helden den Sieg verdanke. Fritz konnte aber seines Glückes kaum froh werden, denn vergebens war er im Getümmel nach der Pfarrwohnung geeilt, um dankbar seine Lebensretterin und den ehrwürdigen Greis vor jeder Gefahr zu schirmen; er fand das Haus öde und leer, den Gang geplündert. Der Greis aber mit der Jungfrau waren entflohen. Nur den alten Oberrock samt der Perüke fand er noch im Felsenkeller, nahm die seegenreiche Erbschaft wieder zu sich, und begehrte keinen andern Theil an der Beute.

Die Launen des Krieges wechselten noch oft in diesem Feldzuge, und führten das Heer, bald siegend, bald geschlagen, in ferne Gegenden. Ueberall begleiteten den tapfern Föhrenbach die kargen Erbstücke seines Vaters, und diesen schrieb er es gläubig zu, daß er aus den mörderischten Gefechten stets unverwundet hervorging. Ein Kreuz auf seiner Brust bewieß, daß er sich nirgends geschont hatte.

Jetzt war der Winter nahe, und der Feldherr beschloß, noch eine Hauptschlacht zu wagen, um seinem erschöpften Heere ruhige Winterquartiere zu verschaffen. In dieser Schlacht, in welcher von beiden Theilen mit gleicher Tapferkeit gefochten wurde, widerfuhr es Fritz zum ersten Male, beim Stürmen einer Batterie, daß eine Flintenkugel ihn mitten auf die Brust traf. Er stürzte nieder und glaubte sich schwer verwundet. Doch

schnell erholte er sich, sprang munter auf seine Füße; griff hastig nach dem entsunkenen Degen, stürmte in Gottes Namen noch einmal den Hügel hinan, und — die Batterie war genommen. Jetzt erst riß er die Weste auf, nach seiner Wunde zu sehen, und siehe — die Kugel rollte auf den Boden, denn er hatte die alte Perüke unter die Weste geknöpft, weil er eben nicht wußte, wo er sie lassen sollte; ihr dichtes Haargewebe hatte die Kraft der ohnehin matten Kugel gehemmt. „Vater!" rief er gerührt: „du bist mit mir!"

Wichtig waren die Vortheile der genommenen Batterie. Sie allein hatte das Umgehen des feindlichen linken Flügels gehindert. Jetzt drang des Grafen rechter Flügel mit Macht vor, und der Sieg war nun ohne weiteres Blutvergießen entschieden; doch waren der edlen Vaterlandsvertheidiger von beiden Theilen viele gefallen. Den Hauptmann Föhrenbach ließ der Graf überall suchen, um ihn als Major zu umarmen.

„Das verdanke ich meinem seligen Vater," sagte der Bescheidene, und verließ den Feldherrn in einer Art von Betäubung. Eine kalte Nacht war angebrochen. Fritz ließ von seinem Reitknecht den alten Oberrock sich reichen, der immer hinten auf dessen Pferd geschnallt war, hüllte sich mit Wohlbehagen darein, dachte an die wunderbaren Führungen der göttlichen Vorsehung, und schritt langsam über das vom Monde beleuchtete Schlachtfeld, um ein ihm angewiesenes Quartier im nächsten Dorfe zu suchen.

Als er so zwischen Leichen wandelte, vernahm er plötzlich neben seinen Füßen ein Gewinsel, bückte sich,

und erkannte einen feindlichen, am Kopfe schwer verwundeten Offizier. Er war ein alter Mann, hatte viel Blut verloren, beklagte sich über Durst und Kälte, und wünschte den Tod. Fritz kniete neben ihn. Das Mondlicht zeigte ihm ehrwürdige Züge im bleichen Antlitz; es kam ihm vor, als hätte der Mann einige Aehnlichkeit mit seinem Vater. Sogleich zog er den Oberrock aus, hüllte den Verwundeten darein, und, in Ermangelung jedes andern Verbandes, bedeckte er dessen Haupt mit der wärmenden Perüke. Dann lud er ihn auf seine Schultern, und trug ihn sanft in sein Quartier, eine reinliche Bauerstube mit einem Bette versehen, welches er dem leidenden Gaste abtrat, Erquickungen herbei schaffte, und nach dem Wundarzte sandte. Der Unglückliche lag in Ohnmacht. Der Wundarzt kam, untersuchte die Wunde, schüttelte den Kopf und verband sie.

Erst gegen Morgen erholte sich der Fremde, und sein Bewußtseyn kehrte zurück. Sprechen konnte er noch nicht, aber in seinen Augen war die Rührung zu lesen, mit welcher er die menschenfreundlichen Bemühungen seines Wirthes erkannte. Fritz wich fast nicht von seinem Bette. Kein Sohn konnte zärtlicher seinen Vater pflegen. Dennoch gab der verständige Wundarzt nur wenige Hoffnung. Der Kranke selbst schien sein herannahendes Ende zu fühlen. Am dritten Tage raffte er seine letzten Kräfte zusammen, fragte nach dem Namen seines Wohlthäters, und stammelte in abgebrochenen Sätzen:

„Ich bin der Obrist von Dallbrück. Fast ein halbes Jahrhundert hatte ich meinem Vaterlande mit den Waffen gedient, und hoffte nun im Genuß eines

ansehnlichen Vermögens, im Besitze einer liebenswürdigen Tochter, meine Tage zu beschließen, als dieser Krieg ausbrach, und das Vertrauen meines Fürsten mich noch einmal in's Feld rief. Sonst ging ich freudig, diesmal mit schwerem Herzen, denn ich ließ ein geliebtes, unbeschütztes Kind zurück. Meine Gattin war schon vor mehrern Jahren gestorben, und ich hatte nur noch eine alte Verwandte, die in einem kleinen Städtchen tief im Lande wohnte, wohin, so hoffte ich, das Kriegsgetümmel nie dringen würde. Dahin brachte ich meine Tochter, und nahm — ach! für ewig! von ihr Abschied. Mein baares Vermögen, über zwanzig tausend Thaler in Gold, mochte ich in diesen unsichern Zeiten niemanden anvertrauen. Ich vergrub es im Garten unter einem alten Lindenbaum, denn Sicherheit für Menschen und Gold gewährt jetzt nur der Schoos der Erde."

„Die Hoffnung, mein Kind sicher zu wissen, hat mich getäuscht! Das Städtchen ist, bei einem feindlichen Streifzuge, ein Raub der Flammen geworden, die Einwohner haben sich zerstreut, und alle meine Nachforschungen, um zu erfahren, ob mein Kind lebt, oder todt ist, waren bis jetzt vergebens! Das Land ist von Ihren Truppen besetzt, und ich gehörte nicht zu dem Korps, dem es vor einigen Monaten gelang, es auf kurze Zeit wieder zu erobern. Ich weiß nicht einmal, ob ich wünschen soll, daß meine Tochter noch lebe, oder hoffen, daß sie nun bald im Grabe mit mir vereinigt werde! Denn welche Gefahren mögen ihrer hilflosen Unschuld drohen!" —

„Meine Stunden sind gezählt, und der feste Glaube an meinen Heiland läßt mich ruhig dem Tode ent=

gegen gehen! — Auf der Welt habe ich jetzt niemanden als Sie, mein Herr, der sich meiner so großmüthig angenommen. Erlauben Sie einem sterbenden Vater die Frage: sind Sie vermählt?

„Nein," sagte Fritz.

Nun so verzeihen Sie den seltsamen Antrag, den mir die Vaterliebe im Tode zur heiligen Pflicht macht. Ihnen, edler junger Mann, übergebe ich meine hilflose Tochter. Sie ist ein frommes Mädchen. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie die Verlassene so bald möglich aufsuchen, sie trösten und schützen wollen; und wenn sie der Himmel nicht für Ihre Gattin bestimmt hat, so seyen Sie doch ihr Bruder, ihr Vater, ihr Vormund. Heben Sie den nicht unbeträchtlichen Schatz, den meine Vorsicht verbarg; verwalten Sie ihn zum Vortheil der Verwaiseten, oder — theilen Sie ihn mit ihr! — Vater-Segen ruhe dann auf eurem Bunde! — Ich bitte und fordere viel von Ihnen. Ihr edles Herz und mein nahes Ende geben mir den Muth. Schenken Sie mir einen ruhigen Tod!" —

Flehend hob er bei den letzten Worten seine kraftlosen Hände empor, und Fritz ergriff sie mit Feuer, und schwur ihm in frommer Begeisterung, seine letzten Wünsche zu erfüllen, wenn auch kein engeres Band an seine Tochter ihn knüpfen sollte.

Der Kranke lag erschöpft. Seine bleichen Lippen wollten danken, aber konnten sich nur noch zum leisen Gebet bewegen. Er deutete auf sein Taschenbuch, das neben ihm lag, seine Blicke baten es zu öffnen. Mit halbgebrochenem Auge durchlief er die Papiere, und bezeichnete diejenigen, aus welchen Fritz nähere Aufschlüsse über seine Tochter, ihren vormaligen Aufenthalt,

sein Haus, seinen Garten, und über die Stelle schöpfen könnte, wo er sein Geld vergraben. Dann zog er mühsam einen Ring von seinem Finger, reichte ihn seinem Pfleger, und stammelte kaum hörbar die Worte: „Der Ring ihrer Mutter — an diesem wird sie erkennen, daß ich Sie sende!" — Noch einmal erholte er sich; er faltete die Hände, blickte sehnsuchtsvoll zum Himmel — sprach leise: Herr Jesu! ich komme! — sank zurück mit holdlächelnder Miene — und sein Geist war heimgekehrt zu seinem Schöpfer.

Fritz ließ den Entseelten mit allen militärischen Ehrenbezeugungen zur Erde bestatten, und als bald nachher ein Waffenstillstand eintrat, suchte und erhielt er einen Urlaub von einigen Monaten, um sein Gelübde zu erfüllen.

Ihn führte der Weg durch seine Vaterstadt, wo er den langen Elias sah, an ein zanksüchtiges Weib verheirathet, unter deren eisernem Pantoffel er stand. Seine Stiefmutter wurde von der Schwiegertochter verachtet und gepeinigt; ihr eigener Sohn behandelte sie mit Geringschätzung; sie war nicht Herr eines Groschens von jenem tückisch-erschlichenen Vermögen; ihr fehlte oft das Nothdürftige, und, woran sie sich so gern erquickte, eine Tasse Kaffee, war ihr seit vielen Monaten nicht gereicht worden. In dieser kümmerlichen Lage sah sie einen Offizier, mit dem Orden geschmückt in ihr Zimmer treten, erkannte den gemißhandelten Fritz, und verbarg mit einem lauten Schrei ihr beschämtes Antlitz. „Ich komme nicht, um Ihnen Vorwürfe zu machen," sagte Fritz: „denn Sie waren meines Vaters geliebte Gattin, das werde ich nie vergessen."

Er tröstete die Reuige so gut er konnte, und versteckte beim Abschied eine volle Börse unter ihr Strickzeug, damit zu Reue und Alter nicht auch der Mangel sich gesellen möchte. Mit seinem Bruder, der ihn ohnehin wie ein Gespenst vermied, hatte er nur eine, ziemlich kühle Unterredung, und eilte, um der widrigen Gefühle los zu werden, nach einem Besuche auf dem Grabe seiner lieben Aeltern, und seiner — wahrhaft zweiten Mutter . . . . . ., deren Sohn Bernhard sehr glücklich in M** versorgt war, noch in derselben Nacht aus dem Thore.

Nach einigen Tagen erreichte er den vormaligen Wohnsitz des Obristen von Dallbrück, fand nur noch eine alte, ehrliche Haushälterin, nebst ihrer Katze in demselben, und fragte vergebens nach dem Fräulein. Der bezeichnete Garten lag vor dem Thore; dahin begab er sich um Mitternacht. Sein verschwiegener Reitknecht trug die Werkzeuge zum Aufgraben. Sie fanden den Lindenbaum, und unter demselben ein kleines, aber schweres eisernes Kästchen, das des Verstorbenen baaren Reichthum enthielt. Ohne es zu öffnen, verwahrte Fritz den Schatz in seinem Koffer, und eilte nun nach dem Städtchen, wo der Obrist seine Tochter dem Schutze einer alten Muhme anvertraut hatte. Es lag noch in Schutt und Asche. Kaum die Hälfte der Einwohner war zurückgekehrt. Daß die Muhme gestorben, erfuhr er durch den Postmeister, wo aber das Fräulein geblieben, wußte Niemand.

Wo sollte er sie nun suchen? wo zu finden hoffen? — Sechs Wochen brachte er damit zu, das Städtchen in immer weitern Entfernungen zu umkreisen, und in jedem Dorfe, jeder Hütte seine Nachforschungen zu wiederholen, aber alles vergebens!

Die Zeit seines Urlaubs war fast verstrichen. Er durfte nicht länger in dieser Gegend verweilen. Mit schwerem Herzen trat er die Rückreise an, und wußte jetzt keinen andern Rath, als durch die Zeitungen die Verlohrne aufzufordern, ihm ein Lebenszeichen zu geben. Er schrieb diese Aufforderung, sandte sie nach Hamburg, und kündigte zugleich, im Fall das Fräulein todt wäre, allen etwaigen Verwandten des Obristen von Dallbrück an, daß bei ihm eine Erbschaft zu erheben sey, obschon der Sterbende das schwerlich gewollt hatte.

Nachdem er diese zarte Pflicht vollbracht, setzte er seinen Weg fort, hatte aber kaum einige Meilen zurückgelegt, als ihm Kuriere mit der Friedensbothschaft überall begegneten. Diese Nachricht erfreute ihn doppelt. Denn jetzt bedurfte es ja der Eile nicht. Ein Brief an den Grafen konnte ja seinen Urlaub verlängern, und ihm Zeit gewähren, einige Tagreisen von seinem Wege abzubiegen, und sein liebes Dörfchen, wo eine rettende Hand die Todesangst von ihm genommen hatte, wieder zu besuchen.

Es wurde schon Abend, als er sich dem Ziele seiner Reise näherte. Einen Bauer, der mit seinem Pfluge vom Felde heim zog, fragte er hastig: ob der alte Pfarrer mit seiner Pflegetochter zurückgekehrt sey? und als er eine bejahende Antwort erhielt, sprang er freudig aus dem Wagen, und ging zu Fuße nach dem Pfarrhause. Als er von Ferne den Felsenkeller erblickte, zitterte eine Thräne des Dankes in seinem fromm gen Himmel erhobenen Auge, und als er nun vollends den ehrwürdigen Greis, und neben ihm die holde Jungfrau sitzen sah, konnte er sich vor dankbarer Rührung kaum fassen.

Mit abgezogenem Hute trat er herzu. Als der Pfarrer einen Offizier mit dem Ordenskreuze erblickte, stand er ehrerbietig auf, die sittsame Bertha wollte sich wegbegeben. „Bleiben Sie,“ sagte Fritz mit weicher Stimme: „um Ihrentwillen bin ich gekommen.“ — Sie sah ihn mit großen Augen an.

„Kennen Sie mich nicht mehr?“

Sie erkannte ihn nicht. Er deutete mit der Hand nach dem Felsenkeller:

„Diesen Kerker haben Sie mir geöffnet. Sie haben vom schimpflichen Tod mich gerettet.“ — Freudiger Schrecken preßte der erstaunten Jungfrau einen Schrei aus. Ihr Pflegevater hob die Hände gefaltet zum Himmel:

„Treten Sie herein, mein Herr, in die Wohnung der redlichen Armuth. O wie reich ersetzt uns Gott heute alles, da wir erfahren, daß es ein Ehrenmann ist, dem meine Bertha das Leben gerettet.

Fritz folgte in das Haus. Die geschäftige Wirthin trug mit heiterer Freundlichkeit alles herbei, was Küche und Keller vermochten. Zwischen solchen edlen Menschen entspann sich leicht eine trauliche Bekanntschaft. Der Greis verjüngte sich bei einer Flasche Wein, und mit der wärmsten Theilnahme hörte er die Erzählung von den Schicksalen des Fremdlings. Es war schon tief in der Nacht, als es Fritz erst bemerkte, und aufbrechen wollte, um in dem Wirthshause, in welchem er einst die Volksbüchlein verkaufte, zu übernachten. Aber der ehrwürdige Greis ließ ihn nicht von sich.

„Mein Haus ist freilich nur dürftig eingerichtet,“ sagte er: „aber gönnen Sie mir doch die Freude, ei-

nen edlen Mann zu beherbergen, der mir eine der schönsten Stunden des Lebens geschenkt hat. Sie haben angstvolle Minuten in diesem Hause zugebracht, verschlafen Sie nun auch darin eine ruhige Nacht."

Dieser Nacht voll sanften Schlafes folgte ein — Brautmorgen; denn Fritz hatte, im Gebet zu Gott um Erleuchtung, den Entschluß gefaßt, der Retterin seines Lebens die Hand zu biethen, die die sittsame Jungfrau aus Vatershand mit seinem beßten Segen annahm. Aber plötzlich schrie sie laut auf, denn an Fritzens Hand erblickte sie den Ring ihrer Mutter.

„Fräulein Dallbrück?" fragte Fritz hastig. „Das ist sie," antwortete der Greis: „Die Tochter des Obristen Dallbrück. Von aller Welt verlassen habe ich sie gefunden, als ich, zwanzig Meilen von hier, einen Oheim zum letzten Male besuchte. Wenn ihr Vater noch lebt —"

„Er lebt nicht mehr!" — rief Fritz — ach, zu schnell für die ohnmächtig niedersinkende Tochter. Doch da er ihr alle Umstände erzählte, daß er die letzten Stunden des Sterbenden erleichtert, und seinen Segen zu diesem Bunde ihr bringe, da milderte sich in etwas ihr Schmerz, und andächtig küßte sie die Hand, die dem theuren Vater die letzten Liebesdienste erwiesen. Den gehobenen Schatz, den Fritz ihr einhändigte, wollte sie mit ihrem edlen Pflegevater theilen. Der sprach:

„Ich habe genug und übergenug, denn ich weiß dich glücklich, und keine Sorge um dich wird meine Sterbestunde trüben. Nur die Trennung von dir — werde ich sie überleben?

Aber diese drei edlen Menschen trennte nur der Tod. Fritz nahm seinen Abschied, kaufte das Gut, zu welchem dieses Dorf gehörte, wurde ein fleißiger, verständiger Landmann; pflegte mit Weib und Kindern den Greis, bis er die Schuld der Natur bezahlte; verwandelte den Felsenkeller in eine Kapelle, die er mit einem Altare schmückte, welcher die Erbschaft seines Vaters barg. Oft zeigte er sie seinen Söhnen sprechend:

„Meine Reue hat mir des versöhnten Vaters Segen vom Himmel erfleht! Und dieser Segen — ruht er gleich auf unscheinbaren Dingen — hat mein Glück gegründet!“

4.

Prinz Carl.

Der Fürst Friedrich Eugen wurde von seinem ganzen Lande geliebt, denn er war ein edler, gerechter Fürst, und that alles, seine Unterthanen glücklich zu machen. Kam ein Tag, an welchem Friedrich Eugen sich freute, so nahm alles im Lande an seinen Freuden herzlichen Antheil. An seinem Geburtsfeste jubelten alle seine Unterthanen, erleuchteten ihre Wohnungen, schossen, spielten, sangen und gaben des Abends Feuerwerke. Dabey hörte man in allen Städten, Flecken und Dörfern den frohen Ausruf: Es lebe unser guter Landesvater! es lebe Friedrich Eugen!

Seine Gemahlin, Adelheid, theilte mit ihrem Gemahle die Liebe des dankbaren Volkes. Sie war eine liebenswürdige, gutherzige Frau, daher wurde sie von jedermann verehrt.

Eines Tages erscholl die Nachricht, der Fürst habe einen Sohn, und das Land einen Erbprinzen bekommen. Da gab es Freude über Freude! Sah ein Nachbar den andern, ein Freund den andern: so fragte er ihn gleich: Weißt du schon, daß uns ein Erbprinz geboren ist? — In der Residenzstadt des Fürsten wurden noch an demselben Tage mehrere Kanonen losgebrannt, alle Häuser erleuchtet, und alles gab sich Mühe, dem Fürsten seine Freude über die Geburt des Prinzen zu bezeugen.

Fast alle Tage kamen aus den entferntesten Gegenden des Landes Abgeordnete an, welche dem Fürsten und seiner Gemahlin zu ihrem Erstgebornen Glück wünschten. Der Fürst hatte große Freude darüber. Vor allem andern aber rührte ihn folgender Auftritt.

Zehn Dörfer, die nahe bey der Residenz lagen, beredeten sich, nach dem Schlosse des Fürsten zu ziehen, und diesem ihre Freude über die Geburt des Prinzen zu erkennen zu geben. Aus jedem Dorfe zogen zwanzig Männer und zehn junge Mädchen mit. Die Mädchen waren reinlich gekleidet und mit Blumen geschmückt. Drei von ihnen trugen schöne Blumenkränze, die für den Fürsten, seine Gemahlin und den Prinzen bestimmt waren, auch brachten sie für den letzten ein Paar Tauben und ein schneeweißes Lamm mit.

Als der Zug an dem Schlosse ankam, blies das Chor der Musikanten, die mitzogen, einen schönen

Marsch. Alle stellten sich in dem Schloßhofe in einen Halbkreis; die Mädchen standen vorne.

Jetzt stimmten die Musikanten die Melodie eines Liedes an, und die zweihundert Männer sangen:

Alles jubelt in dem Lande!
Freude fühlet jede Brust!
Auch im lieben Bauernstande
Jauchzet alles jetzt vor Lust!

Guter Fürst! Dir gilt die Freude;
Dir und Deiner Adelheid!
Hochbeglücket seyd Ihr Beyde,
Weil ein Prinz Euch jetzt erfreut!

Freude soll er Euch stets machen;
Einst beherrschen unser Land;
Ueber Recht und Unrecht wachen;
O dann liebt ihn jeder Stand!

Gott, erhöre unsre Bitte:
Leit' an deiner Vaterhand,
Unsers theuern Prinzen Schritte!
Heil ihm und dem ganzen Land!

Der Fürst konnte sich nicht enthalten, während des Gesanges in den Schloßhof hinunter zu gehen, und in den Kreis seiner lieben Unterthanen zu treten. Mit entblößtem Haupte standen diese um ihren Landesvater, dem eine Thräne der Freude ins Auge trat.

Die gute Fürstin trat ans Fenster, und hielt ihren geliebten Sohn auf dem Arm. Jetzt wurde die Musik schwächer, und die Mädchen sangen nach einer rührenden Melodie folgenden Vers:

Gute Landesmutter, lebe,
Lebe lange uns zum Glück!
Gottes treuster Engel schwebe
Stets um Dich mit holdem Blick!

Groß ist Deine Mutterfreude;
O wir theilen sie mit Dir!
Deine süße Augenweide
Sey Dein Prinz Dir für und für!

Alle, die dieses mit anhörten, wurden gerührt; vielen flossen Thränen von den Wangen. — So wie der Gesang geendigt war, riefen die Männer, indem sie ihre Hüte schwenkten: Es lebe unser gnädigster Landesvater, Friedrich Eugen! — Es lebe seine fürstliche Gemahlin, unsre gute Landesmutter, Adelheid! — Jetzt stießen die Musikanten in die Trompeten, und die Landleute wiederholten das Lebehoch! dreimal.

Der gerührte Fürst dankte ihnen mit wenigen Worten, aber mit vieler Freundlichkeit. Der älteste von den Landleuten, ein Greis von hundert und einem Jahre, trat aus dem Kreise, und sagte mit vernehmlicher Stimme: Gnädigster Fürst, das ganze Land freut sich über die Geburt des Erbprinzen. O möcht' er ein so weiser, gerechter Fürst werden, wie Eure Durchlaucht! dann wird ihn das ganze Land so herzlich lieben, wie seinen Vater.

Der Greis, dem das Silberhaar auf die Schultern wallte, wollte noch mehr reden; aber Freudenthränen ließen es ihm nicht zu. Der Fürst reichte ihm die Hand; schüttelte sie treuherzig und sprach: Alter Vater! ich freue mich, in einem Lande zu regieren, wo die Unterthanen mit so vieler Liebe an ihrem Fürsten hängen; saget euern Mitnachbaren, daß ich meinen Sohn zu einem guten, frommen und gerechten Mann erziehen werde; damit sie und ihre Kinder ihn auch lieben.

Die Mädchen überreichten jetzt ihre Kränze, das Lamm und die Tauben. Die Landleute wollten nun nach ihren Wohnungen zurückkehren, aber ein Herr vom Hofe sagte ihnen, er habe Befehl von dem Fürsten, sie nicht fortzulassen; sie müßten vorerst eine kleine Mahlzeit einnehmen.

Bald darauf wurden alle in einen großen Saal geführt, wo mehrere gedeckte Tafeln standen. Jedem wurde ein Platz angewiesen. Alle sahen sich einander freundlich an, denn diese Ehre machte ihnen um so größere Freude, da sie sie nicht erwartet hatten. Aber wie sehr stieg diese Freude, als nach einigen Minuten auch der Fürst erschien, und neben dem silberhaarigen Greise Platz nahm. Er aß zwar nichts, unterhielt sich aber mit seinen Gästen eine halbe Stunde lang auf die liebreichste Art. Bey seinem Weggehen nahm er ein Glas mit Wein, hob es in die Höh, und sagte: Es lebe der fleißige, gutgesinnte Landmann! Darauf trank er es zur Hälfte aus.

Außerordentlich vergnügt gingen die Landleute aus dem Schlosse nach den Dörfern zurück, und erzählten mit Freuden ihren Miteinwohnern, Weibern und Kindern alles, was ihnen in der Residenzstadt wiederfahren war, und das ganze Land lobte den Fürsten. Der Erbprinz bekam bey der Taufe den Namen Carl.

Prinz Carl war stets gesund und munter. Der Fürst wünschte, ihm eine gute Erziehung zu geben, und fragte einige verständige Männer um Rath, die die Kunst verstanden, Kinder auf die zweckmäßigste Weise zu erziehen.

Anstatt den kleinen Prinzen in warmen Zimmern zu verschließen, ließ der Fürst seinen Carl oft in die frische Luft tragen, auch wenn die Witterung rauh war. Mehrere Hofleute waren damit nicht zufrieden, und sagten, wenn das so fortgienge, so würde der Erbprinz nicht lange am Leben bleiben.

Aber Carln gefiel es auf der Welt sehr wohl, und an den Tod war bey ihm nicht zu denken. Er wurde mit jedem Tage stärker und lustiger. Sein feuriges Auge lächelte freundlich, und noch war er nicht zehn Monate alt, als er schon stehen und ein Paar Schrittchen fortschreiten konnte. Die Hofleute, die ihm einen baldigen Tod prophezeiten, hatten auch Kinder. Aber was für Kinder? Mit Carln waren sie nicht zu vergleichen. Blaß war ihre Gesichtsfarbe, matt ihr Auge, schwach ihr ganzer Körper, ob sie gleich viel älter waren als der Erbprinz. Sie wurden aber verzärtelt, ängstlich gegen jedes rauhe Lüftchen geschützt, und beständig warm gehalten. Daher kam es, daß sie armselige Kinder waren.

Als Prinz Carl älter wurde, gewöhnte man ihn, sich allezeit zu beschäftigen. Er hatte beständig etwas zu thun; bald fütterte er seine Tauben, bald das Lamm, bald setzte er ein Haus zusammen, bald schnitt er aus Papier Figuren und dergleichen mehr.

Der Fürst wünschte sehr, daß sein Carl sich nicht viel auf sich einbilden möchte; daher gab er Befehl, daß man ihm keine Schmeicheleien sagen, ihn nicht zu ängstlich bedienen, und nie anders, als Prinz Carl tituliren sollte. Ein Bedienter, der zu ihm gnädiger Prinz sprach, bekam deßhalb von dem Fürsten einen scharfen Verweis.

Damit der Prinz alle Menschen lieben lerne, traf der Vater die Einrichtung, daß zu bestimmten Tagen in der Woche einige gutgeartete arme Kinder aus der Stadt und von dem Lande aufs Schloß kamen, und mit Carln, wie mit ihres Gleichen, spielten. Der Fürst freute sich sehr, daß der Prinz mit allen freundlich umgieng, und nur diejenigen vorzog, die ihm den meisten Verstand und das beste Herz zu haben schienen.

So wuchs Carl immer größer. Mit Liebe hiengen Vater und Mutter an ihm, so wie er an ihnen. Er zeigte immer ein sehr gutes Herz, und obgleich sein ganzes Wesen rasch war, so hatte er doch auch viel Sanftmuth und ein menschenfreundliches, zartes Gefühl. — Sah er jemanden leiden, so gieng es ihm sehr nahe; konnte er irgend einem Menschen Freude machen, so that er es mit Vergnügen.

Welche Wonne für den Fürsten und die Fürstin, als sie sahen, daß ihr Erstgeborner im Guten mit jedem Tage zunahm, wie er mit Liebe an allem hieng, was lobenswerth war, wie er einst der edelste Mann, der beste Regent zu werden versprach!

Wir haben einen Ueberfluß an Gütern des Lebens, sagte oft der Fürst zu Adelheid, aber das kostbarste Kleinod, das wir besitzen, ist doch unser Carl. Alles andere könnten wir leicht entbehren; aber ohne unsern Carl wäre das Leben für uns nicht zur Hälfte so schön.

Prinz Carl war vier Jahre alt, als einer seiner Gespielen, Heinrich, krank wurde. Unter allen seinen Spielfreunden war ihm dieser der liebste. Daher

wurde er unruhig, als Heinrich eine Woche lang nicht aufs Schloß kam.

Warum kommt Heinrich nicht mehr zu mir? fragte der Prinz. Ich habe ihn lieb, und er sollte alle Tage zu mir kommen.

Lieber Prinz, sagte eine Hofdame zu ihm, Heinrich kann jetzt nicht zu uns kommen.

Er kann nicht? fragte Carl. Warum kann er nicht?

Hofdame. Es ist ihm nicht wohl.

Carl. Heinrich nicht wohl? Was fehlt dem guten Heinrich?

Hofdame. Er ist krank, er ist sehr krank.

Carl. (betrübt.) Ist Heinrich wirklich krank? O der arme Heinrich! Ich will zu ihm!

Hofdame. Das geht nicht an, lieber Prinz, Sie könnten leicht auch krank werden.

Carl. Recht gut! dann ist Heinrich nicht allein krank.

Von diesem Augenblicke an hatte Prinz Carl keine Ruhe mehr. Er bath seine Aeltern, sie möchten ihn zu Heinrich führen lassen, und als man seine Bitte nicht erfüllen wollte, fieng er an traurig zu werden und zu weinen.

Nach einigen Tagen hieß es, Heinrich wäre wieder fast gar gesund, und da Carl seine Bitte immer wiederholte, ihn besuchen zu dürfen; so gab endlich die Fürstin nach, und Carl gieng zu seinem kleinen Freunde.

Wie froh war er, als er den genesenen Heinrich erblickte. Er fiel ihm um den Hals und weinte vor Freude.

Zu seinen bisherigen jungen Gesellschaftern, kam ein neuer — anderer Art hinzu, eine — Katze.

Eines Tages hatte sich nemlich eine sehr schöne Katze in sein Zimmer geschlichen, und ihn so lieb gewonnen, daß man sie nicht von seiner Seite wegbringen konnte. Carl konnte diese Thiere bis dahin nicht wohl leiden, aber die große Anhänglichkeit der gedachten Katze brachte ihn so weit, daß er sie ungemein lieb gewann, und sich mit ihr noch am meisten die Zeit vertrieb.

Die Katze wollte fast gar nicht von seiner Seite; sah sie, wie er auch andere Thiere liebkoste, so fieng sie an, unruhig zu werden und zu knurren; es schien, als wolle sie allein seine Liebe genießen.

Nach einem halben Jahre wurde die fürstliche Familie und das ganze Land von neuem in Traurigkeit versetzt. Der Fürst, den jedermann kindlich liebte, erkältete sich auf der Jagd und fiel in eine gefährliche Krankheit.

Die geschicktesten Aerzte des Landes bothen ihre ganze Kunst auf, den Fürsten wieder herzustellen; allein die Krankheit verschlimmerte sich mit jedem Tage, und man mußte endlich alle Hoffnung der Wiedergenesung aufgeben.

Die Nachricht von dem gefährlichen Zustande des Fürsten brachte Angst und Betrübniß hervor; alles nahm an seinen Leiden Antheil, alles wünschte, daß er am Leben bleiben möchte. In den Kirchen flehte man Gott um Hülfe, besonders betheten die Landleute mit der herzlichsten Andacht für die Erhaltung ihres Lan

desvaters, der ein so großer Freund und Beschützer des Bauernstandes war. — Rührend war es oft, wenn eine Schaar treuer Unterthanen auf den Schloßhof kam, und sich ängstlich um das Befinden des Fürsten erkundigte, und ihm unter Thränen baldige Besserung wünschen ließ.

Niedergeschlagen waren besonders die gute Fürstin Adelheid und Prinz Carl. Dieser war beständig um seinen kranken Vater; Tag und Nacht saß er am Krankenbette, genoß wenig, und mußte oft mit Gewalt fortgebracht werden, um sich bey dem Anblick des leidenden Vaters nicht ganz abzuhärmen, und durch Ruhe und Schlaf seinen ermatteten Körper wieder etwas zu stärken. Auch Adelheid wich selten von der Seite ihres Gemahls. Der Fürst sah diese große Liebe zu ihm, und wurde oft dadurch gerührt.

Eines Abends merkten die Aerzte, daß Fürst Eugen sein Leben bald endigen werde. Sie bathen daher Adelheiden und Carln, sich jetzt wegzubegeben, und den Fürsten in Ruhe zu lassen. Aber die treue Gemahlin ahndete sogleich den schrecklichen Verlust der ihr bevorstand. Thränen stürzten aus ihrem sanften Auge. Nein! sagte sie, nichts soll mich von seiner Seite bringen! Auch im Tode will ich bey ihm seyn!

Als Carl das Wort „Tod“ vernahm, erschrack er heftig, und fieng an zu weinen. Mutter! rief er Hände ringend aus, wird der Vater sterben?

Adelheid riß den Prinzen an ihre Brust und schluchzte. Bald ist er nicht mehr! sagte sie in einem herzzerreißenden Tone; bald hast du, Carl, keinen Vater mehr. Gott ruft ihn zu sich; bald wird er sich mit den Engeln im Himmel freuen.

O Mutter! rief Carl, laß uns mit sterben! es ist alles nicht mehr so schön, wenn der gute Vater stirbt. Hübsch muß es seyn unter Engeln zu leben. Mutter! laß uns mit sterben! —

Der kindliche Ton, in welchem Carl sprach, griff das mütterliche Herz noch mehr an. Die Worte: „laß uns mit sterben!" rührten sie außerordentlich.

Dem Fürsten schien alles, was um ihn vorgieng, ein Traum; die kalte Hand des Todes ergriff ihn; er gerieth in einen harten Kampf; matt bewegte er einen Arm nach Adelheid; sie ergriff seine Hand; Carl that dasselbe, der Sterbende stammelte mit sichtbarer Anstrengung: Adelheid — Carl — lebt wohl! — sein Auge schloß sich, er holte tief Athem, und verschied.

Adelheid fiel weinend auf den entschlummerten Gemahl hin; Carl schmiegte sich an seine Mutter und jammerte. Alle Umstehenden zerflossen bey diesem rührenden Auftritte in Thränen. Die Aerzte besorgten, daß Adelheidens und Carls Schmerz ihnen leicht gefährlich werden könnte, und befahlen daher, beyde mit Gewalt von dem geliebten Leichnam zu reißen, und sie in ein anderes Zimmer zu bringen. — Es geschah.

Die Nachricht von dem Tode des Fürsten brachte im ganzen Lande Betrübniß hervor. Als sein Leichnam, nach der herrschenden Sitte, auf einem Prachtbette auf dem Schloßhofe ausgesetzt wurde, strömte alles hinzu, um, wenn möglich, den geliebten Verstorbenen noch einmal zu sehen. Es war ein stiller Herbstabend. Mattlodernde Fackeln erhellten die Dunkelheit; es herrschte die heiligste Stille, die nur bisweilen von

dem Schluchzen der Umstehenden unterbrochen wurde. Alles weinte, — denn es war ein guter Fürst gestorben. — Den Tag darauf wurde der Leichnam in die fürstliche Gruft gesetzt.

Es vergieng eine lange Zeit, bis sich Adelheid und Carl über den Tod des Fürsten trösten konnten. Dem Prinzen schwebte bey Tag und Nacht sehr oft der Vater vor, wie er im Himmel unter den Engeln saß, und himmlische Freuden genoß. Zuweilen vertiefte er sich so sehr in diese neue Welt, daß ihn die Mutter aus seinen Träumereyen wecken mußte. Carl, hieß es dann gewöhnlich, wo bist du schon wieder mit deinen Gedanken? Bey dem Vater! war dann fast immer des Prinzen Antwort. O könnt' ich bey ihm seyn! könnt' ich auch unter Engeln leben!

Wie, Carl? seufzte dann die Fürstin, du könntest mich verlassen? liebst du mich so wenig?

O Mutter, rief hierauf gewöhnlich der Prinz gerührt aus, ich liebe dich über alles! Nein, verlassen werde ich dich niemals! Gehe ich zu dem Vater im Himmel, so kommst du mit; nicht wahr, du kommst mit?

Die Thränen traten dabey der Fürstin gewöhnlich ins Auge, sie drückte den holden Sohn an ihr mütterliches Herz, und küßte ihn mit Innigkeit.

Kaum hatte sich ihr Schmerz über den Verlust des Fürsten etwas gemildert, als ihr und Carln ein neues Unglück drohte. — Ein benachbarter Fürst, Namens Ottokar, war mit dem verstorbenen Fürsten Friedrich Eugen verwandt. Seine Macht war groß; er

hatte zahlreiche Heere Soldaten, viele Festungen, große Reichthümer, viel Muth, aber — ein böses Herz. Dieser Ottokar hätte gern das ganze Land des verstorbenen Fürsten Eugen an sich gerissen. Als er hörte, daß die Vornehmen dieses Landes die Einrichtung getroffen hätten, daß Prinz Carl seinem Vater in der Regierung folgen, so lange er aber noch zu jung dazu wäre, seine Mutter mit ihrem Bruder das Reich verwalten sollte: so erklärte sich Ottokar dagegen, und behauptete, niemand als er habe das Recht, das Land so lange zu regieren, bis Prinz Carl groß wäre und selbst Fürst seyn könnte.

Der böse Ottokar brachte sogleich eine starke Armee zusammen und zog gegen die Fürstin Adelheid. Diese war darüber sehr bestürzt; sie fürchtete alles Schlimme, denn das schlechte Herz ihres Feindes war ihr bekannt; sie wußte wohl, daß er damit umgienge, ihr und ihrem Sohne das Land zu rauben.

Voll Betrübniß schloß sie oft den Prinzen an ihr Herz, und ließ ein Paarmal die Worte fallen: was wird aus uns Unglücklichen werden? man wird dich vielleicht von dem Herzen deiner Mutter reissen!

Wer? rief Prinz Carl unwillig, wer will mich fortreissen? O Mutter, ich habe einen Säbel, wer dir etwas thut, wer mich von dir fortreissen will, den renne ich damit durch, denn das ist ein Räuber! ein Bösewicht!

Adelheiden gefiel der muthige Sinn des Kleinen, aber sie seufzte und blickte betrübt gen Himmel.

Dem schlechtgesinnten Ottokar gelang es, bis an die Residenzstadt vorzudringen. Da man zum Widerstand nicht genug vorbereitet war, so befahl Adel-

heid, ihn hereinzulassen, obgleich alle Einwohner laut erklärten, daß sie für die Fürstin gern Gut und Blut aufopfern, und die Stadt bis zum Tode vertheidigen wollten.

Ottokar ließ sogleich das fürstliche Schloß umzingeln, und gab Befehl, die Fürstin mit dem Prinzen in einer wohlverschlossenen Kutsche über die Grenze in sein eigenes Land zu bringen.

Man brachte Adelheiden diese Nachricht. Sie gerieth in Schrecken. Carl griff nach einem kleinen Säbel, zog ihn, und wollte damit gegen die Offiziere rennen, die in das Zimmer traten, um die Fürstin einzuladen, die Kutsche zu besteigen, und mit ihnen fortzufahren. Adelheid rang ihm das Gewehr aus den Händen, und suchte ihn zu beruhigen. Aber Carl war nicht zu besänftigen; er schlug mit den Händen nach den Offizieren, und schalt sie Bösewichter und Räuber.

Doch was halfs! Adelheid mußte mit Carln die Kutsche besteigen, und langte nach drei Tagen in dem Lande ihres Feindes Ottokar an. Dieser Bösewicht hätte sie gern samt ihrem Sohne umgebracht; allein er fürchtete den Tadel der Welt, und begnügte sich daher damit, beide als Gefangene zu behandeln. Er erklärte zwar, daß er Adelheiden und Carln als ein Freund behandeln, und nur so lange das Land des Fürsten Eugen regieren wolle, bis Carl erwachsen wäre. Doch im Herzen dachte er anders. Nach einiger Zeit gab er vor, man habe die Fürstin Adelheid und ihren Prinzen gewaltsamer Weise entführen wollen, er sey daher genöthigt, sie auf einer unbekannten Burg gegen ähnliche Versuche sicher zu stellen.

Der Tyrann ließ beide in einer Nacht auf ein entferntes, verfallenes Schloß bringen, wo er sie hart zu behandeln befahl. Adelheid befürchtete das Schlimmste; nur der Anblick des Prinzen tröstete sie etwas. Ach, auch diesen Trost ließ man ihr nicht lange! Carl wurde von ihrem Herzen gerissen. Sie war vor Schmerz außer sich, aber sie mußte der Gewalt weichen. Carl wehrte sich, allein ein Corporal schleppte ihn aus dem Zimmer der Mutter, welche sich nun einsam und verlassen sah, und lange in ihr schreckliches Schicksal nicht finden konnte.

Carl, der aus dem Schlosse seines Vaters die Katze, die ihn nicht verlassen wollte, mitgenommen hatte, bath, man möchte ihm wenigstens das Thier noch holen. Dieß geschah. Man brachte ihm die Katze, und sperrte ihn noch diesen Tag in einem unterirdischen Gefängnisse ein. Ein gleiches geschah mit seiner Mutter.

Einige Tage lang war der Prinz untröstlich. Er liebte seine Mutter über alles, und mußte nun von ihr getrennt leben. Der Kerker, in den er gebracht wurde, war eng und dunkel. Ein kleiner Tisch, ein Paar alte, zerbrochene Stühle und ein schlechtes Bett, war alles, was er darin vorfand. Die Wände waren schwarz, und die Fenster mit eisernen Stangen umgeben. Ein Schauer überfiel Carln, als er sich in diesem häßlichen Loche einsam und verlassen sah. Thränen füllten sein Auge, er rang die Hände, und rief zu wiederholten Malen: o mein Vater! o meine Mutter!

Prinz Carl bekam nur dreimal des Tages einen Menschen, nämlich den Kerkermeister, zu sehen. Dieser brachte ihm das Frühstück, das Mittagmahl und das Abendbrod. Die Kost war elend. Des Morgens erhielt Carl gewöhnlich ein Schnittchen Brod mit einem Glase Wasser; zu Mittage eine kraftlose Suppe mit ein wenig Gemüse, nur selten Fleisch; des Abends ein Stückchen Butterbrod. So schlecht übrigens die Kost auch war, so befand sich doch der Prinz gesund und wohl dabey.

Geduldig hätte Carl sein trauriges Schicksal ertragen, hätte er nur bey seiner Mutter seyn können! Fast jede Stunde dachte er mit dankbarer Liebe an sie. — Sein größtes Unglück in den ersten Wochen seiner Gefangenschaft bestand darin, daß er keine Beschäftigung hatte, oft von der Langenweile geplagt wurde. Die Katze, welche immer auf seinem Schooße oder an seiner Seite lag, vertrieb ihm noch am meisten die Zeit. Spatzierte er herum, so begleitete sie ihn wie ein treuer Diener. Er hatte eine herzliche Freude an ihr, denn im Unglücke schätzt der Mensch auch Thiere hoch, die an seinem Unglücke Theil nehmen. Carl gab ihr den Namen Trautel; und bemühte sich, sie zu kleinen Kunststücken abzurichten. Hätte er dieses Thier nicht an seiner Seite gehabt, er wäre viel unglücklicher gewesen.

Eine andere seiner Beschäftigungen bestand darin, daß er an die staubigen Wände mit seinen Fingern Figuren machte, die Fensterscheiben anhauchte, und nun darauf etwas kritzelte. Traurige Beschäftigungen! aber den Prinzen retteten sie bisweilen vor der Langenweile.

Nach einigen Wochen kam der Kerkermeister nicht allein in Carls Gefängniß. Er brachte seine Tochter, ein Mädchen von acht Jahren, mit. Minchen — so hieß das Mädchen — hatte ein A B C Buch in der Hand, und sah den Prinzen neugierig und mitleidig an. Dieser war sehr erfreut, nach so langer Zeit ein neues Geschöpf zu sehen, besonders da er bemerkte, daß Minchen an seiner traurigen Lage Theil nahm. Er näherte sich ihr, und bath sie um das Buch. Minchen gab es ihm. Der Prinz war außer sich vor Freude, als er darin zwei Kupferstiche fand, auf welchen ein Haushahn mit mehreren Hühnern, ein Paar Hirsche und Windhunde abgebildet waren. — Der Kerkermeister hatte seine Lust an der Freude des kleinen Gefangenen. Carl bath Minchen, sie möchte ihm das Buch bis zum Abend da lassen. Das mitleidige Mädchen sah den Vater an, gleich als wollte es fragen, ob ihr dieß erlaubt sey. Der Vater nickte mit dem Kopfe, und Minchen sprach: du kannst das Büchlein behalten, Kleiner!

Wer war jetzt froher als der Prinz! So wie der Kerkermeister mit Minchen fortgegangen war, setzte sich Carl in einem Winkel auf den Stuhl, durchblätterte das Buch, und ergötzte sich an den abgebildeten Thieren. Gern hätte er sie nachgezeichnet, wenn er nur Papier und Bleystift bey der Hand gehabt hätte. Auf dem Tische lag ein Stückchen Brod, das ihm der Kerkermeister eben gebracht hatte. Freudig sprang der Prinz vom Stuhle auf. Ich weiß, was ich thue! rief er; griff nach dem Brode, brach ein Stückchen davon ab, gab es seiner Trautel; den übrigen Theil machte er, mit Hülfe des Wassers, zu einem Teige, und ver=

suchte nun, daraus ein Windspiel zu machen. Anfangs wollte ihm diese Arbeit nicht gelingen, aber nach und nach giengs besser, denn mit der größten Unverdrossenheit wiederholte er seine Versuche.

Von nun an bekam Carl jeden Tag auf ein Paar Stunden das ABC Buch, und fieng nun auch an, die Buchstaben aus Brodteig nachzubilden. Der Kerkermeister bemerkte dieß eines Tages, schüttelte lächelnd den Kopf darüber, gieng auf seine Stube, holte ein Stück Kreide und gab sie dem Prinzen, sagte ihm auch bey dieser Gelegenheit die Namen der Buchstaben.

Welche Freude für Carl. Von nun an hatte er fast keine Langeweile mehr. Er zeichnete auf dem Tische die Buchstaben und die in Kupfer gestochenen Thiere nach, und es währte nicht lange, so konnte er lesen, obgleich der Kerkermeister ihm nur einige wenige Male gezeigt hatte, wie man die Buchstaben in Sylben und Wörter zusammen setzen, und diese aussprechen müsse. O wie jubelte Carl darüber! Er vergaß alles Ungemach, das er bis jetzt ausgestanden hatte! er vergaß, daß er ein Gefangener sey, und nur die Mutter, nur die innig geliebte Mutter fehlte ihm! dieser hätte er so gern gesagt, daß er die Buchstaben nennen und lesen könne.

Im folgenden Jahre brachte der Kerkermeister dem Prinzen einen Hut voll Eicheln, und lehrte ihn das Zählen. Carl begriff alles sehr leicht, und bald konnte er auch etwas rechnen. Nun vergieng fast keine Minute, wo er nicht geschäftig gewesen wäre; wollte er sich erholen, so spielte er mit der Katze. Der Kerkermeister hatte bemerkt, daß der Prinz Vergnügen daran finde, aus Brod Thiere zu bilden. Eines Tages

brachte er ihm ein ziemlich großes Stück Wachs mit, und schenkte es ihm mit den Worten: das Wachs schickt sich besser zum Poussiren, das liebe Brod darf nicht dazu verwendet werden.

Von nun an poussirte der Prinz mit vielem Eifer verschiedene Gegenstände, besonders Thiere aus Wachs. War er damit fertig, so sah er eine Zeitlang sein Kunstwerk mit Vergnügen an, und verdarb es dann wieder, um etwas Neues aus der Masse Wachs zu machen.

So gieng es Tag für Tag fort. Schon waren drei Jahre verflossen, daß Prinz Carl in dieser Burg als Gefangener behandelt wurde, als sich etwas Wichtiges ereignete, das in seiner Lage eine große Veränderung hervorbrachte.

Unterdessen hatte der böse Fürst Ottokar das Land des verstorbenen Eugen sehr strenge regiert. Die Einwohner waren ihm nicht gewogen, denn sie wußten, daß er ein schlechtdenkender Mann sey.

Das Schicksal der verwittweten Fürstin Adelheid und des Erbprinzen Carl gieng allen Einwohnern zu Herzen. Niemand wußte, in welcher Burg sie sich befänden: einige glaubten, Ottokar habe sie ermorden lassen. Dieser aber versicherte immer, die Fürstin und der Erbprinz wären wohl verwahrt, und würden fürstlich behandelt.

So waren drei Jahre verflossen. Ottokar wurde immer strenger und ungerechter. Das Volk fieng an zu murren. Es verlangte die Fürstin Adelheid und ihren Sohn zu sehen. Durch einen Zufall wurde es bekannt,

daß beide auf einer halbverfallenen Burg im Kerker schmachteten. Jetzt rief alles Rache. Das Landvolk bewaffnete sich, und ein naher, mächtiger Fürst wurde gegen Ottokar zu Hülfe gerufen. Dieser Fürst schickte sogleich ein starkes Heer in Ottokars Land, und dieser gerieth in große Verlegenheit.

Einige Regimenter Soldaten marschirten nach der Burg, in welcher Adelheid und Carl gefangen saßen. An ihrer Spitze stand der General Brav, einer von der sonstigen Leibwache des verstorbenen Fürsten Eugen. Ottokar schickte auch eine Menge von seinen Truppen nach dieser Burg, und gab einem seiner Leibgardisten, Halunkius, den geheimen Befehl, Adelheiden und Carln umzubringen.

Unglücklicherweise kam Halunkius etwas eher nach der Burg als der General Brav. Er bewaffnete sich mit einem langen Dolche, und ließ sich zuerst in den Kerker des Prinzen führen. Dieser hatte gerade einen Hirsch und ein Windspiel aus Wachs gebildet. Beyde Thiere, die er auf den Tisch hinsetzte, waren ihm sehr gut gelungen und er betrachtete sie mit Wohlgefallen, als er das Geklirre der Waffen im Schlosse vernahm, und den Lärm des herbeyeilenden Halunkius hörte.

Carl ahndete das Unglück, das ihm bevorstand, bebend sprang er in einen Winkel, und setzte sich auf einen Stuhl. Die Katze sprang auf seinen Schooß, er faßte sie in den Arm.

Jetzt wird die Thüre des Gefängnisses geöffnet. Mit gezogenem Dolche tritt Halunkius herein. Der Prinz erblaßt, und zitterte am ganzen Leibe. Halunkius sieht ihn, kommt bey dem Anblicke des erschro-

ckenen Prinzen in eine Verlegenheit, und weiß nicht, ob er ihn morden, oder am Leben lassen solle. Die Katze murrt, und bewegt zornig die Pfoten nach dem Obristen, sie scheint ihren jungen Herrn muthig beschützen zu wollen.

In diesem Augenblicke hört Halunkius aus dem Schloßhofe ein wildes Geschrei und Waffengeklirr. Es ist kein Zweifel mehr, daß der General Brav angekommen sey. Halunkius kann sich nicht lange mehr bedenken. Er geht mit dem blinkenden Dolche auf den Prinzen los, um ihn zu durchbohren. Die Katze springt zornig gegen ihn. Schon ist er Carln ganz nahe; schon will er den Dolch in dessen Brust stoßen, als der General Brav mit blankem Säbel ins Gefängniß stürzt, den Mörder erblickt, und ihm, gerade da er den Prinzen morden will, mit dem Säbel den Kopf spaltet. — Todt sinkt Halunkius zu Boden, und schwimmt bald in seinem Blute. Prinz Carl sinkt seinem Retter in die Arme, und General Brav trägt ihn auf seinen Armen aus dem Kerker.

Als General Brav mit dem Prinzen in den Hof kam, schlugen sich bereits die Soldaten des Fürsten Ottokar mit den andern herum. Die ersten erlitten einen großen Verlust. Aengstlich blickte Carl um sich. Auf einmal that er einen Schrei. O meine Mutter! meine Mutter! rief er.

Er hatte recht gesehen. Adelheid war glücklich befreyt worden, aber sie wurde, so wie man mit ihr auf den Burghof kam, von feindlichen Soldaten umringt.

ringt. Der Prinz sah die Mutter in Gefahr. Seine Angst verlor sich; er fühlte Kraft, die Mutter zu vertheidigen, riß sich aus den Armen des Generals los, erwischte einen Säbel, die in Menge auf dem Hofe herumlagen, und lief zu seiner Mutter.

Adelheid erblickte ihren Sohn, und rief freudig aus: o mein Carl! mein Carl! — Ihre Befreyer hielten sich tapfer, und stießen alle Feinde, die sich ihnen nahten, nieder. Mit bloßem Säbel rannte Carl der geliebten Mutter in die Arme. Ein feindlicher Soldat hieb nach ihm, verwundete ihn aber bloß an der Stirne. Mit blutigem Gesichte fiel er Adelheiden an das mütterliche Herz. Unbeschreiblich rührend war dieser Auftritt. Freudenthränen flossen von den Wangen der zärtlichen Mutter und des dankbaren Sohnes.

Noch lag Carl an der Fürstin Brust, als nicht weit von dem Platze, wo sie standen, der Kerkermeister mit seiner kleinen Tochter herbeygeschleppt wurde. Mehrere in Wuth gerathene Soldaten wollten über beide herfallen, und sie niederhauen. Carl sah dieß, riß sich von der Mutter los, und rief den Soldaten zu, das Leben des Mannes und seiner Tochter zu schonen, weil sie seine Wohlthäter gewesen wären.

Die Soldaten zogen sich zurück, und so verdankten der Kerkermeister und Minchen dem Prinzen ihr Leben.

Ottokars Soldaten wurden theils niedergehauen, theils gefangen genommen. Die übrigen nahmen die Flucht. Adelheid und Carl bestiegen eine Kutsche, und fuhren, begleitet von zwei Regimentern Husaren, nach ihrem Lande, wo sie von den Einwohnern mit

lautem Jubel aufgenommen wurden. Alles drängte sich hinzu, sie zu sehen. Man spannte die Pferde von ihrer Kutsche ab, und Menschen zogen dieselbe weiter. Mädchen zogen ihnen entgegen, und streuten Blumen auf ihren Weg; kurz, das ganze Land befand sich in einem Freudentaumel, als die glückliche Rettung und Ankunft der Fürstin Adelheid und des Erbprinzen Carl bekannt wurde.

Ehe der Prinz und Adelheid von der Burg wegfuhren, auf der sie über drei Jahre lang als Gefangene behandelt worden waren, gaben sie dem General Brav den Befehl, sich des Kerkermeisters und seiner Tochter anzunehmen, und sie nebst der Katze, dieser treuen Gefährtin des Prinzen in seinem Leiden, ihnen nachzuschicken.

Der General Brav befolgte diesen Befehl pünktlich, und es waren erst drei Tage verflossen, daß der Prinz in seinem eigenen Lande angekommen war, als auch schon der Kerkermeister und Minchen in der Burg eintrafen, in welcher Carl sich jetzt aufhielt. Er ließ sie vor sich kommen, führte sie zu seiner Mutter, und rühmte ihr beyde als seine Wohlthäter. Diese befahl sogleich, daß man dem Kerkermeister eine ansehnliche Summe Geldes auszahle, und machte ihn außerdem zum Burgvogte auf einer andern Burg, auf der sie sich mit ihrem Sohne den Sommer über aufhalten wollte. Minchen sollte bey ihr bleiben, und sie bedienen.

Lustig war der Auftritt mit Trautel, der Katze. Als man sie in das Zimmer des Prinzen brachte, wußte sich das Thier vor Freude nicht zu fassen. Hastig

sprang es zu Carln, wedelte, unter beständigem frohen Knurren, mit dem Schwanze, leckte den Prinzen, kletterte auf seinen Arm, und klammerte sich fest daran, gleich als befürchte es, von neuem von Carln getrennt zu werden. Gutes Thier, sprach der Prinz, indem er es streichelte, du hast mich in meiner Noth nicht verlassen, nun sollst du es gut haben, und immer bey mir bleiben.

Es währte nicht lange, so zog Adelheid mit Carln auf eine entferntere Burg. Beyde erhielten von ihren Unterthanen täglich neue Beweise von Anhänglichkeit und Liebe.

Unterdessen hatte der General Brav die Truppen des bösen Fürsten Ottokar verfolgt. In einer großen Schlacht schlug er sie in die Flucht, bekam aber am linken Arm von einer Kugel eine Wunde. Der brave Feldherr ließ sich verbinden, und setzte sogleich wieder den Feinden nach. Frohlockend kamen ihm einige Reiter entgegen gesprengt. „Wir bringen einen vornehmen Gefangenen!“ riefen sie, und zeigten auf einen jungen Offizier von ungefähr sechszehn Jahren, den sie in ihrer Mitte hatten. Als der General sich um seinen Namen erkundigte, riefen sie: Es ist der älteste Sohn unsers Feindes, des Fürsten Ottokar.

Der General Brav ließ sich mit dem Gefangenen in eine Unterredung ein, und bezeigte ihm seinen Unwillen, daß Ottokar die Fürstin Adelheid und den Erbprinzen Carl so schändlich behandelt hätte. Hierauf gab er Befehl, den Gefangenen, der Julius hieß, in jene Burg zu schaffen, wo Adelheide geschmachtet hatte, und in den Kerker einzusperren, in

welchem Prinz Carl festgehalten wurde. Man vollzog seinen Befehl sogleich.

Der General Brav schickte noch diesen Tag einen Kurier an die Fürstin Adelheid ab, und meldete ihr den Vorfall. Diese befahl, daß man den gefangenen Prinzen Julius gelinde behandeln, und auf die Burg bringen sollte, welche sie jetzt bewohnte. Hier erhielt er eine anständige Wohnung, wurde gehörig bedient; und speiste mehrmals an der Tafel der Fürstin. Man behandelte ihn nicht sowohl als Gefangenen, sondern mehr als Freund.

Diese gütige Behandlung machte auf den Prinzen Julius den besten Eindruck; er rühmte sie in seinem Briefe an seinen Vater, und rieth ihm, mit der Fürstin Adelheid Frieden zu machen, und in ein Freundschaftsbündniß zu treten. Allein Ottokar blieb ungerührt, führte den Krieg weiter fort, und both alle Kräfte auf, seine Feinde zu besiegen. Doch das Glück hatte ihn verlassen; er verlor eine Schlacht nach der andern, und war gezwungen, um Frieden zu bitten, der ihm auch zugestanden wurde.

Nach geschlossenem Frieden kehrte Prinz Julius zu seinen Aeltern zurück. Rührend war der Abschied, den er von der Fürstin Adelheid und dem Prinzen Carl nahm. „Nie," sagte er, „nie werde ich die edle Behandlung vergessen, die ich hier als Gefangener erfahren habe. Die Tage, die ich in dieser Burg verlebte, zähle ich unter die glücklichsten meines Lebens." — Jetzt stieg er in eine Kutsche, und fuhr ab, begleitet von zwanzig Husaren, die ihm Adelheid als Ehrenwache mitgab.

Prinz Julius erreichte die Residenzstadt seines Vaters. Dieser nahm ihn kalt auf, und sagte: Mein Sohn, du scheinst dein Land weniger zu lieben, als das Land der Fürstin Adelheid.

Warum, mein Vater? fragte Julius.

Du lobst, versetzte Ottokar, diese Fürstin und ihren Sohn, wie du noch niemanden gelobt hast, und vergißt es, daß sie meine Feindin ist. Ich glaube, du wärest geneigt gewesen, für immer bey ihr zu bleiben, wenn ich dich nicht hieher beschieden hätte?

Es ist wahr, antwortete Julius mit edlem Muthe, daß ich die Fürstin gelobt habe; aber verdient sie es nicht um mich? O mein Fürst, es müßte ein verderbtes Herz in meiner Brust schlagen, wenn ich hätte gleichgültig bleiben können bey der edlen Behandlung, die ich von ihr erfahren habe. — Sie ist eine liebenswürdige, treffliche Frau. —

Unwillig blickte Ottokar seinen Sohn an, wendete sich um, und gieng mit raschen Schritten in ein Nebenzimmer. Der Prinz wußte nicht, was er von diesem auffallenden Benehmen des Vaters denken sollte; denn er war dankbar und edel, darum lebte auch Adelheid und Carl mit immer neuer Liebe in seinem Herzen.

Prinz Julius hatte eine jüngere Schwester, die mit der zärtlichsten Liebe an ihm hieng. Sie hieß Amalie, und wurde, wegen ihres guten Herzens, allgemein geliebt. Auch ihr hatte Julius vieles von der edlen Behandlung erzählt, die ihm als Gefangenen wie-

verfahren sey. Sie nahm den herzlichsten Antheil daran, und unterhielt sich von nun an am liebsten von Adelheid und Prinz Carl.

Aber Ottokar dachte ganz anders. Während Julius und die Prinzessin Amalie sich oft dankbar an Adelheid erinnerten, gieng er damit um, sich an ihr zu rächen, und ihr und ihrem Sohne das Land zu entreißen, das diesem gehörte. Sprach er von der Fürstin Adelheid, so drückte er deutlich seine feindseligen Gesinnungen gegen sie aus, niemand am Hofe durfte es wagen, sie zu vertheidigen, wenn er nicht für immer die Gnade des Fürsten verlieren wollte.

Ein schlechtdenkender Offizier, der Malmord hieß, und oft an der Tafel des Fürsten speiste, bemerkte den Haß desselben gegen Adelheid, und entwarf einen schändlichen Plan, durch dessen Ausführung er sich die Gunst Ottokars zu erwerben hoffte. Er faßte den abscheulichen Vorsatz, den Prinzen Carl heimlich von der Burg, auf der er sich jetzt aufhielt, zu entführen, und ihn in die Gewalt des Fürsten Ottokar zu bringen. Diesem entdeckte er übrigens sein Vorhaben nicht.

Der schlechtgesinnte Malmord theilte seinen Plan einem vertrauten Freunde mit, der auch Offizier war. Beyde verbanden sich aufs innigste zu dieser Schandthat. Um ihr Vorhaben ausführen zu können, war es nöthig, daß sie sich mit der Burg, wo jetzt Adelheid wohnte, bekannt machten. Sie verkleideten sich als Bettler, und zogen nach der gedachten Burg. Hier zogen sie die Erkundigungen ein, die ihnen nöthig waren. Sie erfuhren, daß Prinz Carl täglich vor dem Mittagessen in einem nahen Garten herumspatziere, und

daß ihn zuweilen niemand begleite. Mehr brauchten sie nicht zu wissen. Sie eilten nach der Residenzstadt Ottokars, und machten Anstalten, ihren Plan bald auszuführen. Jeder nahm seinen Bedienten mit zwei Pferden mit. Sie kamen glücklich wieder an Adelheids Burg an, verkleideten sich abermals als Bettler, und ließen ihre Bedienten mit den Pferden in einiger Entfernung von dem Garten zurück.

Die Mittagsstunde ist da. Unbesorgt kommt Prinz Carl mit einer Schmetterlingsklappe in den Garten gehüpft, begleitet von der treuen Trautel. Malmord mit seinem Spießgesellen versteckt sich hinter ein Gebüsch. Der Prinz verfolgte einen Schmetterling. Er kommt dicht an das Gebüsch. Jetzt springen die zwei Bösewichter hervor, fallen über den Prinzen her, und fangen an, ihn zu binden. Wüthend springt die Katze gegen sie, und zerkratzt beyden die Hände. Malmord will sie fortschaffen, gleitet aus, und fällt zu Boden. Jetzt springt ihm das Thier ins Gesicht, und zerkratzt es so jämmerlich, daß das Blut herabtrieft. Auch verletzt es ihn am rechten Auge, und er leidet den empfindlichsten Schmerz.

Prinz Carl ruft um Hülfe, während Malmord vor Schmerz winselt. Sein Spießgeselle wird von der Katze ebenfalls zerfetzt. Er will dem unglücklichen Malmord zu Hülfe eilen, und muß den Prinzen los lassen. Dieser schreyt nochmals um Hülfe. Zum Glück befindet sich der Burgvogt, jener Kerkermeister, den Carl so lieb gewonnen hatte, in der Nähe. Er eilte herbei, und sieht den Prinzen in Gefahr. Schnell reißt er einen Pflock aus der Erde, und geht damit auf die Räuber los. Malmords Gefährte drückt ein Paar

Pistolen auf ihn ab. Ein Schuß bringt ihm eine Streifwunde bey. Der brave Vogt achtet sie nicht, und rückt mit dem Pflock auf die Bösewichter los. Der eine zieht den Säbel, und haut auf ihn ein. Der Vogt stürzt hart verwundet zu Boden. Ein Hieb soll ihm den Kopf spalten. Aber Trautel packt den Mörder an, und beißt ihn so stark in die rechte Hand, daß der Hieb an dem Kopfe des Vogtes vorbey saußt.

Unterdeß hatte man auf der Burg den Lärm gehört. Mehrere Soldaten eilen mit geladenen Gewehren herbey, und nehmen Malmord und seinen Gehülfen gefangen. Der brave, tapfere Vogt wird in die Burg getragen. Adelheid stürzte voll Angst dem Zuge entgegen. Sie glaubt, ihr Sohn sey ermordet. Wie freudig schlägt ihr Herz, als sie den Prinzen erblickt! Er fällt ihr in die offenen Arme. Mit Schaudern vernimmt sie die Gefahr, in der er geschwebt hatte, mit dankbarer Freude die brave Entschlossenheit des Vogtes, dem sie nun selbst die erhaltenen Wunden verbindet, und für seinen Heldenmuth danket. Gerührt blickt der redliche Mann die gute Fürstin an, reden konnte er nicht, denn der Blutverlust, den er erlitten hatte, war so groß, daß er eine Art von Ohnmacht nach sich zog. — Auch die Katze endete einige Tage nach diesem Vorfall ihr treues Leben.

Das ganze Land nahm an diesem Vorfalle Antheil, als derselbe bekannt wurde, und freute sich, daß der Prinz einer so großen Gefahr so glücklich entgangen sey. Mit Abscheu sprach man von den Räubern, mit Abscheu auch von Ottokar; denn man glaubte, daß alles auf dessen Anstiften geschehen sey. Er erklärte aber, daß er um die Sache nicht gewußt hätte; nur

wenige glaubten ihm, da er allgemein als ein rachsüchtiger, böser Mann bekannt war.

Es wurde nun über Malmord und seinen Spiesgesellen Gericht gehalten. Beyde bekannten ihr böses Vorhaben, und die Richter verdammten sie zum Tode. Sie sollten geviertheilt und dann verbrannt werden. Nach drei Tagen wurde es vollzogen, und so endete sich ein schändliches Verbrechen, das, wenn es gelungen wäre, höchst wahrscheinlich den hoffnungsvollen Prinzen Carl ins größte Unglück gestürzt, und seine geliebte Mutter in den tiefsten Gram versetzt hätte.

Prinz Carl bildete sich sehr gut aus. Er wuchs mit jedem Tage an Körper und Geist. Sein Anstand war edel, so wie sein Herz. — Es war eine Freude, ihn zu sehen. Die Schramme an der Stirn, die er bekam, als er seiner Mutter zu Hülfe eilte, um ihr Leben zu retten, ließ ihm nicht übel. Freundlich und gerührt sah Adelheid dieses Zeichen seiner kindlichen Liebe und Entschlossenheit an, und betrachtete es, als etwas, das sein Gesicht ungemein verschönerte.

Der Vogt wurde als Retter des Prinzen reichlich belohnt, und als er nach einigen Jahren starb, ließ ihn der Prinz stattlich begraben, und begleitete selbst die Leiche zu Pferde. Auf sein Grab wurde, auf Carls Verordnung, ein schöner Denkstein gesetzt.

Schon hatte der Prinz das achtzehnte Jahr erreicht, und es ward nun beschlossen, daß er einige Jahre reisen sollte. Sobald man dieß in Ottokars Land erfuhr, verbanden sich zwölf schlechtgesinnte Edelleute an der Gränze dem Prinzen aufzulauren, ihn zu

überfallen und zu ermorden, um sich dadurch bey Ottokar beliebt zu machen, und, wie sie hofften, eine große Belohnung zu erhalten.

Das ganze Vorhaben wurde sehr geheim gehalten, aber Prinz Julius erfuhr es dennoch durch einen vertrauten Höfling, der um die Sache wußte. Er erschrack über diesen teuflischen Plan, gieng zu seinem Vater, und meldete ihm alles, was er davon erfahren hatte. Ottokar aber wieß ihn ab und sagte: man müsse nicht alle Mährchen glauben; die ganze Sache sey gewiß nichts anders, als der Einfall eines müßigen Kopfes, eine Erdichtung, der er durchaus keinen Glauben beymessen könne.

Doch Prinz Julius sah die Sache anders an. Er zitterte um das Leben des Prinzen Carl, und hielt es für seine Pflicht, der Fürstin Adelheid seine Besorgnisse schriftlich mitzutheilen.

Adelheid wurde bey dem Briefe des Prinzen Julius bedenklich; das Vorhaben, von dem er ihr schrieb, schien ihr zu abscheulich, als daß man es nicht für eine bloße Erdichtung halten sollte. Allein bey reiflicherm Nachdenken fand sie die Sache immer wahrscheinlicher. Sie wußte, daß Ottokar einen unversöhnlichen Haß gegen sie im Herzen trage; auch fiel ihr der Vorfall mit Malmord ein, und nun zweifelte sie nicht mehr, daß Prinz Julius Recht habe. Bald kam ein zweiter Brief von ihm an. In diesem meldete er der Fürstin, daß er hinter das ganze Geheimniß der verschwornen Edelleute gekommen sey, daß Prinz Carl in großer Gefahr schwebe, und sich daher nicht genug in Acht nehmen könne. Er nannte ihr ferner den Wald, in welchem sich die Verschwornen versteck-

ten und den Prinzen, wenn er durchführe, anfallen und tödten wollten.

Adelheid theilte den Brief ihren Rathgebern mit. Diese zweifelten keinen Augenblick an der Wahrheit dessen, was der Prinz schrieb. Um indeß keinen blinden Lärm zu machen, und hinter die Sache zu kommen, wollte man eine List ergreifen. Der Prinz sollte erst nach einem halben Jahre die Reise antreten. Indeß sollte man so thun, als werde dieß früher geschehen. In dem vom Prinzen Julius bezeichneten Walde sollten sich hundert der tapfersten Soldaten mit scharf geladenen Gewehren verstecken, und sich still verhalten. Dann sollte man zum Scheine des Prinzen Kutsche, in der eine ausgestopfte Figur in schönen Kleidern sitzen sollte, vorbey fahren lassen. Man werde dann gleich sehen, ob etwas Wahres an dem Mordplane sey.

Diese List gefiel, und man schritt zur Ausführung. Es wurden zum Scheine Reiseanstalten gemacht. Kaum erfuhren das die verschwornen Edelleute in Ottokars Lande, als sie sich sogleich in Bewegung setzten, und nach jenem Walde marschirten. Hier erwarteten sie des Prinzen Kutsche. Sie kommt daher gerollt. An dem bezeichneten Platze hält der Kutscher still, und springt in ein Gebüsch. Die Verschwornen sehen im Wagen die schöngekleidete Figur, springen wohlbewaffnet an die Kutsche, und schiessen zum Fenster hinein.

Jetzt wird den hundert Soldaten der Fürstin Adelheid ein Zeichen gegeben. Sie stürzen aus dem Walde hervor, umringen die Schaar der Meuchelmörder, und fordern sie auf, sich zu ergeben. Diese, vor Schrecken außer sich, fallen, wie feige Memmen, auf

ihre Knie, und bitten um Gnade. Nur einer will sich durchschlagen. Aber die Kugel eines Musketiers zersplitterte seinen Kopf, und er fällt todt zu Boden. Die andern werden gebunden und fortgeschleppt, und müssen bald ihr Verbrechen mit dem Leben büssen.

Nach sechs Monaten trat Prinz Carl seine Reise auf einem andern Wege an, und erreichte ohne weitere Unfälle das schöne, milde Italien, wo er ein Jahr lang verweilen, und sich an der herrlichen Natur dieses Landes, und an den großen Kunstwerken, die man darin findet, ergötzen wollte.

Italien ist reich an Schönheiten der Natur und Kunst. Prinz Carl unterließ nicht, sie zu genießen. In Rom hielt er sich mehrere Monate auf. Täglich besuchte er die Werkstätte der Künstler, betrachtete mit innigem Vergnügen ihre Gemälde und Statuen, bildete dadurch seinen Sinn für's Schöne und Große. Ausser dem machte er oft Spatziergänge und Spatzierfahrten in die Gärten, welche um Rom lagen, und in die schönen Landhäuser der dasigen Gegend. Welche angenehme Gefühle durchströmten sein Herz, wenn er an den milden Abenden entweder auf einem Berge den Untergang der Sonne beobachtete, oder dem reinen, schönen Gesange der Nachtigallen lauschte, oder in Pomeranzen- oder Zitronenwäldern umherwandelte, den süssen Duft der ihn umgebenden Bäume und Blumen einathmete, und sich in angenehmen Betrachtungen verlohr! Hier war es besonders, wo er oft an seine Heimath dachte, wo er sich vorzüglich an seine Mutter mit Liebe und Dank erinnerte, und seine Bestimmung er-

wog. Hier umwehte ihn der Geist der Menschenliebe, edle Gefühle erfüllten seine Brust, und er faßte den festen Vorsatz, einmal als Fürst sein Volk zu beglücken, und Gutes zu stiften, so viel in seinen Kräften stände.

Nach Verlauf eines Jahres besuchte er die Schweiz. Hier fand er einen guten Schlag von Menschen, Einfachheit der Sitten, Offenheit, Geradheit, Treuherzigkeit. Er durchwanderte die ruhigen, anmuthigen Thäler des Landes, bestieg mehrere der merkwürdigsten Berge, und trat in einige Hirtenhütten oder Sennereyen, die man auf den Schweizergebürgen antrifft.

Nachdem Prinz Carl noch mehrere Länder besucht, und sich mit den Sitten und Merkwürdigkeiten derselben bekannt gemacht hatte, kehrte er nach seinem Vaterlande zurück.

Mit einem liebevollen Herzen wollte er in die Arme seiner Mutter eilen. Aber, welch' ein Schmerz für ihn! Adelheid lag auf dem Sterbebette. Gerührt, und voll schmerzlicher Wehmuth, beugte er sich über das Bette; männliche Thränen flossen von seinen Wangen. Ermattet lag die Leidende da. Der Anblick des zurückgekehrten Sohnes war die heilsamste Arzney für sie. Mit sanfter Freundlichkeit sah sie ihn an; mit Herzlichkeit ergriff er ihre Hand, die sie nach ihm ausstreckte, und küßte sie mit Innigkeit.

Die Aerzte hatten bisher an der Wiedergenesung der Fürstin gezweifelt; aber jetzt faßten sie neue Hoffnung. Carls Rückkehr wirkte sehr vortheilhaft auf die Kranke. Sie erholte sich mit jedem Tage immer mehr, und nach einigen Wochen hatte das Land die

Freude, das Fest der Wiedergenesung zu feyern. Als sie zum ersten Male in ihrem liebsten Garten spatzieren gehen durfte, begleitete sie Carl dahin. Sie umarmte ihn und sprach, zu Thränen gerührt: Sohn meines Herzens, schon zum zweiten Male verdanke ich dir mein Leben!

Mutter, erwiederte Carl bewegt, gern würde ich allzeit mein Leben für das Ihrige aufopfern. Der Himmel erhalte Sie noch lange gesund.

Nach einem halben Jahre hatte Prinz Carl das Alter erreicht, in welchem er die Regierung selbst übernehmen konnte. Adelheid forderte ihn dazu auf, und Prinz Carl folgte dieser Aufforderung. Die Fürstin legte in seine Hände die Regierung nieder, und das Land schwur seinem neuen Fürsten Gehorsam und Treue. Mit den edelsten Vorsätzen betrat Carl seine neue Laufbahn. Die Guten erwarteten das Beste von ihm, und betrogen sich nicht in ihren Erwartungen.

Gleich in den ersten Tagen seiner Regierung machte Fürst Carl verschiedene heilsame Einrichtungen. Jedermann freute sich darüber, und wünschte ihm alles Gute. Nichts war ihm so sehr zuwider, als die blutigen Kriege. Wie unangenehm mußte es ihm daher seyn, als ein Jahr darauf Ottokar starke Armeen zusammen zog, und Carln bedrohte. Dieser schickte Gesandten an ihn ab, die ihn bewegen sollten, den Frieden, der bis jetzt statt gefunden hätte, nicht zu brechen. Allein sie richteten nichts aus. Ottokar kündigte Carln den Krieg an.

Da Ottokars Heer sehr stark war: so besorgte man, daß Carl von ihm besiegt werden würde. Dieser dachte anders. Er baute auf die Tapferkeit seiner Krieger, auf die Anhänglichkeit derselben an seine Person, und auf die Geschicklichkeit seiner Offiziere. Den Muth der Truppen anzufeuern, beschloß er, den Oberbefehl über dieselben selbst zu übernehmen, und reiste daher ins Lager. Hier wurde er mit Jubel empfangen, und alles rief: Gut und Blut für unsern Fürsten! Carl durchritt die Reihen der gewaffneten Krieger, und ermunterte sie freundlich zur Entschlossenheit. Ueberall ertönte es: Es lebe Fürst Carl! Gut und Blut für ihn!

Mit Schmerz hatte Prinz Julius den Entschluß seines Vaters vernommen, Carln den Krieg anzukündigen. Er suchte ihn durch Vorstellungen davon abzubringen. Darüber wurde Ottokar so unwillig, daß er seinen Sohn einen Verräther schalt, und auf eine Festung verwies, wo er beynahe als ein Gefangener behandelt wurde.

Kaum vernahm Ottokar, daß Fürst Carl sich an die Spitze der Armee gestellt habe, als er beschloß, dasselbe zu thun. Er begab sich ins Lager, und stellte sein Heer, das dem Heere Carls gegenüber stand, in Schlachtordnung.

An einem heiteren Herbstmorgen ließ Ottokar, gerade als die Sonne aufgieng, in die Kriegstrompeten stoßen und die Trommeln rühren. Alles stellte sich an seinen Platz, und es ward Befehl gegeben, den Feind anzugreifen.

Schnell durchritt Carl die Reihen seiner Krieger. Auf seinem Gesichte lag Fassung und Muth. Die Sol-

daten riefen: Tod oder Sieg! Keiner zitterte vor der bevorstehenden Schlacht, jedermann sah ihr freudig entgegen, denn das ganze Heer hieng mit der größten Liebe an dem Vaterlande und dem Fürsten.

Ottokars Heer rückt heran. Carl giebt das Zeichen zum Aufbruch. Trompeten und Trommeln ertönen, und entflammen das Herz zum Heldenmuthe, Kanonendonner erfüllte die Luft. Die feindlichen Heere sind sich nahe; beyde Partheyen werden handgemein; beyde halten sich gleich tapfer; bis endlich Carls Truppen in Unordnung gebracht werden. Er will die Ordnung wieder herstellen, kommt dem Feinde zu nahe, und wird von ihm umringt. Einer schießt ihm unter dem Leibe das Pferd nieder. Carl zieht seinen Degen. Alles dringt auf ihn ein. Man erkennt ihn, und will ihn gefangen nehmen. Er wehrt sich tapfer. Doch der Feinde sind zu viele. Einem glückt es, ihn am rechten Arm zu fassen, und ihm das Gewehr zu entwinden. Doch in diesem Augenblick eilt der General Brav mit mehreren Husaren herbey; sie hauen tapfer ein, und Fürst Carl ist gerettet. Ein Husar nöthigt ihn, sein Pferd anzunehmen. Carl besteigt es; bringt Ordnung in sein Heer, und das Kriegsglück wendet sich auf seine Seite. Ottokars Heer wird geschlagen und zerstreut, Ottokar selbst gefangen.

Ermüdet von dem blutigen Kampfe, wünschten beyde Partheyen einen Waffenstillstand. Er wurde geschlossen. Ottokar wurde als Gefangener in eine Festung gebracht, wo ihn die Fürstin Adelheid und Carl besuchten, und mit Edelmuth behandelten. Es wurde nun der Friede unterhandelt und bald abgeschlos-

sen,

sen, worauf Ottokar die Freiheit wieder erhielt. Vorher mußte er versprechen, seinen Sohn Julius auf freyen Fuß zu stellen.

Von dieser Zeit an dachte Ottokar nicht mehr daran, Carln das Land zu entreißen. Die Behandlung, die er von ihm und Adelheid erfahren hatte, trug vieles dazu bey, ihm andere Gesinnungen einzuflößen; auch fühlte er, daß er sich dem Grabe nähere, und seine Hartherzigkeit milderte sich mit jedem Tage.

Nach Verlauf zweyer Jahre überfiel Ottokarn eine hartnäckige Krankheit. Er ahndete, daß er sie nicht überstehen werde. Drei Tage vor seinem Tode stellte er eine ernste Betrachtung über sein verflossenes Leben an. „Ach,“ sagte er zu sich selbst, „was habe ich nun von allen Kriegen, die ich geführt, von allen Bedrückungen, die ich mir erlaubt habe? Bald sind alle Eitelkeiten der Welt dahin, und ich werde, wie der gemeinste Bettler, die Speise der Würmer. Könnte ich mich in diesen letzten Stunden an gute Thaten erinnern, o wie ruhig wäre ich!“

Den Tag darauf erschienen Adelheid und Fürst Carl, die er zu sich hatte einladen lassen. Kurz vorher hatte ein Schlagfluß ihm die Sprache genommen. Er konnte kein Wort mehr hervorbringen, aber als er Adelheiden und Carln erblickte, reichte er ihnen seine Hand, und schien sie um Verzeihung bitten zu wollen. Den Tag darauf starb er unter Verzuckungen.

Carl lernte bey dieser Gelegenheit die Schwester des Prinzen Julius, Amalie, kennen, gewann sie lieb, und erkohr sie zu seiner Gemahlin. Sie willigte ein, und Carls Glück wurde durch diese Verbindung für immer befestigt. Mit Julius, der nach seines Vaters Tode die Regierung übernahm, schloß er die innigste Freundschaft, die nur der Tod endigen konnte.

Fürst Carl wirkte des Guten viel. Er liebte eine einfache Lebensweise, und vermied einen übertriebenen Aufwand, durch welchen so viele Fürsten sich und ihre Länder zu Grunde richten. Da seine Ausgaben nicht zu groß waren, so befand er sich in der angenehmen Lage, die Abgaben seiner Unterthanen, statt sie zu vermehren, fast mit jedem Jahre vermindern zu können. Dafür pries ihn sein Volk, und wünschte sich Glück, unter der Regierung eines solchen Fürsten zu stehen.

Alle gemeinnützigen Anstalten des Landes wurden von Carln großmüthig unterstützt. Er brachte vorzüglich die Schulen in einen immer blühendern Zustand, und es wurden in denselben sehr viele geschickte Leute gebildet. Auch warf er ein besonders Augenmerk auf die Landstraßen, und verwendete beträchtliche Summen auf ihre Ausbesserung und Unterhaltung, wodurch der Handel nicht wenig erleichtert und gehoben wurde. Künste, Wissenschaften und alle Anstalten, die der Menschheit Ehre bringen, wurden von ihm mit Eifer und Liebe befördert, und es verging kein Jahr, in welchem nicht irgend etwas Nützliches von ihm eingeführt oder fester begründet wurde.

Unter seinen Unterthanen wandelte Carl als ein Vater unter seinen Kindern herum. An dem deutschen Vaterlande hieng er mit großer Vorliebe, und man konnte ihn daher mit allem Recht einen wahrhaft deutschgesinnten Fürsten nennen.

Angebethet von seinem Volke, lebte Carl an der Seite seiner trefflichen Gemahlin allezeit sehr glücklich. Sanft, aber für ihn sehr schmerzlich war der Tod seiner edlen Mutter. Und als er auch zur ewigen Ruhe eingegangen war, trauerte sein ganzes Land sehr lange um ihn, und Kinder und Kindeskinder segneten dankbar die Asche des edlen Entschlummerten.

5.

Leopold.

Belohnte Theilnahme.

Ist denn Gold, und immer Gold dem Armen eine Wohlthat? Auch mit leeren Händen kann Mitleid hülfreich seyn. Gehe nicht vorüber und denke, was kümmerts mich? wenn ein leidendes Geschöpf an deinem Wege liegt! es sey noch so gering, es kann dir einst vergelten; und wenn auch nicht, so lohnt ein freudiges Bewußtseyn, und der, der auch den Trunk Wasser, aus Liebe zu Ihm dem Durstenden darreicht, nicht unbelohnt lassen will.

In der Residenzstadt eines Fürsten des ehemaligen deutschen Reichs lebte ein wackerer Mann, der ein einträgliches Amt verwaltete. Durch vieljährigen Fleiß und kluge Sparsamkeit hatte er so viel gesammelt, daß er ein artiges Haus in der beßten Gegend der Stadt am Paradeplatze kaufen konnte. Hier erzog er seinen einzigen Sohn Leopold, einen muntern, gutmüthigen Knaben, der ihm Ehre und Freude machte, und dem besonders ein Abscheu vor Unrecht und Härte, wenn sie auch dem Geringsten wiederfahren, angeboren schien. Er konnte sich ärgern, wenn der reiche Müssiggänger in glänzender Equipage vorüber fuhr, und den armen Lastträger mit Koth bespritzte. Er konnte knirschen, wenn ein Pflastertreter den einfältigen Bauer foppte, der seine Eier zu Markte brachte, oder ein übermüthiger Gerichtsdiener einen armen Greis, der Allmosen suchte, mißhandelte. Er mischte sich auch dann wohl darein, wenigstens mit trockenen Worten, und erhielt gewöhnlich Spott, und bisweilen sogar Schläge zur Vergeltung. Dann pflegte seine Tante wohl zu sagen: „Was deines Amtes nicht ist, laß deinen Fürwitz. Das gemeine Volk ist nun einmal zur Dienstbarkeit auf der Welt. Der liebe Gott hat alles wohl gemacht.“

Aber je älter Leopold wurde, desto weniger konnte er sich überreden, daß der liebe Gott das so gewollt hätte, und so oft er zufällig Zeuge war, daß der Schwächere vom Starken, der Geringere vom Mächtigen ein Unrecht erlitt, empörte sich sein Herz mit jugendlicher Wärme, und wo er nicht helfen konnte, da weinte er aus Mitleid und Verdruß. Vor allem war ein Schauspiel, welches täglich unter seinem Fenster aufgeführt wurde, ihm eine tägliche Marter. Da exer=

zirte nämlich ein hochadelicher Fähndrich oder Lieutenant seine Rekruten, und prügelte sie unbarmherzig. Jedes Wort, das er ausstieß, war ein niedriger Fluch oder ein beschimpfender Beiname. In seinem Munde waren die armen Teufel nichts, als Hunde und Bestien, und die Fuchtel, die unaufhörlich von einer Schulter auf die andere tanzte, bewieß, daß er sie auch im Herzen für nichts anders hielt.

Besonders bemerkte Leopold einen Jüngling von schönem Wuchs und sanften Zügen, der dem Herrn Fähndrich nichts recht machen konnte. Er mochte wohl von der Natur weniger Geschmeidigkeit zu der edlen Handhabung einer Muskete besitzen. Man sah es ihm an, daß er sich alle Mühe gab; die hellen Thränen rollten ihm oft dabei über die Backen; aber es ging eben nicht, und jeder neue Morgen brachte ihm neue Mißhandlungen. Leopold hatte das oft mit verbissenem Grimm und herzlichem Mitleid angesehen. Eines Tages, nach geendigtem Exerziren, lehnte sich der junge Mann, dem abermals unbarmherzig mitgespielt worden, erschöpft an die Mauer des Hauses und seufzte. Da winkte ihm Leopold herein. Er hatte seiner Tante eine Flasche Wein abgebettelt und seine eigene Semmel nicht verzehrt, um den armen Menschen damit zu erquicken. Mit Rührung und Dankbarkeit empfing dieser die Gabe. Er zog seinen Rock aus, streifte das Hemd vom Rücken, und zeigte die blutrünstigen Schwielen. Fort sprang Leopold, um für sein Taschengeld Brandwein zu holen, mit dem er den Rücken des Rekruten wusch.

„Gott vergelt es, junger Herr!" sagte der Leidende: „Sie retten mich vor Verzweiflung. Ich bin,

weit von hier, einer armen Mutter entrissen. Niemand erbarmte sich meiner. Ich konnte es länger nicht ertragen, und wollte mich diesen Abend — Gott verzeihe mir diese Sünde — ins Wasser stürzen!"

Leopold schauderte. Er bat den Verlassenen, an jedem Morgen nach dem Exerziren in das Haus zu kommen, wo er jedesmal eine Erquickung finden sollte. Das geschah, so lange die Exerzirzeit währte, und als endlich die wohl dressirten Kriegsmänner zu verschiedenen Regimentern abgefertigt wurden, stopfte Leopold seinem Schützling alles, was er nur entbehren, oder der Tante abbetteln konnte, in den Tornister, und mit dankbaren Thränen schied der Soldat von seinem jungen Wohlthäter.

Früh schon wurde Leopold bei diesen edlen Anlagen vom Herrn in die Kreuzschule des Unglücks geschickt. Der Vater verlor die Hälfte seines Vermögens durch den Druck der schweren Zeit, die andere Hälfte durch gutmüthige, aber unbesonnene Bürgschaft für einen falschen Freund. Jenes ertrug er standhaft, dieses schlug ihn zu Boden, und die Tücke des Freundes drang tief in das blutende Herz. Er starb, von dem Vorwurfe genagt, daß sein einziger Sohn gegen den Mangel werde kämpfen müssen. Der hinterlassenen Schulden waren so viele, daß gleich nach seinem Tode zum Verkaufe des Hauses geschritten wurde.

Mit heissen Thränen verließ Leopold, der jetzt achtzehn Jahre zählte, das freundliche Haus, in dem er geboren war, in dem er seine frohe Jugend verlebt hatte. Ein Verwandter seiner Mutter blieb ihm noch übrig, ein braver Mann, nicht reich, doch angesehen und wohlgelitten in der ganzen Stadt. Der verhieß

ihm eine Versorgung, sobald er die nöthigen Kenntnisse zu irgend einem Amte werde erworben haben, und empfahl ihn einem alten Freunde, der Professor auf einer berühmten Universität war. Wenn Leopold ordentlich und fleißig sey, antwortete dieser, so wolle er sich seiner treulich annehmen, auf daß er mit den Trümmern von seines Vaters Vermögen drei Jahre lang ausreichen, und dann mit gesammelten Geistes-Schätzen in seine Heimath zurückkehren möge.

Nun bestieg Leopold mit gepreßtem Herzen und einer magern Börse den Postwagen, der, im hergebrachten Schneckengange, ihn nach jener dreisig Meilen entfernten Universität schleppen sollte.

Am ersten, regnerischen Tage, saß er still in eine Ecke gekauert, und bekämpfte sein Heimweh. Am zweiten, als ein heiterer Morgen ihn anlächelte, stieg er aus, um sich in der Morgenluft zu erfrischen, befand sich wohl dabei, und merkte bald, daß sein munterer Schritt den Postpferden weit voraus eile. „Was schadets?" dachte er bey sich selbst: „ich werde bis zur nächsten Station zu Fuße gehen, das Frühstück wird mir dann um so besser schmecken." —

Nach einigen Stunden erreichte er das Dorf, wo die Pferde umgespannt werden sollten. Am Eingange dieses Dorfes fand er zwei junge Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren. Die eine mit brennenden schwarzen Augen, und düstern Blicken, war gekleidet, wie eine Städterin, obschon alles nachlässig an ihr hing, und ein halbzerrissenes Halstuch ihr um die Schulter flatterte. Die andere, ein blondhaariges Kind mit sanften Zügen, trug grobes bäurisches Gewand, das sehr abgetragen, auch hie und da geflickt, aber reinlich und

nett war. Die Mädchen waren beschäftigt, eine Menge kalekutischer Hühner aus einem Erbsenfelde zu jagen. Die Blonde bediente sich dabei einer Weidenruthe, die Braune hatte einen derben Knüttel in der Hand. Jene trieb die ungeladenen Gäste langsam vor sich hin, und würde auf diese Weise ihren Zweck vollkommen erreicht haben; dieser hingegen währte das viel zu lange, sie fuhr hastig hin und her, und schüchterte dadurch die Hühner, trieb sie auseinander, wurde ungeduldig, warf den Knüttel mitten unter sie, und als sie keines derselben traf, suchte sie Steine zusammen. Da warnte ihre Gefährtin: „Mamsellchen, thun Sie das nicht, das könnte übel ablaufen. Die Hühner gehören dem Herrn Steuereinnehmer, und Sie wissen, daß Ihr Papa, der Herr Amtmann, nicht zum Beßten mit ihm steht. Geschähe nun ein Unglück, so gäbe es einen gewaltigen Lärm, und Sie müßten es ausbaden.“

„Halt du dein Maul, Bauerdirne!“ fuhr die Braune sie an: „ich werde doch von dir nicht lernen sollen, was ich zu thun habe?“ — Und nun flogen die Steine — Puff! da lag ein Huhn; Paff! — dort wieder ein anderes. Die übrigen flatterten davon. Eines blieb todt auf dem Platze, das zweite war gelähmt.

„Da haben wirs;“ sagte die Blonde, „wenn das nun die Frau Steuereinnehmerin sieht.“ —

„Ey was — ich frage den Henker nach der Frau Steuereinnehmerin!“ — keifte die Braune: „die Bestien haben unsere Erbsen gefressen; ihnen ist ganz recht geschehen.

Leopold gieng beobachtend vorüber, und dachte bey sich selber: das Mädchen im geflickten Küttel ist mehr werth, als die Mamsell mit dem seidenen Halstuche.

Er suchte und fand das Posthaus, trank ein Glas Milch, und konnte nicht begreifen, wo der Postwagen so lange blieb. Aus Langeweile machte er sich wieder auf, um sich draussen vor dem Dorfe nach der Schneckenpost umzusehen. Da vernahm er ein großes Getümmel im Vorhause der Amtsstube; kreischende Weiberstimmen gellten ihm in die Ohren. Das getödtete Huhn lag vor der Hausthüre, das lahme stand trübselig daneben. Es wurde ein strenges Gericht gehalten, dem Leopold lauschend zuhorchte.

Die Frau Steuereinnehmerin, als Klägerin, drang auf Ersatz; die Frau Amtmännin verhörte die Angeklagten.

Mit unwilligem Erstaunen vernahm Leopold, daß die Braune alles auf die Blonde schob. „Ich hab' es dir hundertmal gesagt," rief sie weinerlich: „laß die Steine liegen! Wirf nicht nach dem armen Vieh! es sind ja unvernünftige Bestien. Mache es wie ich. Mit einer kleinen Ruthe und etwas Geduld kannst du sie bald verjagen. Aber du wolltest nicht hören, nun mußt du fühlen."

„Mein Gott, Mamsellchen!" wimmerte die bäurische: es ist ja gerade umgekehrt, ich habe Sie gewarnt."

„Ey, du unverschämtes Lügenmaul! Mama, das leiden Sie nicht, das ist zu arg!"

„Wie!“ donnerte die Amtmännin dazwischen: „du unterstehst dich, meine Tochter einer falschen Anklage zu bezüchtigen?“ —

„Weiß Gott, es ist so, wie ich sage.“

„Noch immer? Welche Bosheit! Frau Steuereinnehmerin, nehmen Sie es nicht übel. Sie sehen, meine Tochter ist unschuldig, folglich können die Hühner nicht bezahlt werden, denn die Betteldirne hat nichts, und frißt hier das Gnadenbrod. Aber ihr Rücken soll es büßen. He da! wo ist der Knecht? er soll die Peitsche holen.“

„Ach,“ schluchzte die Blonde: „wenn doch nur der Herr da wäre, der eben vorbei ging, der würde mir's bezeugen.“ —

„Ja, ja,“ rief die Braune keck: „wenn er nur da wäre, um dich zu Schanden zu machen.“

Jetzt konnte Leopold nicht länger sich halten. Mit abgezogenem Hute trat er in das Vorhaus. „Da ist er!“ rief die Blonde freudig. Ihre Gegnerin erbleichte und verstummte.

„Erlauben Sie,“ redete Leopold die Frau Amtmännin an: „diesem armen Mädchen geschieht Unrecht. Sie hat die Wahrheit ausgesagt, ich selber bin Zeuge gewesen.“

Das boshafte Mutter-Töchterchen erholte sich schnell von ihrem ersten Schrecken: „Es ist nicht wahr, Mama!“ heulte sie, „ich habe den Herrn nicht mit Augen gesehen.“

„Pfui — schämen sie sich,“ sagte Leopold mit einem Blick der tiefsten Verachtung: „noch so jung, und schon so schlecht!“

Das brachte die Mama in Harnisch. „Wer ist der Herr? Was hat der Herr sich darein zu mischen?“ —

„Verzeihen Sie; ich hörte zufällig, daß Sie eine Unschuldige züchtigen wollten. Mich dünkt, Sie sollten mir Dank wissen, daß ich Ihnen eine Sünde erspare.“

„Eine Sünde? Ey, hört doch! Packe sich der Herr Bußprediger zum Henker! Meine Tochter hat mich noch nie belogen, und um eines solchen Gelbschnabels willen werde ich ihr mein Vertrauen nicht entziehen. Diese Dirne hingegen richtet lauter Unheil an, und hätte schon tausendmal verdient, daß ich sie aus dem Hause jagte. He da! die Peitsche her!

„Madam, ich werde das in meiner Gegenwart nicht dulden.“

Kaum hatte er das gesagt, als die Frau Amtmännin so wüthend zu schreien anfing, daß ihr die Stimme überschnappte. „Was! ich wäre nicht Herr im eigenen Hause? — Der erste beßte Landstreicher dürfte mir verbieten, was mir zu thun beliebt?“

Ausser sich vor Muth wollte sie das bleiche, zitternde Mädchen bei den Haaren ergreifen. Leopold trat dazwischen, und ohne Zweifel würde er selbst die Ehre gehabt haben, mit der Frau Amtmännin handgemein zu werden, wenn nicht in diesem Augenblicke der Herr Amtmann aus der Gerichtsstube hervorgetreten wäre. Er war ein rechtlicher Mann, behandelte alles juristisch, und da Leopold sich erbot, sein Zeugniß mit einem körperlichen Eid zu erhärten, so nahm er selber die Verläumdete in Schutz, gab der Tochter einen Rippenstoß, versprach der Frau Steuereinnehmerin

die Hühner zu bezahlen, ersuchte seine Frau, mit einem Herrscherblicke, für diesmal abzutreten, und versicherte den Fremden, er könne ruhig seines Weges ziehen, dem Mädchen solle kein Leid wiederfahren.

Leopold ging. An der Thüre erhaschte die Blonde seine Hand und küßte sie weinend.

Endlich erschien der Postwagen, auf dem sich noch ein blinder Passagier (so nennt man diejenigen Personen, die aus Mitleid unentgeldlich die Erlaubniß mit zu fahren erhalten) eingefunden hatte, ein armer Jude, der mit thränenden Augen ausstieg, und während die Pferde umgespannt wurden, seinen Weg zu Fuße fortsetzte. Leopold hätte gern gefragt, was ihm fehle? Allein er war hastig fortgeeilt, und der Jüngling zu ermüdet, um ihn einzuholen. Die übrige Gesellschaft bestand aus einem alten verabschiedeten Offizier, einem dicken Pachter, und einem schöngeisterischen Kaufmannsdiener. Die letztere Gattung von Menschen ist bekanntlich eine der unerträglichsten. Der Bursche hatte in seinem Laden Romane gelesen, hielt sich nun für einen schönen Geist, und haschte beständig nach Witz. Weil der Jüngling, in seine Ecke gedrückt, an gar nichts Theil zu nehmen schien, so nannte er ihn den Taubstummen; und als er ausstieg, um zu Fuße auf einer sandigen Strasse voraus zu waten, sagte er, der Taubstumme habe sich in einen Staubdummen verwandelt; über welchen witzigen Einfall er und der dicke Pachter so lange lachten, bis ihre Thränendrüsen helles Wasser absonderten.

Nach Zurücklegung einer starken Meile erblickte man den Juden wieder, der, an einem Meilenzeiger sitzend, die Ankunft des Wagens erwartet hatte, jetzt

wieder einstieg, und mit dem schlechtesten Plätzchen an der Thüre vorlieb nahm, obgleich noch bessere leer waren. Kaum hatte sich der Arme gesetzt, so fiel mein witziges Bürschgen sogleich über ihn her, wie ein Affe über ein Stück Zucker, das in zwanzig Papiere eingewickelt ist. Bald fragte er ihn: ob er etwa nach Berlin reise, um die Rolle des schurkischen Moses in einem neuen Schauspiele von K. zu spielen? — bald: ob die Juden das goldene Kalb in Versen oder in Prosa angebetet hätten? und was dergleichen Albernheiten mehr waren. Endlich wollte er durchaus wissen: ob das Silbergeschirr, welches die Juden in Aegypten gestohlen, dreizehnlöthig oder vierzehnlöthig gewesen sey? — Alles hatte der Jude schweigend ertragen, und auch dieser letzte Stich preßte ihm nur einen verstohlenen Seufzer aus; aber Leopolds Blut wallte auf:

„Ey zum Henker," fuhr er den Witzling unsanft an: „Sie sollten sich schämen, ihre stumpfen Waffen an einem Wehrlosen zu üben. Wer einen Juden wegen seiner Abstammung und Religion hohnneckt, der handelt eben so schlecht, als wer einen Gebundenen mit Koth bewirft."

Der Bursche stutzte, nahm die Zurechtweisung übel, warf sich in die Brust, und da er gegen Leopold mit dem Witz nicht auslangte, nahm er den ungeheuren Vorrath seiner Grobheit zu Hülfe. Es entstand ein lebhafter Zank. Leopold erklärte seinem Gegner, daß, wenn er noch mit einem Worte den armen Juden beleidige, er ihn zum Postwagen hinauswerfen würde. Da gerieth der schöne Geist in Wuth, und es würde in dem engen Behältniß ein Faustkampf entstanden seyn, wenn nicht der bisher schweigende Offizier sich

mit grossem Ernst ins Mittel gelegt, und dem Burschen ganz trocken erklärt hätte: Leopold habe ganz Recht, sein Witzeln sey unerträglich, und wenn er die Gesellschaft noch länger beunruhige, so werde man die von Jenem angedrohte Maaßregel mit vereinten Kräften ins Werk setzen. Bei diesen letzten Worten griff er nach seinem spanischen Rohre, welches er hinter sich auf den Boden gelegt hatte, und diese Bewegung schien dem erbärmlichen Witzling so bedenklich, daß er bis zur nächsten Station Mäuschen still schwieg, dann sich brummend auf den Beiwagen setzte, und so für die übrige Reise den erlöseten Juden freien Athem schöpfen ließ.

Das waren die Abentheuer alle, die unserm guten Jüngling auf der Wanderschaft zum Musentempel begegneten. Er gelangte glücklich an den Ort seiner Bestimmung, fand in dem Professor, dem er empfohlen war, einen eben so gelehrten, als menschenfreundlichen Mann, gewann dessen Liebe durch Fleiß, Ordnung und Sittlichkeit, sammelte in drei Jahren einen Schatz von Kenntnissen, den er nun im Vaterlande auf Zinsen legen wollte.

Es war ihm während dieses Zeitraums nichts begegnet, was ihm merkwürdig schien. Die Folgen des blutigen Krieges, der damals Deutschland verheerte, trafen zwar auch einigemal den Ort seines Aufenthalts, den er plündern sehen mußte; da aber ein Musensohn bei solchen Gelegenheiten nichts zu verlieren hat, so störte das die Einförmigkeit seiner Lebensweise nur auf wenige Tage.

Einst durchwanderte er nach einer solchen Katastrophe die Vorstadt, und hörte ein jämmerliches Ge-

winsel, das aus einem etwas abgelegenen Hause zu kommen schien. Er ging näher — Thüren und Fenster waren offen, die Möbeln zerschlagen, keine menschliche Seele im ganzen Hause, denn die Bewohner, flüchtig vor der Wuth des Feindes, waren noch nicht zurück gekehrt. Nur im Hofe fand er das noch lebende Gerippe eines vergessenen Kettenhundes, von dem das Gewinsel ausging. Das arme Thier hatte nun schon in mehrern Tagen nichts zu fressen bekommen, lag ausgestreckt vor seinem Häuschen, und war kaum noch im Stande, die Jammertöne hervor zu winseln, die Leopolds Ohr erreicht hatten. Von Mitleid ergriffen, sprang der Jüngling zum nächsten Becker, kaufte ein Brod und brachte es dem hungernden Gefangenen, der es gierig verschlang. Dann lösete er ihn von der Kette, in Hoffnung, daß er, befreit, wohl selbst seinen Unterhalt suchen werde. Vergnügt setzte er seinen Spatziergang fort, und erst draussen vor dem Thor wurde er gewahr, daß der Hund ihm folgte.

„Geh, geh,“ sagte er zu ihm, „ich kann dich nicht brauchen.“ Der Hund stand, sah ihn freundlich an, und wedelte. Aber sobald Leopold wieder vorwärts schritt, lief auch der Hund hinter ihm her. Um seiner los zu werden, sah er sich genöthigt, den Stock aufzuheben. Da legte sich der Hund platt auf den Boden, den Kopf zwischen den Vorderfüßen. Leopold ging weiter und der Hund blieb liegen, so lange bis sein Wohlthäter ihm aus den Augen zu verschwinden drohte, dann aber folgte er ihm, wiewohl schüchtern, in einiger Entfernung nach. Als Leopold aber gegen Abend in die Stadt zurückkehrte, verlor er ihn aus den Augen, und dachte nicht weiter an ihn.

Am andern Morgen, da er ausgehen wollte, um ein Kollegium zu besuchen, siehe, da lag der Hund auf der Schwelle seiner Thür, und winselte, als er sie öffnete. Nun widerstand er dem Bittenden nicht länger. „Komm herein,“ sagte er, „du bist ein armer Teufel, und willst durchaus bei einem armen Teufel in Dienste treten. Wohlan! wie nenn' ich dich? — du sollst Hunger heißen.“ Mit diesen Worten reichte er ihm die kargen Ueberreste seines Frühstückes, und verschloß ihn in sein Zimmer. Als er wieder heimkam, fand er den Hund auf seinem Kofer gelagert, den er gleichsam bewachte, und das Plätzchen nur verließ, um seinem neuen Herrn zu liebkosen.

In der Folge konnte Leopolds Zimmer ohne Bedenken unverschlossen bleiben, denn Hunger ließ während seiner Abwesenheit durchaus niemand herein. Des Hundes Dankbarkeit und Treue gefiel dem Jünglinge wohl; nur machte ihn dessen Unterhalt verlegen; denn obgleich der ehrliche Hunger mit Brodrinden gern vorlieb nahm, so bedurfte er doch, da er zum Geschlecht der Doggen gehörte, der Brodrinden sehr viele, und Leopold konnte deren nur sehr wenige entbehren. Indessen so lange er noch auf der Universität war, aß er sich bisweilen nur halb satt, ehe er den armen Hunger hätte hungern lassen.

Nun hatte er aber seine Studien vollendet, und dachte mit Ernst an die Heimreise, zumal da sein gütiger Verwandter ihm geschrieben hatte, daß er kränklich sey, und des Vetters baldige Zurückkunft wünsche, um, wo möglich, ihn vor seinem Tode noch versorgt zu sehen. Leopold ging mit seiner Kasse zu Rathe. Er

hatte

so sparsam als möglich gelebt, und nebenbei, um einen Sparpfenning zu gewinnen, in einigen Bürgerhäusern den Kindern Unterricht ertheilt; dennoch belief sich sein ganzes Vermögen nur so hoch, daß er allenfalls einen Platz auf dem Postwagen bezahlen, und sich unterwegs beköstigen konnte. Aber was blieb ihm denn übrig, wenn er in seiner Vaterstadt ankam? Sollte er seinen Verwandten sogleich um Geld ansprechen? Der Gedanke war ihm unerträglich. Darum beschloß er, lieber zu Fuße, mit einem kleinen Felleisen auf dem Rücken, heimzuwandern, und berechnete, daß er dann wohl sechs bis acht Louisd'or mit nach Hause bringen würde. Nur mußte er auf diesen Fall seinen großen Hund abschaffen, der leicht mehr, als er selber, verzehren konnte. Er entschloß sich dazu mit einem Seufzer. Schon längst hatte ein reicher Student ihm den Hund abschwatzen wollen, und ihm einigemal zwei Louisd'or für ihn geboten. Diesem schenkte er ihn jetzt am Abend vor seiner Abreise; denn Geld für seinen ehrlichen Hunger zu nehmen, konnte er nicht über sich gewinnen. Es war ihm fast weinerlich zu Muthe, als er von dem Hunde sich trennte, und kaum konnte die Ueberzeugung ihn trösten, daß er bei seinem neuen Herrn es besser haben würde.

Am andern Morgen in aller Frühe ergriff er den Wanderstab, hing sein Felleisen auf die Schulter und ging zum Thore hinaus. Man hatte ihn gewarnt, nicht so allein zu gehen; denn die gewöhnlichen Folgen des Kriegs waren nicht ausgeblieben, das Land wimmelte von Räubern und Spitzbuben; aber Leopold dachte: einen einzelnen Wanderer, dessen ganze Equi-

page Armuth verräth, werden sie wohl ungehindert ziehen lassen, und so schritt er munter auf die waldigten Gebirge zu, die er zu übersteigen hatte.

Nachdem er einige Stunden gegangen, und einen Hügel erklimmt hatte, um die Thürme der Stadt noch einmal zu sehen, in der er seine Studien mit dem beßten Erfolge vollendet, da erblickte er in der Ferne etwas auf der Landstrasse, was sich sehr schnell fortbewegte, und in wenigen Minuten so nahe kam, daß er mit freudigem Herzklopfen seinen treuen — Hunger erkannte. Noch sah der ehrliche Hund ihn nicht, denn er verließ sich nicht auf seine Augen, sondern einzig und allein auf seine Nase, die beständig dicht an der Erde schnupperte. Nun aber — da er auf der frischen Spur die Nähe seines geliebten Herrn merkte, hob er den Kopf in die Höhe, erblickte ihn, sprang hoch an ihm hinan, und brach in ein Freudengeheul aus. Auch Leopold konnte sich nicht enthalten, ihn mit nassen Augen zu umarmen, und sich das ganze Gesichte von ihm beleken zu lassen, so sehr ihm das sonst auch zuwider war.

„Hunger!“ sagte er, „ehrlicher Hunger! du dankbares Geschöpf! ja — du sollst bei mir bleiben, und wenn ich auch als ein Bettler in meine Vaterstadt eingehen sollte.“ — Hunger hielt ihn beim Wort, machte allerlei possierliche Sprünge, und lief nun wedelnd vor ihm her, sah sich aber oft nach ihm um, damit er ihm nicht noch einmal entwischen möchte.

Die treuen Gefährten wandelten fröhlich Berg auf Berg ab, bis der Abend hereinbrach, und Leopold ermüdet in einer Schenke einkehrte, die am Rande eines großen Waldes lag. Das Haus hatte nichts ein=

ladendes weder von Aussen noch von Innen. Der Wirth schielte auf einem Auge, die Frau auf dem andern, der Knecht hatte eine große, erst kürzlich zugeheilte Schmarre im Gesicht; die Magd war eine Zigeunerin; die Kinder starrten vor Schmutz.

Gern wäre Leopold, trotz seiner Müdigkeit, noch einige Stunden weiter gezogen, aber theils mochte er gegen die Nacht sich in den Wald nicht wagen, theils fand er dieß schlechte Nachtlager seinem Beutel angemessen; ließ sich also Brod und einige Eier geben, theilte das Brod mit seinem Reisegefährten, und bath dann um ein Strohlager in irgend einem ruhigen Winkel. Man führte ihn in ein Kämmerlein hinten im Hause, gab ihm ein Stümpfchen Licht, und wünschte ihm eine gute Nacht. Er riegelte die Thüre zu, und schickte sich an, zu Bette zu gehen, das heißt, sich auf ein Bund Stroh zu legen, welches freilich schon manchem Reisenden gedient zu haben schien.

Das erste, was ihm auffiel, waren einige Blutflecken auf diesem Stroh. Er betrachtete sie lange mit geheimem Schauder; indessen meinte er, es könnte ja wohl irgend ein Wanderer sich in den Finger geschnitten, oder aus der Nase geblutet haben; suchte sich zu beruhigen, legte sich nieder, und wollte eben sein Stümpfchen Licht auslöschen, als er gewahr wurde, daß sein Hund schnuppernd herum schlich, und leise brummte. Jetzt wurde Leopold aufmerksam. „Such, Hunger, such!“ flüsterte er dem Hunde zu, der, durch diese Aufmunterung ermuthigt, schon etwas lauter knurrte, endlich an einer kleinen Fallthüre stehen blieb, welche Leopold nicht bemerkt hatte, und zu bellen anhub.

Das geht nicht mit rechten Dingen zu, dachte der Wanderer, und sprang hastig von seinem Strohlager auf. Er hatte keine andere Waffe, als seinen Knotenstock, den ergriff er mit der rechten, das Licht mit der linken Hand, stellte sich neben seinen Hund, und richtete die Augen starr auf die Fallthüre, wobei das Haar auf seinem Haupte sich ein wenig lüpfte. Als Hunger mit Knurren und Bellen nicht nachlassen wollte, überlegte Leopold, daß, um ruhig zu schlafen, er nothwendig wissen müsse, was unter der Fallthüre verborgen sey. Er faßte sich ein Herz und hob sie auf. Da blitzten ihm ein paar schwarze Augen entgegen; es war der Knecht mit der Schmarre auf der Backe. Hunger wollte sogleich hinabspringen und seine Zähne in ihn schlagen. Leopold hielt den Hund fest, und rief dem Kerl mit rauher Stimme zu: „Was machst du da?“

„Was werde ich machen?“ antwortete er, „ich habe da ein Fäßchen Bier im Keller, das habe ich abgezapft, und mich ein wenig zu lang dabei verhalten.“

„So komm heraus, und geh' deiner Wege.“

„Nun freilich, aber halte der Herr nur den Hund fest.“

„Er soll dir nichts zu Leide thun, aber mach', daß du fortkommst.“

Brummend stieg der Knecht heraus. Leopold hatte sein Licht auf den Tisch gesetzt, sich selber ein wenig zurückgezogen, schwang in der rechten Faust seinen Knüttel, und umfaßte mit dem linken Arme den Hund, so daß er, wenn irgend eine Gefahr sich zeigte, den Arm nur öffnen, und das wüthende Thier anhetzen

durfte. Doch als der Knecht in dieser Verfassung ihn sah, eilte er nach der Stubenthür, die er aufriegelte und entsprang. Im Vorübergehen hatte Leopold wohl bemerkt, daß ein langes Messer ihm aus dem Busen hervorragte. Sobald der Knecht hinaus war, verschloß und verriegelte er die Thür aufs neue, wendete sich dann zu seinem ehrlichen Hunger und drückte ihn als einen Freund an die Brust.

„Wer mir das gesagt hätte, als ich von deinen Ketten dich losmachte, als ich zehnmal dich fortjagte, und endlich gar verschenkte. — O wie reich hast du mir die harten Brodrinden vergolten, die ich dir zugeworfen!"

Hunger verstand nichts von seiner empfindsamen Anrede. Er machte noch einmal die Runde im Zimmer, und legte sich dann neben seines Herrn Felleisen. Allein Leopold war nicht so ruhig, als sein Hund. Daß der Kerl Böses im Schilde führte, schien ihm unzweifelhaft. Das lange Messer, die Blutflecken auf dem Stroh, die schielenden Gesichter der Wirthsleute — alle diese Gegenstände schwebten wie Gespenster vor seinen Augen. „Wer steht mir dafür," dachte er, „daß sie um Mitternacht die Thüre erbrechen, und mich schlafend ermorden?"

Hier war nicht lange Zeit zu überlegen. Das Stümpschen Licht drohte zu verlöschen. Ihn schauderte, wenn er dachte, daß er hier im Dunkeln bleiben sollte. Er schaute zum Fenster hinaus, es war nicht hoch. Draussen lag der Wald schwarz vor ihm. Ein matter Strahl des letzten Mondenviertels erleuchtete die Gegend wie ein Lämpchen einer Gruft. Doch besser da draussen, meinte Leopold, kleidete sich rasch wieder

an, legte so viel Geld auf den Tisch, als er etwa verzehrt zu haben glaubte, und stieg leise zum Fenster hinaus. Hunger sprang hinter ihm her.

Als er draussen war, bemerkte er, daß in einer niedrigen Eckstube noch Licht sey; er schlich unter das Fenster, und hörte, wie der Knecht sein Abentheuer erzählte, den großen Hund verfluchte, und schwur, er wolle noch diese Nacht die Bestie samt ihrem Herrn in die andere Welt schicken.

Mit Füßen, von Furcht und Schrecken beflügelt, suchte Leopold die Landstrasse. Seine Müdigkeit war ganz verschwunden, und er schritt so hastig vorwärts, als habe er sich durch den erquickendsten Schlaf gestärkt. Der düster schweigende Wald schien ihm weit minder furchtbar, als das helle Licht, welches aus dem Wirthshause ihm noch lange nachschimmerte. Erst als er nichts mehr davon gewahr wurde, und dicke Finsterniß ihn umgab, wurde er etwas ruhiger. Der Weg war so breit, daß er ihn auch im Dunkeln nicht verfehlen konnte. Bisweilen stand er und horchte. Alles war still. Nur seinen eigenen Fußtritt vernahm er, und den seines Hundes, der ihm jetzt auf der Ferse nachschlich, statt daß er sonst immer vor ihm her hüpfte.

Gern hätte Leopold auch das Geräusch vermieden, welches seine Füße im Grase oder in dürren Blättern machten; er berührte den Boden kaum mit den Fußspitzen, und seufzte nach dem Tage, der noch fern war. Nach einigen Stunden schien der ehrliche Hunger sich doch auch schon an die Finsterniß gewöhnt zu haben; er trabte jetzt wieder vor seinem Herrn her, und Leopold war bereits so gefaßt, daß er sein

Lieblingslied: — wer nur den lieben Gott läßt walten, — leise anstimmte. Plötzlich stand Hunger und wollte nicht vorwärts. Vergebens redete sein Herr ihm zu, und als er ihn endlich mit dem Fuße vorwärts schieben wollte, kroch der Hund winselnd hinter ihn. Ein Schauder überlief den Wanderer — allein was war zu thun? Stehen bleiben auf dieser Stelle bis es Tag würde? das schien ihm unerträglich. „Hunde," dachte er, „pflegen sich auch vor jedem unbekannten Gegenstande zu fürchten. Wer weiß, was meinen Hunger so plötzlich verwandelt? Ein paar hundert Schritte weit wird er sich wohl eines Bessern besinnen."

Durch solche Gedanken suchte er sich Muth einzusprechen, und ging darauf los, hatte aber kaum zehn Schritte vorwärts gethan, als er über etwas stolperte, das ihm im Wege lag. Er fiel, raffte sich wieder auf, faßte nach dem, was seinen Fall verursacht, und erwischte mit Entsetzen einen Büschel Haare, der einem Leichnam angehörte. Starr vor Schrecken war er eine Zeitlang gleichsam fest auf den Boden gezaubert. Sobald er seiner Glieder sich wieder mächtig fühlte, eilte er bebend von diesem Schreckensorte, und sogleich gesellte auch sein Hund sich fröhlich wieder zu ihm, nachdem er einen Umweg durch den Wald gemacht.

„Hier ist ein Mord geschehen," sagte Leopold schaudernd zu sich selber, „Gott helfe mir durch den Wald." Kaum hatte er das gesprochen, als er links und rechts in geringer Entfernung pfeifen hörte, und eine Menge beweglicher Lichter im Walde sah, die sich plötzlich zu entzünden und zu vervielfachen schienen. Noch waren sie zerstreut, vereinigten sich aber bald in

einen Haufen, und näherten sich dem bebenden Wanderer, der hinter den nächsten dicken Baum sprang, da ihm kein Zweifel übrig blieb, daß hier eine Räuberbande hause. Er hatte nicht geirrt. Wohl zwanzig wilde, mit Pistolen und Säbel bewaffnete Kerls zogen die Strasse herauf. Sie hatten den Fußtritt des Pilgers und den Laut des Entsetzens vernommen, den er unwillkührlich ausstieß, als er den Kopf des Leichnams ergriff. Vielleicht wäre Leopold dennoch hinter seinem dicken Baume verborgen geblieben, hätte er nur dem Hunde das Knurren verwehren können. Aber Hunger fürchtete sich nur vor Leichen, nie vor lebendigen Menschen, und so sehr auch sein Herr sich bemühte, ihm die Kehlen zusammen zu drücken, so gab er doch immer noch manchen murrenden Ton von sich, der die Räuber aufmerksam machte. Der Baum wurde umringt, Leopold gefunden.

Die Geistesgegenwart verläßt uns dann am wenigsten, wenn wir ein Unglück nicht mehr blos fürchten, sondern es unvermeidlich vor Augen sehen. Sobald Leopold sah, daß hier unmöglich zu entrinnen sey, gedachte er der Gefahr, in der sein treuer Hund schwebte, der, wenn er ihn los ließ, zwar sicher einen der Räuber beim Halse packen, aber auch im nächsten Augenblicke todt zu seinen Füßen liegen würde. Deshalb umfaßte er jetzt den knurrenden Hunger mit beiden Armen und sagte: „Meine Herren, ich bin ein armer Student, ich habe nichts, als meinen kargen Zehrpfenning, lassen sie mich im Frieden ziehen.“

„Du bist ein Student?“ antwortete einer aus dem Haufen: „ich bin auch Student gewesen. Da hast meine Hand, und sey ein fideler Knochen.“

„Der Kerl kann uns verrathen," rief ein anderer, „schießt ihn nieder!"

Diesem Urtheil stimmten sogleich die meisten bey, und Leopold sah bereits ein halbes Dutzend Pistolen auf sich gerichtet. Da hub der Erste wieder an: „Laßt dem armen Teufel das Leben. Wer weiß, wozu wir ihn brauchen können. Er ist ein rüstiger Bursche, und ein Student ist zu allen Dingen nütze."

„Auf deine Gefahr," brüllte eine grobe Stimme, die dem Anführer der Bande zu gehören schien. Indessen hatten einige bereits Leopolds Felleisen geplündert, und seine Taschen beraubt. Verschwunden war die wenige Baarschaft, nebst seiner silbernen Uhr. „Fort, ihr Bursche," rief der Anführer, „ich wittre Morgenluft; für heute ist hier nichts mehr zu thun."

Die Räuber trieben ihren Gefangenen vor sich her, der seinen getreuen Hunger, halb mit Gewalt nach sich schleppte. Auf ungebahnten Pfaden drangen sie tief in den Wald. Die Morgenröthe schimmerte schon in den Wipfeln der Bäume, als sie ein kleines Thal erreichten, wo die Bande, in Erdhütten mit Zweigen bedeckt, wohnte. Hier war der weibliche Theil der saubern Bande; und jetzt ging das Erzählen, Jubeln, Schmausen und Zechen an, und dauerte bis gegen Mittag.

Leopold war stumm. Eine neue, furchtbare Welt that sich vor ihm auf, in die er mit Schaudern blickte. Alles, was er sah und hörte, empörte gleich heftig sein religiöses und moralisches Gefühl; mit Entsetzen sah er auf die fürchterliche Entartung der, ihrer Natur nach, sittsamen, sanften weiblichen Natur, und als er vollends diesen Dirnen zur Obhut übergeben

wurde, war sein Schmerz unbeschreiblich. Er achtete weder Speise noch Trank, die ihm in Ueberfluß vorgesetzt wurden, noch die Neckereien und Spottreden dieser wilden Bachantinen; sondern bethete innerlich mit wahrem Glaubensmuthe zu Gott um Erlösung aus den Händen der Ungerechten. — Besser gefiel es dem ausgehungerten Hunger, der hier vollauf hatte, und sich nun schadlos hielt für die vielen Fasttage.

Als die Sonne hoch stand, legten sich die Räuber schlafen, rings herum hörte man ihr Schnarchen. Nur zwei derselben standen Schildwach mit gezucktem Säbel und geladenen Pistolen. Leopold legte sich gleichfalls schlafen, mehr um sich den Neckereien der Dirnen zu entziehen, als um den Forderungen der Natur zu gehorchen. Doch seine gänzliche Erschöpfung wiegte ihn bald in einen tiefen Schlummer, und er würde auch nicht einmal erwacht seyn, als es schon ganz finster war, hätte nicht ein leises Rütteln ihn geweckt. Er schlug die Augen auf, da stand eines der Mädchen mit einer Lampe vor ihm, und winkte freundlich. Schon wollte er unwillig einige harte Worte ausstossen, als sie, zu seinem höchsten Erstaunen, ihm durch die Anrede den Mund verschloß:

„Sie kennen mich nicht mehr, aber Ihr Bild hat sich tief meinem Innern eingeprägt.

Ich bin das arme Bauermädchen, das Sie vor drei Jahren durch Ihr Zeugniß von einer unverdienten Züchtigung befreiten. Leider konnten Sie nur das eine Mal mir helfen. Die Mißhandlungen meiner bösen Herrschaft wurden täglich ärger. Ich konnte es nicht länger aushalten, und lief davon. Was jetzt aus mir geworden, sehen Sie. Ich war ein ehrliches, frommes

Mädchen. Die Amtmännin und ihre Tochter mögen es vor Gott verantworten, wenn ich verloren bin. Und verloren bin ich, aber so schlecht bin ich drum doch nicht, daß ich Ihre Großmuth gegen eine Fremde vergessen sollte. Die Räuber sind auf einen wichtigen Fang ausgezogen, und werden erst in zwei Tagen zurückkehren. Die beiden alten Wächter habe ich trunken gemacht. Hier ist das Geld, das man Ihnen genommen, hier ist auch Ihre Uhr. Stehen Sie auf, ich will Ihnen einen Fußpfad zeigen, der Sie in wenigen Stunden aus dem Walde führt. Halten Sie sich nur immer links, so kommen Sie in eine Gegend, welche unsere Leute selten durchstreifen, weil dort nichts zu holen ist. — Warum starren Sie mich so an? — Geschwind stehen Sie auf!"

Leopold glaubte zu träumen. Kaum erkannte er die Arme mehr, die seitdem sehr herangewachsen war, und leider auf ihrem sanften, damals unschuldigen Gesichte die Spuren der Ausschweifungen trug. Die Thränen schossen ihm in die Augen. Dankbarkeit für seine Retterin mischte sich mit dem Kummer, ein weibliches Geschöpf so verworfen zu sehen, das unter günstigern Umständen gewiß sich und andere hätte glücklich machen können. Er folgte ihr taumelnd hinaus. Sie zeigte ihm den Fußpfad. In der Zwischenzeit suchte er alles hervor, was ihm Religion und Sittlichkeit eingaben, um das unglückliche Geschöpf diesem Verderben zu entreißen und zur Flucht zu bewegen. „Es ist zu spät!" sagte sie schluchzend, „die menschliche Gesellschaft hat mich schon ausgestossen!" sie entwich nach diesen Worten, und eilte in den schrecklichen Wald zurück.

Wie ein Träumender eilte Leopold auf dem bezeichneten Wege durch das Dunkel des Waldes, und nach wenigen Stunden befand er sich, wie das Mädchen ihm zuvor gesagt, auf einer Ebene, sah in der Entfernung eine Stadt liegen, und schöpfte leichtern Athem.

„Großer Gott!“ sprach er zu sich selber, „wem verdanke ich nebst dir mein Leben? Einem treuen Hund, für einen Bissen Brod. Wem verdanke ich meine Freiheit? Einem armen Kinde, das ich vor einer Mißhandlung schützte. Großer Gott! wie belohnst du oft so herrlich das wenige Gute, was wir thun! und doch lassen wir die Gelegenheit so oft entschlüpfen! gehn auch wohl kalt an leidenden Wesen vorüber, und denken: was kümmerts mich?“ — Jetzt hub er mit starker Stimme sein Lied wieder an: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!“ und Hunger hüpfte munter vor ihm her.

Die Begebenheiten der letzten Nacht hatten ihn aber doch so heftig angegriffen, daß ihn ein Fieber befiel, und er in der nächsten Stadt zwei Wochen ruhen, und auch einen Arzt bezahlen mußte, wodurch seine Baarschaft so sehr zusammenschmolz, daß er nur noch einen Louisd'or übrig hatte.

Schon lag die ersehnte Vaterstadt vor ihm, er konnte schon die Thurmuhr schlagen hören, als noch ein kleines Abentheuer ihn aufhielt. An einer Stelle, wo mehrere große Strassen zusammen liefen, hatte eine arme alte Wittwe sich ein Plätzchen ersehen, wo sie, unter dem Schirmdach einer Ziegenhaut, den ganzen Tag mit ihrem Spinnrade saß, und von der Menschenfreundlichkeit der Vorübergehenden eine milde Gabe er-

flehte. Schon seit vielen Jahren war sie im Besitze dieses Plätzchens, wo Leopold als Knabe sie oft gesehen, und ihr manchen Pfenning gegeben hatte. Darum freute er sich herzlich, als er sie schon von Ferne noch auf der alten Stelle erblickte. Sie war die erste Bekannte, die er wieder sah. Um so schneller war seine Theilnahme, da er gewahr wurde, daß ein vierschrötiger Pächter vor ihr stand, heftig mit ihr zankte, und sogar mit dem Stocke drohte; die Alte hingegen ihre Hände faltete, und Gott zum Zeugen ihrer Unschuld anzurufen schien.

Leopold eilte herbei, und kam gerade in dem Augenblicke nahe genug, als der Bauer die Arme bei den Haaren ergriff, und seinen Stock wirklich aufhub, um sie zu schlagen. Sogleich packte er ihn bei der Schulter, riß den Erstaunten zurück und fragte: „Wie mögt ihr an einer wehrlosen alten Frau euch vergreifen?“

„Herr! was geht es ihn an?“ sagte der Dummdreiste, „das Weib ist eine Hexe, sie hat mein armes Kind behext, das seit vier Monaten weder leben, noch sterben kann; gestern erst hat mir es eine Zigeunerin gesagt.“ Und mit diesen Worten wollte er abermal über die Alte herfallen.

Leopold begriff wohl, daß bei einem so abergläubischen und unwissenden Menschen mit Vernunftgründen nichts auszurichten sey. Er wußte kein anderes Mittel, dem Wüthenden sein Schlachtopfer zu entreissen, als indem er seinen Knotenstock einigemal sehr unsanft auf dessen Schultern fallen ließ. Rasch wandte sich der rüstige Kerl, um den ungebetenen Mittelsmann tüchtig abzuwalken. Aber Hunger wies ihm

die Zähne so ernsthaft, daß er einige Schritte zurückprallte, und nach einer Fluth von Scheltworten rief: „Wer ist der Herr? Wie untersteht er sich, einen ehrlichen Mann zu schlagen, der seinen Pacht und andere Abgaben quartaliter richtig bezahlt? Das soll er mir entgelten! Ich werde ihn verklagen! Wie heißt der Herr? Wo find' ich ihn?"

Leopold sagte unbedenklich seinen Namen, und daß er im goldenen Hirsch einkehren werde; wenn der Pachter ihn verklagen wolle, so möge er nur gleich mit ihm kommen. Das fand jener doch nicht gerathen, schwur aber, er wolle ihm einen Advokaten über den Hals schicken, und ging fluchend seiner Wege.

Leopold blieb noch eine Weile stehen, der alten zum Schutz, bis er den Kerl aus dem Gesichte verlor. Dann ging auch er von den Segenswünschen der zitternden Wittwe begleitet.

Im goldenen Hirsch, wo er sich blos umkleiden und dann zu seinem Verwandten eilen wollte, erfuhr er leider schon, daß dieser vor wenigen Tagen gestorben sey, und des Jünglings Hoffnungen mit sich ins Grab genommen habe. Das war ein harter Schlag, der ihn lange betäubte. Was sollte er nun anfangen? — Wie ohne alle Protektion einen Weg sich bahnen? — Zwar hatte er immer gehört, der Minister sey ein rechtschaffener Mann, der aufkeimende Talente gern hervorziehe, aber wie sollte er ihm bekannt werden? —

Im Vertrauen auf seine erworbenen Kenntnisse, wagte er es doch, im Palaste des Ministers sich zu melden, und um eine Audienz zu bitten. Da mußte er denn zu seinem Leidwesen vernehmen, der edle Mann sey vor zwei Wochen in ein Mineralbad gereißt, um

sich von einer glücklich überstandenen tödlichen Krankheit hier zu erholen, und werde erst nach einigen Wochen zurückkommen.

Nun wußte sich der arme Jüngling gar nicht zu helfen; er versuchte alles mögliche, um Broderwerb zu finden, an manchen Thüren klopfte er, doch immer vergebens. Die alten Freunde seines Vaters waren alle gestorben, er kannte niemand, und niemand wollte ihn kennen.

Fast verzweifelnd trieb er in der großen Stadt sich herum. Sein letzter Louisd'or war längst aufgezehrt, und der Mangel stieg mit jedem Tage höher; man wollte ihn an der Wirthstafel zum goldenen Hirsch nicht mehr speisen lassen, und eines Abends, als er auf seine Dachkammer kletterte, rief der Wirth ihm nach, er solle sich nur fertig machen, am andern Morgen auszuziehen. Da durchwachte er eine trübe Nacht samt seinem Hunger, der jetzt den Namen mit der That führte.

Als der Morgen anbrach, schnürte er seinen Bündel, unwissend, wo er am nächsten Mittag ein Stück Brod, am nächsten Abend ein Obdach finden würde. Horch, — da klopfte es leise an seine Thür. Ein Jude trat schüchtern herein.

„Nehmen Sie's nicht vor übel.“

„Was will er, mein Freund? Ich kann weder kaufen, noch verkaufen.“

„Lieber Herr, Sie kennen mich wohl nicht mehr, aber ich kenne Sie noch recht gut. Sie haben sich meiner vor drei Jahren auf dem Postwagen so großmüthig angenommen, das werde ich nie vergessen. Jetzt sind Sie in Noth — du lieber Gott! jeder Mensch kann

ohne sein Verschulden in Noth gerathen. Ich hab' es gestern Abend gehört, als der Wirth Ihnen die Thüre wieß. Das soll Ihnen nicht wiederfahren, so lange Nathan noch einen Groschen hat. Da bringe ich ein Beutelchen — viel ist nicht darin — ich schenke es Ihnen auch nicht, denn ich habe nichts zu verschenken; aber ich leihe es Ihnen ohne Zinsen. Einem so wackern jungen Herrn kann es nicht immer fehlen, und Sie werden mich schon bezahlen.“ —

Leopolds Erstaunen ging bald in eine süsse Rührung über. Er umarmte den ehrlichen Juden, wollte aber sein Geld nicht nehmen, weil er nicht die mindeste Aussicht habe, es ihm zu erstatten. Doch mit den Worten: „Gott wird schon helfen!“ warf Nathan seinen Beutel auf den Tisch, und eilte davon. „Wohlan,“ dachte Leopold, „auf diesem Gelde ruht Segen. Gott wird schon helfen, sagte der Jude; soll der Christ von ihm sich beschämen lassen?“ —

Er wandte die Zwischenzeit bis zur Zurückkunft des Ministers weislich dazu an, die auf der Universität erworbenen Kenntnisse, durch Lesung trefflicher Schriften, die ihm die öffentliche Bibliothek in Menge darboth, zu erweitern.

Endlich erfuhr er die Ankunft des wichtigen Staatsmannes, und nach zweien Tagen war er eben im Begriff ihm seine Aufwartung zu machen, als jemand langsam zu ihm ins Dachstübchen heraufkeuchte. Es war die arme Wittwe.

„Was wollt ihr, gute Mutter?“ fragte Leopold ein wenig ungeduldig, nachdem er sie herein geführt und niedersetzen lassen. „Macht es kurz, ich habe jetzt keine Zeit.“ —

„Ach,

„Ach, junger Herr! Gott sey Dank, daß ich ihn gefunden! Ich habe wohl schon seit vielen Jahren mein Gedächtniß verloren, aber das war mir doch nicht entfallen, daß ich im goldenen Hirsch ihn suchen müßte.“

„Nun, was wollt ihr denn?“

„Höre er mich nur an, ich meyn' es gut. Täglich habe ich für ihn gebetet, weil er mir armen alten Frau so christlich beigestanden. Bisweilen habe ich auch wohl gedacht: wenn mir doch der Himmel vor meinem Ende noch die Freude bescheerte, den braven jungen Herrn noch einmal zu sehen, und ihm zu danken. Denn sieht er, wenn man zehn Jahre und darüber so an der Landstrasse unter vielen tausend Menschen, und doch ganz allein sitzt, ach! da thut es einem wohl, wenn endlich jemand Theil an der Verlassenen nimmt.“

„Weiter! Weiter!“ —

„Nun, da saß ich gestern, es war schon gegen Abend, da kam ein Kurier aus der Stadt gefahren, und als die Pferde an mir vorbei sauseten, da fiel eine lederne Tasche von seinem Wagen. Ich rief ihm nach, aber du lieber Gott! der war schon weit, und meine Stimme ist schwach. Ich hob die Tasche auf, und fand sie verschlossen, und sah, daß das fürstliche Wappen darauf gedruckt war. Hm! dachte ich, es mag wohl allerlei Wichtiges darin enthalten seyn, und es wäre wohl ein Trinkgeld damit zu verdienen. Wie soll ich sie aber an den rechten Mann bringen? Unsereins kennt niemanden, und wird auch nirgends vorgelassen. Da gab mir Gott plötzlich in den Sinn: Geh in den goldenen Hirsch, suche deinen Wohlthäter, gieb ihm die

Tasche, er wird schon wissen, was damit zu thun ist. Freilich — fuhr sie fort, indem sie die Tasche unter ihrer Schürze hervorzog — freilich ist der Weg mir sauer geworden, aber nun bin ich da, und nicht wahr, er nimmt vorlieb mit meinem guten Willen?"

Wie ein Blitz fuhr der Gedanke dem Jüngling durch den Kopf: ein Zufall, der mir günstig werden kann! Wer hätte es gedacht! Vielleicht ist diese arme Wittwe bestimmt, mich beim Minister gefällig zu machen. Er dankte der Alten, versprach, sie nächstens zu besuchen, und ihr zu berichten, was mit der Tasche vorgefallen. Fröhlich trippelte sie fort. Er knöpfte den Fund unter seinen Rock, steckte seine Bittschrift zu sich, und begab sich auf den Schloßplatz, wo die Wohnung des Ministers war.

Ehe er noch dieselbe erreichte, sah er viele Menschen zusammenlaufen, und einen Polizeibeamten umringen, trat mit hinzu, und hörte mit Herzklopfen laut vorlesen: Einem gestern Abend mit wichtigen Depeschen abgefertigten Kuriere sey die Tasche verloren gegangen; wer sie finden, und in den Palast des Herrn Staatsministers abliefern werde, habe sich einer ansehnlichen Belohnung zu erfreuen.

Sogleich drängte sich Leopold zum Polizeibeamten, und bath, ihn zum Minister zu führen, weil die Tasche in seiner Verwahrung sey. Auf der Stelle führte ihn der Beamte dahin, ließ dem Minister den Vorfall melden, und dieser kam hastig heraus in den Saal. Auf seinem Gesichte war deutlich zu lesen, wie viel ihm daran gelegen, die Depeschen unversehrt wieder zu erhalten. Leopold überreichte ihm die Tasche. Mit sichtbarem Vergnügen bemerkte der Minister, daß si

noch verschlossen sey, und erklärte dem Ueberbringer, daß Seine Durchlaucht befohlen habe, ihm zwanzig Louisd'or auszubezahlen.

„Ach, Ew. Excellenz!" sagte Leopold, „diese zwanzig Louisd'or gehören nicht mir, sondern einer armen, alten Wittwe, welche die Tasche gefunden. Doch erlauben Sie einem verwaiseten Jüngling, der sich Kenntnisse erworben, um seinem Vaterlande zu dienen, daß er den Zufall benutze, um in dieser Bittschrift Ihnen seine Noth und seine Wünsche vorzutragen."

Der Minister las, unterhielt sich mit ihm, fand Gefallen an seiner edlen Freimüthigkeit, erinnerte sich seines Vaters als eines wackern Mannes, und bestellte ihn auf den Nachmittag, wo er ihm die Ernennung zum Sekretär eines Departements, in welchem gerade eine Stelle erledigt war, übergab.

Leopold schwebte zum Thore hinaus, denn seine Füsse berührten kaum den Boden. Der Minister hatte ihm das Geld für die Finderin der Tasche eingehändigt und ihr einen Freiplatz im fürstlichen Armen-Versorgungshause angetragen; das wollte er ihr bringen, und mehr als das: die Bothschaft von seinem Glücke. „Wie wirst du dich wundern, du ehrliches Gemüth," sagte er zu sich selber, als er von ferne die Alte hinter ihrem Spinnrade erblickte, „wenn du nun aus deiner Dürftigkeit dich entrissen, und einem sorgenlosen Alter bestimmt siehst."

Allerdings konnte die gute Alte sich lange nicht überzeugen, daß man ihrer nicht spotte. Die Goldstücke lagen schon in ihrer Schürze, aber sie glaubte es nur so lange, als sie die Augen darauf heftete. So

oft sie den Ueberbringer wieder ansah, schüttelte sie lächelnd den Kopf und sagte: „Es ist doch nicht wahr.“ Leopold mußte ihr alles lang und breit erzählen; sie nickte immer Beifall lächelnd, nahm von Zeit zu Zeit ihr Spinnrad in die Hand, und stellte es wieder hin. Endlich rief sie mit einer Thräne im Auge: „Ja, nun erfahre ich's ja recht augenscheinlich, was ich in so mancher trüben Stunde kaum recht glauben mochte — ja! Gott ist ein Vater der Wittwen und Waisen, und sein Name sey gelobt in Ewigkeit.“

Bald fand die gute Alte Aufnahme im Versorgungs-Hause und verlebte hier noch mehrere glückliche Jahre. Auch Leopold ward bald ein glücklicher Gatte und Familienvater, und kam durch seine Verehelichung wieder zum Besitze seines väterlichen Hauses, das jetzt ein Eigenthum seines trefflichen Schwiegervaters war, und der einzigen innigst geliebten Tochter als Mitgabe eingeräumt wurde, und weil er mit ausgebreiteten Kenntnissen rastlosen Fleiß und Amtstreue verband, so erhielt er in kurzer Zeit auf Verwendung des Ministers eine Rathsstelle.

Doch auch er sollte von Familien-Leiden heimgesucht, und in der Schule der Trübsal im Glauben und Vertrauen auf die alles zum Beßten ordnende Vaterliebe Gottes befestiget werden.

Es hatte sich nämlich die Flamme eines verheerenden Krieges auch über diese Gegenden verbreitet. Da wurde in der Nähe der Residenz eine Schlacht geliefert, deren Folge war, daß der siegende Feind plötzlich die Stadt überschwemmte und zügellos hausete. Umsonst verschlossen die erschrockenen Einwohner ihre Thü-

ren, überall wurde eingebrochen und geplündert — aus allen Häusern erschallten Töne des Jammers und Entsetzens. —

Man denke sich die Angst des ohnehin schon schwer vom Herrn heimgesuchten Leopolds, dessen Gattin an einem äusserst gefährlichen Fieber krank darnieder lag, das sie durch die mütterlich-zärtliche Pflege ihres jüngsten Sohnes Adolphs, der jetzt langsam zu genesen anfing, geerbt hatte. Gern hätte er alle seine Habe den Blutgierigen entgegen getragen, wenn er dadurch nur Schonung für das Krankenzimmer seiner Frau und seines Lieblings Adolph hätte erkaufen können. Wirklich raffte er in der Eile alles Geld, alles Silberzeug zusammen, und stürzte so beladen, die Treppe hinab, um es den Einbrechenden bittend zu überliefern. Da fand er, zu seinem größten Erstaunen, vor seiner offenen Hausthüre eine feindliche Schildwach, die so eben einen heranströmenden Haufen trotzig abwieß, mit der Erklärung, sie stehe hier als Schutzwach.

Freudig erstaunt schlich Leopold zu seiner bebenden Frau, theilte ihr die frohe Entdeckung mit, beruhigte sie, trat ans Fenster, und war mehrere Stunden lang Zeuge, wie die Paläste rings umher geplündert wurden, und sein kleines Haus doch stets verschont blieb; wie der Soldat, gegen manchen Versuch hinein zu dringen, muthig kämpfte, ja sogar einmal erklärte: dem ersten, der dieses Haus nicht achte, werde er sein Bajonnet durch den Leib rennen. —

Mit Thränen dankte Leopold dem Himmel! aber unbegreiflich war es ihm, warum gerade nur er, ein unbedeutender Privatmann, das schreckliche Loos seiner Mitbürger nicht theilte? Er mußte einen Irrthum ver-

muthen. Sobald es etwas ruhiger wurde, holte er einige Flaschen von seinem beßten Wein, ging hinunter zu dem Soldaten, schenkte ihm ein, und bath ihn, in französischer Sprache, ihm das Wunder zu erklären.

„So trinke ich dann wieder ein Glas Wein auf dieser Stelle!“ antwortete der Soldat auf deutsch, und eine Thräne fiel ihm in den Becher. „Wundern Sie sich nicht, mein Herr! das Haus, in dem Sie mehr als einmal meinen blutigen Rücken gewaschen, würde ich mit meinem Leben vertheidigt haben.“

Jetzt erkannte Leopold den Rekruten, und fiel ihm gerührt um den Hals. Er hatte die unmenschliche Behandlung, die vormals unter einigen deutschen Truppen so gewöhnlich war, nicht länger erdulden können, war desertirt, hatte fremde Dienste genommen, und — was seine Narben bewiesen — sich brav gehalten. Jetzt, als er nach der Schlacht zum ersten Male wieder die Residenz jenes Fürsten betrat, dem er von einem Seelenverkäufer, — einem schändlichen Werboffizier — war verhandelt worden, gleich einer gestohlenen Waare, widerstand er jeder lockenden Beute, eilte hastig vor das Haus seines Wohlthäters, schützte dessen Vermögen, und erhielt ihm — das kostbarste, was er auf der Welt hatte — das Leben der Gattin und des Kindes! —

O! sagte Leopold noch oft in späten Jahren zu seinen Kindern, wenn sie mit dem alten, steifgewordenen Hunger spielten: „Geht an keinem leidenden Geschöpfe kalt vorüber! und wo ihr nicht helfen könnt, da tröstet wenigstens; denn wahrlich! es ist keines so gering, da

es nicht unverhofft euch überreich vergelten könnte!"

6.

Vater Martin.

(Ein Seitenstück zu Nro. 1. des 4ten Bändchens der Jugend-Bibliothek.)

1.

Vor beinahe fünfhundert Jahren lebte in einer anmuthigen Gegend von Tyrol zwischen hohen Felsen in einer Höhle ein frommer alter Einsiedler, in der ganzen Gegend verehrt und geliebt, als Vater und als Helfer in der Noth. Sein kahles Haupt, um das sich nur mehr wenige graue Härchen lockten, seine freundliche Miene, die Friede und Liebe allen Menschen verkündete, seine ganze ehrwürdige Gestalt öffnete mit wunderbarer Macht die Herzen Aller, die ihn sahen. Er half allen, die Hülfe bedurften, durch Rath und That, ermahnte freundlich die, die fehlten, wies sanft zurecht, die irrten, und versöhnte durch das hohe Wort von der göttlichen Liebe, die am Kreuze starb, die, die in Feindschaft sich getrennt hatten.

Uebrigens war er keinem lästig; er pflanzte die wenige Nahrung, die er nöthig hatte, in einem Gärtchen froh und heiter, und war so das schöne Beispiel

eines frommen Christen, der auf Erde schon einen Himmel in seinem Herzen trug; weil der Friede Gottes, der allen Begriff übersteigt, in ihm wohnte.

Einem solchen Manne konnte es nicht fehlen, sich das ungetheilte Zutrauen und die Liebe und Verehrung des kleinen Kreises zu erwerben, in dem er lebte, und in der That, die Bewohner der ganzen Gegend verehrten ihn gleich einem Heiligen, am meisten aber liebten ihn die Kinder.

Wie freuten sich die Kleinen, wenn der Alte kam! das war ein Treiben und ein Leben unter dieser kleinen Jugendwelt! wie bemühte sich Jedes, das Erste zu seyn, das dem guten Vater von den Bergen (wie sie ihn nannten,) die Hände küssen konnte; und wie jubelnd begleitete ihn die Schaar der Kleinen, denen er dann immer etwas mitbrachte, zu der Wohnung ihrer Aeltern, die ihrer Plagen und Sorgen vergaßen, um sich an den schönen Lehren ihres lieben Alten zu erbauen.

An schönen Feyerabenden stieg dann die sämtliche Jugend des Dorfes zu seiner Wohnung hinauf, und der freundliche Greis erzählte ihnen dann so vieles Schöne von der Macht, von der Weisheit, von der Liebe des guten Vaters im Himmel. Er zeigte ihnen wie väterlich Er für alle seine Geschöpfe sorge, wie Er im Sonnenscheine, im Thaue und Regen die Erde segne, daß sie immer Nahrung hätten, den Vogel in der Luft ernähre und bekleide, die Blumen des Feldes herrlich schmücke, und ihnen heilende Kraft und neues Leben für seine kranken Geschöpfe ertheile.

Er erzählte ihnen aus der heiligen Geschichte, wie zärtlich Gott von jeher die Menschen, wie seinen Aug-

apfel geliebt. Wie Er sich ihrer erbarmet habe, da sie in Sünde, Elend und Verderben gerathen, — wie Er seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern ihn für eine Welt voll Sünder in den Tod dahingegeben habe, damit keiner, der an ihn glaubt, verlohren gehe, sondern ewig lebe.

Dann machte er sie auf die Lehre, auf das Leben, und auf den Tod Jesu und auf seine Verdienste aufmerksam, und ermahnte sie zum Glauben, zur Liebe und zur treuen Nachfolge, als seine wahren Jünger. „Haltet nur an ihm, liebe Kindlein," rief er oft wie begeistert von der Liebe zu Jesus, „so innig, so lebendig, wie das Rebzweig an dem Weinstocke, dann werdet ihr Früchte bringen fürs ewige Leben." Und jeden christlichen Unterricht schloß er mit den Worten: „Lasset uns Ihn entgegen lieben, denn Er hat uns zuerst geliebet."

So wurden diese Kinder ganz neue Menschen, und ihr Herz schlug wärmer beim Gedanken an den guten himmlischen Vater, den sie herzlich liebten, und nie zu betrüben wünschten. Eine jugendliche Gluth überflog die Wangen des Greisen im Kreise dieser entzückten Kleinen, die auf ihren Knieen lagen, und den Schöpfer priesen, der alles so gut gemacht hat, und seinen göttlichen Sohn, der die Kinder auf seine Arme genommen, sie gesegnet, und ihnen das Reich Gottes versprochen hat. Nicht selten nahmen auch die Aeltern an diesen feyerlichen Unterhaltungen Theil, und in allen Augen glänzten Thränen der Rührung und der Freude.

Man nannte diesen seltnen Mann nur schlechthin Vater Martin, doch Niemand wußte, wer er eigent-

lich wäre, und woher er gekommen sey. Daß er hoher Abkunft seyn, und weit gereist seyn müsse, das schlossen sie aus seinen beträchtlichen Geschenken und seiner großen Erfahrung wohl nicht mit Unrecht. Was ihn aber aus dem Gewühle der großen Welt in diese stille Einöde geführt habe, das war ihnen immer ein Räthsel. Er selbst hatte bis jetzt über diesen Punkt das strengste Stillschweigen beobachtet, und ihn darüber weiter auszufragen, dazu hatten sie das Herz nicht. Als vor vielen Jahren eine pestartige Viehseuche den armen Bergbewohnern alle ihre Habe zu rauben drohte, fand ihn der Hirt zwischen diesen Felsen, klagte ihm seine Noth, und der Alte hatte bald das Uebel durch seine großen Wissenschaften ohne beträchtlichen Nachtheil abgewandt. Denen, die ihr Vieh verlohren hatten, gab er Geld, um sich neues kaufen zu können, und so hatte er diesem Völklein mehrere ansehnliche Dienste geleistet, und sich ein ewiges Denkmal in dem Herzen derselben gestiftet.

2.

Verlaßt euch nie auf zeitliche Güter. Ein Hauch — und sie sind nicht mehr.

Es war ein heiterer Winterabend, als der Greis eben die Bewohner dieses kleinen Dörfchens verließ, und nach seiner Heimath auf die Berge wanderte. Mit Thränen sah ihm die ganze Versammlung nach, bis er sich verklärt im Schimmer der beeisten Berge aus ihren Augen verlor. Heute hatte er besonders rührend zu ihnen gesprochen, am herzlichsten aber war sein Abschied von den Kindern.

„Ihr habt nun, meine Lieben!“ so sprach er, „so viel Gutes und Schönes von euerm göttlichen Erlöser gehört, habt gehört, wie Er, dem alles unterthan ist, was im Himmel und auf Erden ist, aus Liebe für die Menschen, die gegen ihn so undankbar waren, ein armes Kindlein ward, das Kälte und Durst so schmerzlich empfand, als ihr sie nur immer fühlen könnt, das in größter Armuth aufwuchs, doch, immer gehorsam seinen Aeltern, täglich frömmer und weiser wurde. Ihr habt gehört, daß der, der Himmel und Erde sein nennen konnte, nicht so viel besaß, um sein Haupt darauf zu legen; daß Er sich bemühte, die verirrten Menschen wieder auf den rechten Weg zu führen, um sie im Himmel einst ewig belohnen zu können. Daß er für sein gnadenvolles Sterben gerade von seinem auserwählten Volke unsägliche Qualen dulden mußte, und zuletzt am Kreuze unter Leiden starb, für die wir keine Worte haben. Daß Er am dritten Tage seines Todes siegreich aus dem Grabe stieg, nach vierzig Tagen in den Himmel fuhr, um denen einen Wohnsitz zu bereiten, die Ihn lieben. Seht, liebe Kinder! unser göttlicher Erlöser ist noch immer unter uns, Er sieht und hört und weiß alles, was ihr immer thun, reden und denken möget, Er lächelt wohlgefällig, und segnet euch, wenn ihr Gutes thut, aber Er betrübt sich und straft euch, wenn ihr böse handelt. Bethet also, meine Lieben! zum Vater im Himmel, daß Er euch Kraft verleihe, gut zu leben, und bestrebt euch, den guten Vater nie zu betrüben, der aus Liebe zu euch seinen Sohn am Kreuze bluten ließ, dann werden wir uns einst im Himmel wieder finden, und uns ewig des unaussprechlichen Lohnes für unsere wenigen guten Handlungen freuen.“

So sprach der Greis, drückte wehmüthig allen noch einmal die Hände, und schied.

Nachdenkend über diese schönen Lehren giengen diese Leute zu Bette, und freuten sich schon im Voraus einer neuen Versammlung. Ach! die guten Leute ahndeten nicht, was ihnen bevorstand.

Es war eben Mitternacht, als ein schreckliches Getöse sie aus dem Schlafe lärmte. Ein furchtbarer Sturmwind tobte gräßlich durch die schwarze Nacht, und ein Getöse, gleich dem lautesten Donner, begleitete ihn. O lieber Gott, was ist das! schrieen die Einwohner, fuhren vom Lager auf, und starrten in die finstere Nacht hinaus, bis der Wind und das Schneegestöber sie wieder in ihre Hütten zurück trieb. Unter schrecklicher Angst sahen sie dem anbrechenden Morgen entgegen, und fiengen schon freyer wieder zu athmen an, als in kurzer Zeit alles ruhig zu werden schien.

Aber man denke sich den Jammer der armen Leute, als sie beim ersten Morgenschimmer ihr Thal durch einen großen Schneeberg verstopft, den Bach, der sich sonst so friedlich und ruhig durch das Thal wand, angeschwollen und das Thal überschwemmen sahen. Schon drang das Wasser bis zu ihren Hütten. Laut jammerten die Weiber, und liefen nach dem liebsten, was sie hatten, nach ihren Kindern, und flohen mit ihnen auf die Berge; dort arbeitete sich ein braver Sohn, mit seinem alten Vater auf dem Rücken, durch die Fluthen, hier jammerte ein Mädchen mitten im Wasser um Hilfe, und die Verwirrung war allgemein. Jetzt erinnerte man sich des guten Alten! ach, der Ort seines Aufenthaltes lag unter dem Schnee begraben. Man suchte sich seinem Aufenthalte zu nahen, allein vergebens,

man rief, und der Wiederhall brachte spottend den eigenen Laut zurück. Trauernd kamen die Abgesandten zurück, muthlos sanken alle Hände, die sich schon zur Arbeit erhoben hatten. Mit ihm war alle ihre Hoffnung dahin, und ihr Unglück schien ohne Grenzen.

Ihr habt gewiß schon gehört, lieben Kinder! daß ganz Tyrol beynahe aus lauter Bergen besteht, die so hoch sind, daß sie mit ihren Gipfeln unter die Wolken ragen, und daselbst Sommer und Winter mit ewigem Eise bedeckt sind. Es gewährt einen herrlichen Anblick, wenn sich die Sonne in den kahlen beeisten Gipfeln spiegelt, die dann, mit unzähligen glühenden Sternchen besät, gleich den herrlichsten Edelsteinen funkeln. Der größte Theil dieser Berge ist ersteigbar, doch sind die Wege schmal und steil, und führen an Abgründen vorbey, in die der Unachtsame sehr leicht stürzen kann. Auf diesen Bergen, die man Alpen nennt, wachsen jedoch die heilsamsten und nahrhaftesten Arznei- und Futterkräuter. Das Vieh klimmt nun zwischen den Felsen umher, rauft das spärliche Futter davon ab, und giebt dann aber eine Milch, die noch viel köstlicher schmeckt, als unser Rahm. Abends versammelt sich das Vieh auf die Stimme seiner Hirten in einer Hütte auf diesen Alpen, sobald es aber kalt zu werden anfängt, wird selbes in die Dörfer hinab getrieben, denn dann sind alle diese Alpen mit ungeheuren Schneemassen überdeckt. Ein unbedutendes Steinchen auf der Spitze eines Berges, durch einen Vogel, durch einen Wind losgerissen, fängt zu rollen an, und wird zu einem Schneeball, der im Fallen zu einer so ungeheuren Größe wächst, daß er auf seinem Weg ganze Wälder entwurzelt, mit einem Sturmwind- und Donnerähnlichem

Getöse ins Thal stürzt, ganze Dörfer begräbt, Thäler verschüttet und Eisberge da aufthürmt, wo ehevor fruchtbare Thäler lagen. Einen solchen Schneeball nennt man eine Lawine, und eine solche stürzte auch in unser Thal herab.

Seht, Lieben! ein kleiner, schwacher Vogel war es vielleicht, der jahrelangen Fleiß vieler Menschen in einem Augenblicke vernichtete, und diese guten Leute in das größte Unglück stürzte. So ist es mit allen Gütern dieser Erde; sie gehören nicht uns, sie sind uns nur geliehen, und müssen dahin wieder zurück, wo sie hergekommen sind, zur Erde. Suchet euch daher Güter zu erwerben, die ewig dauern, die euch kein Dieb rauben, und keine Wasserfluth zerstören kann, Güter der Seele, Weisheit und Tugend; und dann seyd *ihr* nie unglücklich, wenn ihr auch Alles verliert.

3.

Wo die Noth am größten ist, da ist Hilfe am nächsten.

Die Verwüstung, die die Lawine in diesem Thale anrichtete, war groß. Die ganze Ebene schien in einen Morast verwandelt zu seyn, aus dem nur noch die Hausdächer des ehemaligen Dörfleins hervorragten. — Entwurzelte Bäume, Geräthe, Thiere und unter diesen Menschen in ihren Kähnen, die noch die Reste ihres zertrümmerten Glückes zu retten suchten, bedeckten die Wasserfläche. Auf den Anhöhen irrten Mütter jammernd mit ihren Kindern auf den Armen umher, die vergebens die kleinen Händchen ausstreckten und wei-

nend lallten: o Mutter, mich hungert, gieb mir Brod! Schluchzend blickten die Mütter zum Himmel, denn sie hatten ja selbst keines.

Als es Abend wurde, kamen die Einwohner mit ihrem wenig Geretteten zusammen, schürten sich auf einer Anhöhe ein Feuer auf, und beschlossen so, den kommenden Tag zu erwarten, und dann ihren Wanderstab weiter fortzusetzen. Sie flehten heiß zum Himmel um Hilfe und Trost, dankten Gott aus vollem Herzen für ihre Rettung aus dieser Gefahr, und betheten den Vater an, der es für gut befunden hatte, sie nun leiden zu lassen. — Noch einmal sahen sie schmerzlich nach ihrer Habe, die in den Fluthen begraben lag, dachten sehnsuchtsvoll nach dem guten Vater Martin zurück, der unter dem Eisberge sein Grab gefunden hatte, und beschlossen dann, ehe sie auseinander giengen, kommenden Frühling hier zusammen zu treffen, um ihre zu Grunde gerissenen Häuser wieder aufzubauen. So war ihr Vertrauen auf Gott fest und unerschütterlich, und ihr Unglück war erträglich, denn sie wußten, daß ein Vater über ihnen wohne, der auch die Leiden zu ihrem Besten lenken und sie dort im Himmel einst gewiß belohnen werde, während der Böse in seinen Leiden und Plagen nur den verdienten Lohn für seine Laster sieht. Sie zogen nun in den bewohnten Gegenden Tyrols und des angränzenden Baierlandes herum, flehten die Vermöglichen um Unterstützung an, und suchten Dienste bei Rittern und Herrschaften.

In diesen frühern Zeiten, lieben Kinder, da sah es noch entsetzlich rauh und wild in unserm teutschen Vaterlande aus. Da gab es noch keine Orte, wo ihr Hilfe suchen konntet gegen Unglücke und Beleidigungen.

Da galt noch das Recht des Stärkern, und der nahm dem Schwächern unbedingt alles, was er noch nehmen wollte. Die adelichen Leute wohnten in festen Schlössern und hohen Bergen, deren Ueberreste ihr noch jetzt sehen könnt. Der größte Theil von diesen adelichen Leuten waren Soldaten, die man Ritter nannte. Diese Edlen des Reiches waren treu und bieder, aber roh und wild, und die Wenigsten konnten ihren Namen schreiben. Damals gab es noch kein Schießpulver, sondern scharfe Pfeile, die von Bogen abgeschossen wurden, dienten statt unserer Kugeln, das Schwert war die Hauptwaffe, und ein Kleid von Stahl, das man Harnisch nannte, schützte gegen Verletzungen; aber die, die nicht von Adel waren, konnten nur als gemeine Kriegsknechte dienen. Unsere armen Leute waren keine Bürger, fern von dem Gewühle der großen Welt hatten sie viele Jahre in ihrem Thale gelebt, bis die Vorsehung sie aus ihrer glücklichen Stille vertrieb. Sie hatten daher nirgends Hilfe zu suchen, und wurden gar oft rauh und hart da abgewiesen, wo sie ansprachen!

Schon war die Eisdecke von den Flüssen geschwunden, Gänseblümchen prangten weiß wie Schnee auf den grünenden Fluren, Lerchen jubelten durch die Lüfte, und priesen ihren Schöpfer, die ganze Natur freute sich ihres Erwachens, nur unsere Verunglückten waren traurig auf dem Wege nach ihrem Thale; sie hatten auf ihren Wanderungen ein zahlloses Heer von Plagen und Ungemach aller Art standhaft erduldet, doch bey allem dem nichts erübrigt, das ihnen Hoffnung gegeben hätte, zu ihrem frühern blühenden Wohlstande zu

gelan=

gelangen. Voll von traurigen Gedanken über die düstere Zukunft kamen sie auf ihrem schon bestimmten Platze wieder zusammen. Der Anblick ihres heimathlichen Thales rief alle ihre Leiden mit erneuerter Stärke zurück. Nur die Kinder, frey von allen Sorgen, die auf den Herzen ihrer Aeltern lasteten, grüßten freudig einander, und hüpften froh vor ihren trauernden Aeltern voraus. Da kam plötzlich der treue Moro daher gesprungen, heulte vor Freuden, und schmeichelte seinen alten Freunden so traulich, daß sie, gerührt von der Treue dieses Hundes, einen Theil ihrer Sorgen vergaßen, und erleichtert ihm in ihr Thal folgten. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie an der Stelle ihrer vermeinten Ruinen ein nettes Dörflein stehen sahen, aus dessen Mitte ein kleiner Kirchthurm hervorragte. Ob eine habgierige Hand ihnen auch noch ihr letztes Eigenthum entrissen, das überlegten sie, vor Schrecken zitternd, als ihnen von diesem Dorfe aus ein alter Mann entgegen kam, dessen freundliche Miene wieder neue Hoffnung in ihre bangen Herzen goß. Er kam näher, grüßte alle freundlich, und redete sie auf folgende Weise an:

„Warum säumt ihr herabzukommen und von euerm Eigenthume Besitz zu nehmen, das euch euer guter Vater von den Bergen hier bereitet hat? Das Staunen, das aus euern Mienen spricht, zeigt mir euern Zweifel, den ihr in meine Rede setzt; allein kommt, und überzeugt euch selbst von der Wahrheit derselben. Ein jeder wird das Seine doppelt wieder finden, und in einem Kirchlein, das in eurer Mitte steht, könn't ihr täglich euern Schöpfer preisen, und vereint Ihn

bitten, daß Er eure Herzen rein und fromm erhalte, und euch vor größerm Unglück bewahren wolle. Der Vater Martin läßt euch alle herzlich grüßen, zu euerm künftigen Wohlstande Glück wünschen, und euch sagen: daß, da die wunderbare Fügung des Ewigen ihn aus eurer Mitte rief, er im Geiste immer euch umschweben, sich eures stillen Glückes freuen, und euch mit Hilfe unterstützen werde, wo ihr es immer nöthig habt."

Lieben Kinder! eine hundertfältige Erfahrung hat es bewiesen, daß auf den Menschen nichts so heftig wirke, als Schrecken und unverhoffte Freude, und man hat Beyspiele, daß Menschen nicht bloß vom unvermutheten Schrecken, sondern selbst von unverhoffter Freude plötzlich gestorben sind. Denkt euch nun einmal recht lebhaft den Zustand unserer armen Leute, die so lange ihrem Gefühle nach vollkommen glücklich lebten; in einer Nacht all ihre Habe verloren, eine lange Zeit im Elend schmachteten, am Ende noch ihre letzte Hoffnung zertrümmert sahen; die am Rande des größten Elendes stunden, und die sich nun auf den Gipfel des höchsten Glückes versetzt sahen, und ihr könnt euch dann einen schwachen Begriff von dem machen, was diese Menschen beym Empfange dieser Nachricht empfanden. Einige starrten sinnlos nach einem Gegenstande, andere hüpften und lachten wie unsinnig, andere warfen sich zur Erde und weinten, kurz, die ganze Gesellschaft schien wahnsinnig geworden zu seyn. Als sie sich von ihrer ersten Ueberraschung wieder erholt hatten, umringten sie fröhlich den Bothen, und begleiteten ihn jubelnd in ihr Dorf hinab, wo jedem seine Wohnung angewiesen wurde. Lange konnten sie sich

nicht überzeugen, daß alles mehr als Täuschung sey, endlich aber durchrannten sie in eilender Geschäftigkeit ihr ganzes Gebieth, und o! welche Freude! sie fanden ihr Vieh, ihr Geräthe alles in einem Zustande, wie sie ihn nur immer wünschen konnten. Jetzt erst erinnerten sie sich des alten Vaters Martin, aber leider, auch der alte Bothe war verschwunden. Sie versammelten sich in ihrem Kirchlein, und dankten Gott innigst für seine Vatergüte, die sich nun neuerdings so herrlich an ihnen bewiesen hatte. Nur über das Schicksal des guten Vaters von den Bergen waren sie in Ungewißheit. Der gute Alte war ja unter dem Schnee begraben, und doch schien er noch unter ihnen zu leben und zu walten, für ihr Wohl so väterlich zu wachen, das bewies ihr gegenwärtiges Glück.

4.

Wer war der Alte?

Friede, Glück und Ruhe kam nun wieder über dieses frohe Völklein; sie arbeiteten munter und lustig wieder fort, nur der gute Alte mangelte ihnen, und wenn sie sich recht heiter ihres Glückes freuten, wurde diese Heiterkeit durch den Gedanken betrübt: o Gott! wo mag wohl unser guter Vater seyn. Am meisten tröstete sie noch ihr Kirchlein, denn vorher hatten sie keines gehabt, und mußten weit gehen, bevor sie nur zum nächsten kamen. Und jetzt konnten sie diese Wohlthat in ihrem Dorfe selbst genießen, und ein Priester von dem nächsten Orte feyerte alle acht Tage den Got-

tesdienst. Daß das alles ein Werk des guten Alten sey, das wußten sie alle, wo er aber lebe, warum er nicht mehr in ihrer Mitte wohne, das konnten sie nicht begreifen. Es war eben der Vorabend des heiligen Christtags, als einige ein ungewöhnlich helles Licht in ihrem Kirchlein bemerkten. Man entschloß sich endlich, nachzusehen, was wohl die Ursache davon seyn möchte. Leise wurde die Thüre geöffnet, Todtenstille herrschte ringsum. Aber Furcht und Freude ergriff alle, als sie am Altare ihren Alten auf den Knieen liegen sahen. Er war von einem hellen Schimmer umflossen, der aber immer mehr erblich und am Ende ganz erlosch. Angstvoll giengen sie wieder zurück, und verehrten ihren Alten als ein geistiges Wesen aus einer andern Welt. Das Weihnachtsfest wurde mit aller Herzlichkeit gefeyert, und ihr Priester hielt dabey eine recht rührende Rede. Er zeigte ihnen den hohen Sinn des Weihnachtsfestes, ermahnte sie zur Liebe und zum Vertrauen auf Gott, und schloß auf folgende Art:

„Vergeßt es nie, Geliebte! welch hohes Fest wir heute feyern! Es ist der Tag, an dem der Herr des Himmels und der Erde Knechtsgestalt annahm, ein kleines Kind wurde, um für uns am Kreuze zu sterben, und uns ewig zu beglücken, da wir ausserdem verloren waren! Es ist der Tag unseres Heiles, der uns neues Leben brachte, des Gottmenschen, der uns von der Sünde und dem Tode erlöste, und allen Menschen ewiges Leben brachte, die Ihn lieben, der gute himmlische Vater konnte uns alle vernichten, uns für unsere Sünden ewig strafen; aber die ewige Liebe hatte es ganz anders beschlossen. Am heutigen Tage wurde der Gottessohn in einem Stalle geboren, und wuchs

in größter Armuth auf, zeigte allen den Weg zum Himmel, und starb zuletzt, — er der Reinste und Heiligste — ausgestreckt am Kreuze zwischen zweien Mördern für seine Feinde. Habt ihr eure Herzen vorbereitet zur Feyer dieses hohen Tages, seyd ihr rein vom Hasse gegen eure Beleidiger, eingedenk eures göttlichen Erlösers, der am Kreuze noch für seine Mörder bath. Denkt, Freunde! die Liebe ist das höchste Geboth, das unser Erlöser durch Wort und That lehrte. Liebet Ihn über Alles, und euern Nächsten wie euch selbst, und bewahret daher eure Herzen rein auch von den kleinsten Fehlern, dann wird euch dieser Tag zum ewigen Heile gereichen. Ruhig könnt ihr dann am Grabe einer andern Welt entgegen sehen, denn ener harret dort ewiges Gute, während dem Bösen seine Todesstunde zur schrecklichsten seines Lebens wird. In diesem Leben zählt er nichts als böse Thaten, in jenem Leben sieht er nur den strengen Richter, der ihm vergelten wird nach seinen Thaten!"

Unter solchem dauernden Glücke dieser Leute fieng schon das Laub wieder zu fallen an, da kam eines Tages ein Bauer von dem Felde gesprungen, und erzählte, ein Trupp geharnischter Reiter komme eben um die Ecke des Mariensteins herum, gerade auf ihr Dorf zugeritten. Erwartungsvoll und nicht ohne bange Ahnung sahen alle Einwohner dem Ausgange dieser sonderbaren Erscheinung entgegen, da kam schon ein prächtig geschmückter Reiter ins Dörfchen, und that allen Einwohnern kund: sein Herr hätte mit sämtlichen Einwohnern ein freundliches Wörtchen zu sprechen, er ersuchte sie daher alle, sich auf dem bekannten Martinsplatze vor ihren Häusern zu versammeln. Noch ehe

man ihm antworten konnte, war er schon wieder zum Dorfe hinaus. Die Leute, mißtrauisch gemacht durch die vielen und harten Schläge des Schicksals, versahen sich von diesem Besuche nicht viel Gutes. Sie brachten in größter Eile ihr Beßtes in Sicherheit, und giengen nicht ohne Herzklopfen nach dem bestimmten Platze. Mittlerweile waren auch die Ritter näher gekommen, und ihre spiegelblanken mit Gold und Silber geschmückten Harnische gaben ihnen ein majestätisches Ansehen. Schüchtern standen die Leute herum, da stieg der mittlere dieser prächtigen Ritter vom schnaubenden Rappen, nahm den mit einem hohen Federbusche gezierten Helm vom Haupte, der sein Gesicht bisher verborgen hatte, und man denke sich das freudige Staunen dieser guten Leute, als sie in den Zügen dieses Ritters die ihres geliebten Vaters Martin erkannten! Verblüfft, als trauten sie ihren Augen nicht, standen sie und starrten lange den Greis an; denn sie hielten das Alles für eine geistige Erscheinung. Ehrfurchtsvoll fielen sie auf ihre Kniee nieder, aber der brave Alte riß sie bald aus ihrem Irrthume.

„Fürchtet euch nicht, meine Lieben! sprach er mit einer hohen Milde, die ihm immer eigen war, ich bin noch Mensch, wie damals, als wir noch beysammen waren, nur in einem andern Kleide. Ich bin nur gekommen, um euch noch einmal zu sehen, ehe ich sterbe, und mich zu freuen, wenn ihr glücklich seyd. Die Hand des Höchsten, die über meinem Schicksale waltete, führte mich so wunderbar in eure Mitte, und nahm mich auf so sonderbaren Wegen wieder von euch, daß euch manche meiner Handlungen noch als Räthsel erscheinen werden. Und diese euch lösen, und euch, ihr

Guten, für die Zukunft beruhigen, will ich jetzt. Aber wo sind denn eure Kleinen?"

Man lief sogleich nach den Kindern, die alle neugierig hinter ihren Häusern und Zäunen lauschten. O was war das für ein Freuen, als sie hörten, der liebe Vater von den Bergen sey nun wieder da. Alles rannte nun nach dem Platze. Aber der laute Jubel der Kinder verstummte plötzlich, als sie anstatt ihres lieben Alten einen stattlich gerüsteten, glänzenden Mann erblickten, an welchem dem ehemaligen Vater wohl gar nichts glich, als das Haupt. Scheu flohen sie zurück, aber der biedere Alte rief sie freundlich wieder zurück, redete liebevoll zu ihnen, und sprach: Kennt ihr mich denn nicht mehr, lieben Kinder! habt ihr mich denn nicht mehr lieb? Endlich aber fiengen die Kleinen wieder an, etwas zutraulicher zu werden, und schlossen einen engern Kreis um den Alten, der trotz seines eisernen Kleides noch immer der alte Freundliche geblieben war. Auch bey den Aeltern kehrte bald die alte Herzlichkeit zurück, und dem Alten wurde so wohl in diesem kleinen Kreise, daß er sich wehmüthig der vergangenen Tage erinnerte, und beklommen ausrief: O! als ich noch unter euch war, da war ich doch viel glücklicher als jetzt!

Ihr könnt euch davon nicht überzeugen? aber es ist dem doch so. Wie oft habt ihr nicht schon manchen großen, mächtigen und reichen Mann beneidet, und euch an seine Stelle gewunschen. Aber glaubt es mir, Geld und Gut machen den Menschen nicht glücklich, und in manchem Palaste wohnen Haß und Zwietracht, Unzufriedenheit, Neid und Leiden, die der in niederer Hütte gar nicht einmal ahnt. Täuschet euch nicht da-

mit, wenn ihr sprecht: o wenn ich Geld hätte, wie wollte ich Arme unterstützen und von meinen Reichthümern den edelsten Gebrauch machen, denn das ist oft nur die Sprache eurer Selbstliebe, und würdet ihr reich, ihr würdet dennoch nicht zufrieden seyn und eure Wohlthätigkeit beschränken, immer mehr und mehr begehren, oder im entgegengesetzten Falle durch eure Verschwendung euch und andere unglücklich machen. O nichts ist schwächer und unbeständiger, als der Mensch in seinen Vorsätzen, davon gab uns Jesus die schönste Lehre. Petrus! sprach er zu seinem Freunde, der kurz zuvor geschworen hatte, seinem Meister bis in den Tod zu folgen, Petrus! ehe der Hahn zweimal krähet, wirst du mich dreimal verläugnen! Petrus glaubte *das nicht*, bis der sanfte, wehmüthige Blick seines Meisters im Zurückgehen seine Seele wie ein Dolch durchdrang. Glanz und Reichthum wünschen sich die Meisten blos, um frey von allen Plagen gemächlicher leben zu können. Allein dazu ist der Mensch ja nicht auf der Welt, dazu braucht er keinen unsterblichen Geist, denn essen, trinken, schlafen kann ja auch das Thier. Der Zweck des Menschen ist höherer Art, er soll alle Kräfte aufbiethen, auf seiner kurzen Reise den Schöpfer und seine Werke immer mehr zu erkennen, Ihn immer mehr zu lieben, und so immer heiliger und weiser zu werden. Er soll alle Kräfte aufbiethen, sein Herz zu bessern und gemeinschaftlich zu diesem Zwecke mit allen Menschen zu arbeiten. Nur ein reines, tugendhaftes Herz kann euch wahrhaft glücklich machen, ein frohes traulich es Leben im Kreise guter Menschen eure Ruhe und euer Wohl wahrhaft begründen.

Aber wie habt ihr denn in dieser langen Zeit gelebt? seyd ich frömmer und besser und braver geworden? habt ihr meiner auch gedacht? fuhr er nach einer Pause fort, indem er sich zu den Kindern wandte.

Enger drängten sich alle um den lieben Alten, und riefen einmüthig: O lieber Vater, wir haben alle Tage den lieben Gott in deinem Kirchlein gebethen, daß Er dir es recht wohl gehen lassen, und dich uns doch recht bald wieder schenken wolle. Wir freuen uns recht sehr, daß du wieder bey uns bist! nicht wahr, du gehst jetzt nicht mehr von uns? Auch die Aeltern kamen nun und suchten ihrem Wohlthäter ihre Dankbarkeit auf alle mögliche Art auszudrücken, und ihn zu bewegen, daß er wieder in ihrer Mitte bliebe.

Beruhigt euch, meine Lieben, entgegnete der Alte. Höret jetzt zuerst die merkwürdigeren Umstände meines Lebens, und dann werdet ihr sehen, was mir zu thun obliegt. Und auch euch, meine theuern Gefährten, (indem er sich zu den Rittern wandte) wird so manches deutlicher werden, worüber bis jetzt noch tiefes Dunkel schwebt. Die Zeit ist gekommen, in der sich alles Dunkel hebt, und die Wahrheit wieder in ihrer ursprünglichen Reinheit an's Licht treten darf. Wunderbar und rauh sind die Wege, auf denen mich der Ewige durch dieß Leben führte, aber meine Hoffnung auf seine Liebe war felsenfest, und mein Vertrauen unerschütterlich, und die Folge hatte mir es unzähligemal bewiesen, daß seine Vaterliebe mich schützend begleitete, und mich nie untergehen ließ in Noth und Gefahren. Laßt mich also noch einmal mit euch in mein vergangenes Leben zurückgehen, und uns da Trost und Belehrung für die kommende Tage sammeln.

5.
Eine gute Erziehung ist das beßte Geschenk des Himmels.

Freudig schloß des Abends die ganze Versammlung einen Kreis um den Alten, große Stille herrschte ringsum, und aller Augen waren auf den Greis geheftet, der nach einer Pause also anfieng:

„Graf Hugo von Ilmenthal war der reichste und tapferste Ritter des ganzen Gaues, aber er war rauh und wild, und unempfindlich gegen alle sanftern Gefühle der Menschenfreuden. In Gesellschaft seiner eben so rauhen Kampfgenossen hatte er unter Krieg, Jagd und Zechgelagen schon seinen vierzigsten Geburtstag gefeyert, ohne sich in dieser langen Zeit um eine ehrsame Hausfrau zu bewerben. Deß freuten sich seine habgierigen Verwandten im Herzen, und bestärkten ihn wo möglich noch mehr in dem Vorsatze, unverheirathet zu bleiben, da sie, im Fall er ohne Kinder stürbe, die einzigen Erben seines ungeheuren Vermögens waren. Der Graf gab dem Rathe dieser Falschen geneigtes Gehör; bis endlich ein Vorfall ihn ganz anderen Sinnes machte. Sein Verwalter war ihm nämlich mit einer ansehnlichen Summe Geldes davongegangen, und hatte das Hauswesen in der größten Unordnung zurückgelassen. Das wurmte ihn gewaltig, und als ihm vollends noch der Burgkaplan, ein edler, liebenswürdiger Greis, der mit blutendem Herzen die Verwirrungen unseres Hauses sah, die Nothwendigkeit vorstellte, seinem Hause eine treue, sorgende Mutter, und so demselben durch sie Friede und Glück wieder zu geben: da stand sein Entschluß fest, sich bäldest um eine Hausfrau umzuse-

hen. Er fand unter den vielen edlen Töchtern seines Gaues bald ein Fräulein, das nach seinem Sinne war, und warb bey den Aeltern derselben um die Hand ihrer Tochter. Dem mächtigen Grafen von Ilmenthal standen ohnedem die angesehensten Familien offen, und die Vermählung wurde mit fürstlicher Pracht vollzogen.

Bertha von Waldenfels (so hieß seine Gattin,) war die frömmste und blühendste Jungfrau des ganzen Bezirkes. Sie war erst neunzehn Jahre alt, und rein und unschuldsvoll, wie ein Engel. Sie trug mit Geduld die Launen ihres mürrischen Eheherrn, der auch wirklich einen großen Theil seiner Wildheit ablegte, und sie bald herzlich zu lieben anfieng. Nach Verlauf eines Jahres wurde ihm ein Söhnlein geboren, und nun war die Freude des alten Ilmenthal ohne Grenzen. Er bath alle Ritter des ganzen Gaues zur Tauffeyerlichkeit, und nannte sein Söhnlein Adalbert. Das ist die Geschichte meiner Geburt, denn dieses Söhnchen war niemand anderer, als ich selbst. Die einzige Freude meines Vaters war nun ich und meine Mutter. Er sprang abwechselnd bald von seiner Frau zu seinem Kinde, bald von diesem zu jener. In ungetrübter Ruhe verflossen nun die Jahre wie Minuten meinen Aeltern, und ihr ganzes Wünschen und Hoffen war nur auf mich gerichtet.

Aber die Verwandten meines Vaters sahen nun mit einemmale alle ihre mühsam errichteten Plane zertrümmert, und ihr ganzer Haß traf nun mich und unsern alten Burgkaplan. Sie hatten uns beiden unversöhnliche Rache geschworen, und sannen nur auf Mittel und Gelegenheit, sie ungehindert an uns üben zu

können. Allein der kluge Alte durchschaute ihre tückischen Herzen, und wachte nur mit verdoppelter Aufmerksamkeit über mein Wohl, lehrte mich den lieben Gott kennen, und gab mir Unterricht im Lesen und Schreiben. Mein Vater theilte seine Stunden in die Jagd und den Unterricht, den er mir in allen ritterlichen Uebungen gab, und war seelenvergnügt, wenn ich mich mit meinem hölzernen Säbel mit meinen Kameraden wacker herumbalgte, und dann meistentheils den Sieg errang. So hatte ich schon den sechszehnten Sommer erlebt, und entsprach den Erwartungen meiner Aeltern über die Maßen, denn ich war feurig und kühn und gut und fromm troz allen Bemühungen meiner Todfeinde, die ihr Wesen im Verborgenen *trieben*, und jeden Keim des Guten in meinem Herzen zu ersticken suchten. Nur ein Stolz, der alle Niederen verachtet, und mir von meinem Vater eingepflanzt wurde, war ein Flecken meines Herzens, den mein alter Lehrer vergebens zu tilgen strebte, und den Bösewichter unter der Larve des Freundes benüzten, um mich zu verderben. Aber der Allmächtige bewahrte mich väterlich mitten unter dem Laster und machte alle Anschläge der Bosheit zu Schanden.

6.

Das größte Schurkenstück, das je die Erde sah.

Lachend saß eines Tages mein Vater in seinem Lehnstuhle, und entwarf mit seiner lieben Hausfrau, die emsig an der Kunkel spann, die schönsten Bilder einer frohen Zukunft über mich, der ich eben glühend

die Thaten meines Großvaters anhörte, und mit einem: O lieber Vater, du wirst sehen, ich werde auch so brav!! von seinem Schooße sprang, da trat plötzlich der Burgvogt in die Stube, und sprach zu meinem Vater: Edler Herr! der Pater Anselm (so hieß der Burgkaplan) läßt euch seinen Gruß vermelden, er wäre plötzlich unpäßlich geworden, und liesse euch bitten, ein wenig zu ihm hinauf zu kommen, er habe wichtige Dinge mit euch zu sprechen. Mein Vater gieng sogleich zu ihm hinauf. Er lag äusserst entkräftet auf seinem Lager, und begann, sobald er meinen Vater ansichtig wurde, also zu sprechen: Gott grüß euch, edler Herr! ihr seht, ich bin sehr matt, und dürfte wohl nicht mehr lange zu leben haben. Ich habe euch Dinge von Wichtigkeit zu entdecken, die eure, und euers ganzen Hauses Ruhe betreffen. Eine lange und vielfache Beobachtung hat mich überzeugend belehrt, daß es eure Freunde mit euch und euerm Kinde nicht so redlich meynen, als ihr vielleicht glauben möget. Sie warten auf euern Tod, um als einzige Erben euer Vermögen theilen zu können, nach dem ihnen schon lange lüstete. Noch hätte ich euch von meinem Verdachte keine Sylbe erzählt, allein diese meine jetzige, so unvermuthete Krankheit, und Furcht, unvorbereitet vor den ewigen Richter treten zu müssen, ohne euch von diesem Ungewitter noch einen gutgemeinten Wink geben zu können, lösten mir die Zunge. Das heimliche Beyeinanderseyn dieser Menschen, das scheue Auffahren, so bald ihr hinzutretet; ihr unstätes Auge, das den offenen Blick des redlichen Prüfers nicht ertragen kann, macht ihre Handlungen verdächtig; heimlich ab- und zugehende Bothen, und die Schamlosig-

keit, mit der sie euern jungen Knaben, so bald seine Arglosigkeit ihn zu einem eurer Verwandten führt, zum Hochmuthe, zum Ungehorsame und zum Lügen zu verleiten suchen, wie ich oft heimlich beobachtet habe, geben meinen Muthmaßungen Gewißheit. Handelt also klug und vorsichtig, und nehmt eure Maßregeln dagegen, damit die Reue nicht zu spät erfolge.

Mein Vater stand wie aus den Wolken gefallen, er, der bisher auf die Treue seiner Verwandten wie auf einen Felsen gebaut hatte, sollte nun so lange unter Verräthern gewandelt haben, davon konnte sich sein argloses, von aller Bosheit weit entferntes Herz, nicht überzeugen. Er sah also den ehrlichen Greis nur als einen allzusorglichen, wunderlichen Alten an, und verließ mit den ziemlich kalten Worten: „Ich will das Ding näher untersuchen, und ihr werdet sehen, daß ihr zu furchtsam gewesen seyd, und euch gewiß getäuscht habt,“ das Zimmer.

Allein er fieng doch dem Thun seiner vermeinten Freunde immer ernstlicher nachzuspüren an, und bey kaltem Blute ergriff ihn die Sorge um seinen ihm über alles theuern Sohn so mächtig, daß er wild und mürrisch tagelang im dunkeln Forste herum zog, und selbst seinem guten Weibe nur mehr zum Räthsel wurde. Er sah nun bald ein, daß die Aeusserungen des Alten doch nicht so geradezu aus der Luft gegriffen seyen, und nun war sein Mißtrauen gegen Jedermann ohne Grenzen.

Eben feyerte die jüngere Schwester seiner Hausfrau ihr Vermählungsfest mit einem angesehenen Ritter, und auch meine Aeltern wurden dringend dazu geladen. Mein Vater gieng sehr ungern, und als er

endlich doch nachgeben mußte, nahm er mich zu sich aufs Pferd, um mich so gegen jeden Unfall zu bewahren, und mir schützend immer zur Seite zu stehen. Ach! das war der Unglückstag, den die Bosheit zur Ausführung eines Bubenstückes erwählte, das selbst der Satan nicht höllischer hätte erfinden können. Wir waren schon eine ziemliche Strecke von unserer Burg entfernt, und hatten eben eine einsame Herberge hinter uns gelassen, als das Pferd meines Vaters plötzlich alle Zügel zerriß, sich wüthend bäumte, und gleich dem Blitze mit uns beiden durch Dickicht und Gebüsche schoß, daß mein Vater Löwenkraft brauchen mußte, um sich im Sattel zu erhalten. Vom Pferde zu kommen, war nicht möglich, denn es wurde immer wüthender und suchte sich seiner sonst so sehr gewohnten Bürde aller Orten zu entledigen. Ich klammerte mich fest an meinen Vater, der sich dem Schutze des Herrn empfahl, als ein Baumast ihn so heftig an den Kopf stieß, daß Besinnung und Athem von ihm wichen. Das Gefolge meiner Aeltern suchte meinen Vater zwar zu ereilen, allein durch das Dickicht dem wüthenden Rosse nachzukommen, war ganz unmöglich, und in einem Nu waren wir aus ihren Augen verschwunden.

Betäubt von diesem schmerzlichen Schlage verlor mein Vater das Gleichgewicht, blieb im Bügel hangen, und wurde sinnlos von dem Rosse über Stock und Stein geschleift, bis es todt nieder stürzte. In diesem Zustande fanden ihn des andern Tages einige Köhler; anfangs hielten sie ihn für todt, als sie aber doch noch Leben in ihm zu sehen glaubten, nahmen sie ihn nach ihren Hütten, und pflegten seiner dort so gut sie es vermochten. Er fieng zwar wieder zu athmen an, al=

lein ein heftiges Wundfieber raubte ihm die Besinnung. Sobald er sich nur einigermassen wieder seiner bewußt war, war seine erste Frage nur nach seinem Kinde. Natürlich wußten ihm die andern nichts darauf zu antworten; dann liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen; er faltete die Hände, und jammerte: o mein Kind, o mein armes Kind! und sank dann ohnmächtig auf sein Lager zurück. Endlich war es doch den Leuten, die ihn pflegten, gelungen, seinen Namen auszuforschen. Einer von ihnen machte sich auf den Weg nach seiner Burg, um das Schicksal ihres Herrn zu verkünden. Dort fand sich leider auch alles in der größten Unordnung. Meine Mutter war bey der Schreckensnachricht von dem Unglücke ihres Mannes ohnmächtig geworden. Und ach! als die ausgesandten Bothen mit der Nachricht zurückkehrten, es sey von ihrem Eheherrn und von ihrem Kinde in der ganzen Gegend keine Spur vorhanden, da sank die Aermste, überwältigt von den vielen Leiden, abermals nieder. Sie erholte sich zwar bald, aber ihr Verstand war zerrüttet. In gänzlicher Geistesverwirrung durchweinte sie einige Tage die Burg, und verschwand dann plötzlich, ohne daß man erfuhr, wohin sie eigentlich gekommen wäre. Die Getreuen meines Vaters weinten, seiner Schwester Sohn, Ritter **Ulrich** von **Bendleben**, hatte die Herrschaft einstweilen übernommen, drückte alle mächtig, am meisten aber den alten Burgkaplan, und erwarb sich so in den ersten Tagen seiner Herrschaft den Haß und den Unwillen aller seiner Unterthanen. So standen die Dinge auf **Ilmenthal**, als der Bothe dort die Nachricht von dem Leben ihres Herrn brachte.

brachte. Man denke sich das Freuen der ganzen Burg bey dieser Nachricht. Man both alle Kräfte auf, den kranken Burgherrn so sanft als möglich nach seiner Burg zu bringen, die eine ganze Tagreise von seinem jetzigen Aufenthalte entfernt lag. Aber trotz aller angewandten Mühe genaß er doch nur langsam, denn die Nachricht von dem Unglücke seiner Hausfrau und seines Kindes brachte ihn dem Tod aufs Neue nah. Doch sein starker Körper siegte über die Krankheit, und er genaß wieder vollkommen. Nur eine düstere Schwermuth wich nun nicht mehr von ihm, und machte ihn mürrisch und menschenscheu.

Es war eine stürmische, finstere Wetternacht, der Sturmwind pfiff schneidend durch die stillen Hallen, und die verrosteten Wetterfahnen auf den Thürmen knarrten so schaurig darein, als zankten sie mit dem Sturme, da trieb es den Hausherrn hinaus in den freyen Burgraum, und dem, dem sonst nur wohl war im Kreise seiner tapfern Zecher bey vollen Weinkrügen, dem war in dieser schauerlichen Nacht so leicht und wohl um's Herz. Versunken in trübem Hinbrüten, hatte er sich unvermerkt in einen der entferntesten Winkel des Burghofes verloren, als er an einem Seitenpförtchen ein leises Klopfen zu hören glaubte. Er meinte sich anfangs getäuscht zu haben, und schlich näher hinzu; da klopfte es abermals ganz vernehmlich, und eine leise Stimme von außen rief: Ritter Ulrich! seyd ihr's?

Da wurde es dem Burgherrn ganz wunderlich zu Muthe. Unwillkührlich schob er den verrosteten Riegel vom Thürchen, und fragte: was willst du? Die Stim-

me von aussen antwortete: Einen Gruß von euerm Vetter, dem Ludlof. Er schickt euch hier einen Brief; habt ihr ihm etwas darauf zu antworten, so trefft ihr mich Morgen zu dieser Stunde wieder hier. Gut, murmelte der Ritter hinter den Zähnen, nahm den Brief, der ihm durch das Pförtchen gereicht wurde, und schob den Riegel wieder vor.

Nicht ohne Herzklopfen dachte er an das Schreiben, ihm graute es vor dessen Eröffnung. Er beschloß damit bis Morgen zu warten, aber ein gewisser innerer Trieb drängte ihn immer mehr und mehr, bis er endlich Licht machte, und mit seinem Schreiben zum Kämmerlein des Burgkaplans hinauf stieg, ihn aus dem Schlafe pochte, und sich dann den Inhalt von ihm erklären ließ.

Ach! dieser war so schrecklich, daß dem ehrwürdigen Priester die Thränen in die Augen traten, und der Burgherr vor Wuth krampfhaft zuckend auf einen Stuhl zurücksank.

Der schreckliche Inhalt des Schreibens lautete also:

„Freuet euch, Ritter! alles geht gut von Statten, und am Ende sind wir doch noch Sieger auf dem Platze. Ihr werdet wohl wissen wollen, wie mir dieses Meisterstückchen gelang? o hört nur, auf die leichteste Weise von der Welt. Der wackerste meiner Buben, Eppo, praktizirte dem Rosse des alten Ilmenthal, der immer seinen Buben vor sich sitzen hatte, ein Stücklein glimmenden Zunders, in ein Baumblatt gewickelt, in die Ohren, und machte die Zügel etwas schadhaft. Kaum empfand der Koller die höllische Glut, als er wüthend die Zügel zerriß, und mit Windesschnelle

waldeinwärts durch Gebüsch und Dornen rannte, wo er vermuthlich seine Reiter abstreifte, die da der allgemeinen Auferstehung entgegen schlafen, denn in einem Umkreise von sechs Meilen war keine Spur von ihnen zu finden. Der junge Graf ist gewiß eine Beute der wilden Thiere geworden, und sollte der Alte auch gerettet werden, so hat ihn der tüchtige Ritt so sehr zusammengearbeitet, daß er den kommenden Sommer nicht erleben wird. Sein Weib muß dann in's Kloster, und wir sind so bald Herren des lang ersehnten Mammons des Alten. Hütet euch aber ja vor dem alten Burgkaplan, der, wie ihr mir schreibt, schon lange etwas gemerkt, und euern Alten so mißtrauisch gemacht hatte gegen alles, was ihn umgab. Schreibt mir doch bald, wie ich mich ferner zu verhalten habe, und beschließt das Ende gut."

Das war zu viel für den alten Burgherrn. Wüthend sprang er vom Stuhle auf, riß den Brief aus den Händen des Geistlichen, und sprang mit dem Ausrufe: O ihr menschlichen Teufel! wartet, ich will euch die Sache enden, daß ihr rasend werden möchtet, will euch zeigen, daß noch Kraft und Muth genug in den Adern des alten Hugo rinnt, um ein Dutzend solcher Buben zu erwürgen, — die Treppe hinab, nach seinem Schwerte, und stürzte damit gerade nach der Thüre des Ritters Ulrich, die aber leider verschlossen war. Mit der Kraft eines Jünglings sprengte der Graf die Thüre, aber das Nest war leer. Der treulose Bube war eben auf dem Wege nach dem Pförtchen, als er die Riegel knarren hörte, und einen Mann mit einem Papier in der Hand auf sich zukommen sah. Erschro-

cken trat er in eine Halle zurück, und bemerkte mit Entsetzen, daß das Schreiben, von dem nur er allein wissen sollte und durfte, in die Hände des Burgherrn gerathen sey. Er ahnte den Inhalt des Briefes und die Folgen desselben, und fand es am gerathensten sich noch diesen Abend aus dem Staube zu machen. Er packte das, was er in der Eile erwischen konnte, zusammen, und wollte eben zum Pförtchen, da begegnete ihm der Burgvogt mit einer Laterne, der durch das Knarren des Pförtchens aufmerksam geworden war.

„Aber um's Himmelswillen, wo wollt ihr denn noch so spät hin, edler Herr Ritter!“

„Ich habe Eile! zum Klausner dort unten im Wald, er versteht die Heilkunst trefflich; euer Herr phantasirt.“

„Um Gotteswillen, und davon sagt ihr uns kein Wort. Steht es gefährlich mit ihm?“

„'S kann seyn.“

Und mit diesen Worten war er zum Thürchen hinaus.

Hm — brummte der Burgvogt, und das sagt er so gleichgültig? Der lacht und schmaust, wenn der Burgherr krank ist, und wir alle trauern, und hängt den Kopf, und sieht keinem ehrlichen Manne gerade in's Gesicht, wenn der Burgherr wohl ist und wir uns alle freuen. In einer solchen Stimmung kam er eben zu seinem Herrn, den er wüthend in der geöffneten Kammer fand, und ihn nun in der That für Wahnsinnig hielt. Tröstend sprach er zu ihm: beruhigt euch doch, edler Herr! der Ritter ist so eben fort, und holt euch einen Arzt, der euch wieder gesund machen wird.

Also ist der Schurke doch entkommen! Auf! auf! gesattelt! ihm nach, und soll es bis an's Ende der Welt! schrie der Alte, daß die ganze Burg wiederhallte. Alles fuhr erschrocken aus dem Schlafe und griff zu den Schwertern, aber niemand wußte, wo es eigentlich damit hinaus wolle, bis ihnen der alte Priester, der sorgenvoll seinem Herrn nachgeeilt war, den Zusammenhang der Dinge erklärte.

In ein Paar Minuten war alles schlagfertig, und nun gieng's in's Freye hinaus. Die ganze Gegend wurde umzingelt, jedes Gebüsch durchsucht, und schon röthete die Sonne mit ihren ersten Strahlen den Himmel, und sie hatten den Bösewicht noch nicht gefunden.

Aber das Maaß seiner Schandthaten war voll, und die Rache ereilte ihn da, wo er es am wenigsten vermuthete.

Eben ritt der alte Graf von Ilmenthal um die Ecke einer Felsenwand, als ein nahe scheinendes Wimmern sie seitab lockte. Sie giengen dem Schalle nach und fanden, — man denke sich ihr Staunen, — den Ritter Ulrich, den sie die ganze Nacht gesucht hatten, am Fuße des Felsens liegen, von dem er ohne Zweifel herabgestürzt war.

Wüthend setzte ihm der alte Hugo das Schwert auf die Brust, und schrie: Ha! Satan! nun bist du in meiner Gewalt! Sag' an, wo ist mein Weib, wo mein Kind! oder ich schicke dich in diesem Augenblicke zur Hölle.

„Ach, erbarmet euch meiner, winselte der Schändliche, das weiß ich eben so wenig, als ihr. Aber habt Mitleiden mit mir, und helfet mir, ich büße schrecklich.“

Hast du Erbarmen gefühlt, als du den teuflischen Entschluß faßtest, mich, mein gutes Weib, mein armes Kind zu morden, um des elenden Geldes willen. Was hatte ich dir gethan, daß du die Ruhe und das Glück meines Lebens zernichtetest? Aber ich will dich nicht richten nach Recht und Verdienst, sondern überlasse dich deinem Schicksale. Und damit setzte er sich zu Gaule, und sprengte mit seinen Gefährten auf Ilmenthal zu. Als sich aber die erste Wuth wieder etwas gelegt hatte, fieng sein Biedersinn sich in voller Macht zu zeigen an. Reitet zurück, und bringt den kranken Ritter auf meine Burg! um ihn dort zu warten und zu pflegen. Aber mit euerm Kopfe haftet ihr mir dafür, daß ihm kein Leid geschieht! Und wirklich fieng er sich auch durch die sorgsame Pflege, die ihm sein Wohlthäter, den er mehr als dreimal gemordet hatte, erwies, wieder nach und nach zu erholen an. Aber die Wangen des Burgherrn fiengen zu bleichen an, und das Feuer seiner Augen war erloschen. Die Wunden, die er vorzüglich erhalten hatte, als er vom Rosse geschleppt wurde, bluteten wieder neuerdings, und bleich und abgemagert wankte er dem Grabe entgegen, ihm war jede Freude dieser Erde verblüht.

Es war Mitternacht, und der schon wieder völlig genesene Ritter Ulrich wälzte sich schlaflos auf seinem Lager. Da knarrten die Angeln seiner Thüre, und eine lange, hagere Gestalt, die unter dem Arme mühsam einen Sack zu tragen schien, trat herein. Langsam schritt sie auf ihn zu, und die tief liegenden Augen funkelten wie glühende Kohlen. Schauder ergriff den Ritter bei diesem Anblick, aber man denke sich sein Entsetzen, als der Ritter in dieser abgezehrten Gestalt

seinen Wohlthäter erkannte. Zitternd stammelte er: was willst du? denn sein böses Gewissen, das in ihm wie eine Hölle tobte, ließ ihm in dieser Schreckensgestalt nur den Rächer seiner Schandthaten, den Geist seines Wohlthäters sehen. Doch die Gestalt antwortete grimmig: Fürchte nichts, ich bin kein Geist! doch nur ein schwacher Faden ist's, der mich noch an dieser Erde hält; bald wird der Ruf erschallen, der mich vor den ewigen Richter fordert. Und er ist mir willkommen, dieser Ruf; alle Freuden meines Lebens hast du mir zerstört, und den tödtenden Dolch mir neunfach in das Herz gedrückt. Doch ich will den Groll in jene friedlichen Regionen nicht hinübertragen, will dich retten aus dem endlosen Verderben, in das du dich gestürzt hast, und dir Mittel an die Hand geben, die dich vor künftigen Lasterthaten bewahren sollen. Nimm hier einen beträchtlichen Theil meines Vermögens, die Ursache, um derentwillen du so grausam grenzenlosen Jammer über mich brachtest; er wird gewiß hinreichend seyn, dich anständig zu ernähren, aber flieh aus diesen Gegenden in ferne Länder, der Pfad in's Freye steht dir offen, und werde besser; sonst folgt dir die Strafe auf dem Fuße nach, und sie ereilt dich, ehe du es vermuthest. Und mit diesen Worten warf er den Geldsack auf die Erde hin, daß der ganze Kerker erzitterte, und wankte mühsam aus der Thüre. Der Bösewicht, gerührt von der unerschütterlichen Redlichkeit dieses Edlen, wollte ihm danken, aber jedes Glied versagte ihm den Dienst. Mühsam sammelte er sich, nahm den vollgefüllten Geldsack auf, und schlich sich scheu in den Burghof. Stumm und schüchtern überreichte ihm ein Knecht sein Roß und sein Schwert, und floh dann

eilig, wie vor einem Pestkranken in die Burg zurück; selbst die Hunde, die so lang ängstlich winselten, bis der Bösewicht die Burg hinter sich hatte, schienen den Schurken zu verabscheuen, der bisher mit ihnen unter einem Dache gelebt hatte.

Der irrende Ritter beschloß nun, seinen Mitgehilfen aufzusuchen, und sich bey ihm verborgen zu halten, denn in fremde Länder zu reisen, dazu hatte er keine Lust. Aber sein Lastergefährte war gleich bey der ersten Nachricht vom Mißlingen ihrer Absichten entflohen, und bis jetzt war keine Spur von ihm zu finden. Doch der verworfene Ulrich, viel zu sehr Bösewicht, als daß er einer Besserung fähig gewesen wäre, beschloß nun in der Nähe der Burg Ilmenthal den Tod des alten Grafen zu erwarten, um dann seine Ansprüche auf die Erbschaft mit dem Schwerte geltend zu machen. Er übernahm daher die Veste des entflohenen Ludlof, und machte sich seine Leute durch ansehnliche Bestechungen ergeben.

Einst war er eben als Pilger verkleidet auf dem Wege nach Ilmenthal, um in dortiger Gegend sichere Auskunft über die Lage der Dinge zu holen; da gesellte sich ein Bettler zu ihm, der ihn auf folgende Weise anredete:

„Gott grüß euch, lieber Bruder! ihr geht gewiß nach Ilmenthal, um da zu erfahren, was der alte Herr macht? O da kann ich euch erfreuliche Dinge melden! — Er naht mit Riesenschritten seinem Ende, und dürfte den kommenden Morgen kaum erleben. Ihr staunt? Aber freut euch doch, ihr seyd ja dann alleiniger Besitzer des ganzen Vermögens. Da stürzte Ritter Ulrich auf den Bettler los, aber der wich durch

einen geschickten Seitensprung aus, warf das falsche Haar von sich, wischte die braune Farbe aus dem Gesichte, und sieh da, der lange todt geglaubte Ludlof stand vor ihm.

Mächtig erschrack darüber Ulrich. Er, der sich schon im Geiste als alleiniger Besitzer eines ungeheuren Vermögens, und der ansehnlichen Burg seines Vetters sah, er sollte nun alle diese so lange erwünschten Herrlichkeiten wieder mit einem andern theilen? das waren Gedanken, die sich in seiner Seele durchkreuzten, doch faßte er sich schnell, heuchelte Freude, und gieng mit seinem Helfershelfer wieder zurück, um ihm sein Gut zu überantworten, das er, wie er sagte, nur einstweilen verwaltet hatte, aber in seinem Herzen brütete Haß, und ein neuer Mordplan gedieh zur Reife.

Ihr Weg führte sie durch einen viele Stunden langen Wald, dessen ehrwürdige Bäume seit Jahrhunderten keine Axt berührt hatte. Brüderlich umschlungen wölbten ihre Zweige ein schützendes Dach über dem müden Wanderer, und Vögel aller Art belebten die Gegend, und sangen ihm munter die herrlichsten Lieder, da blieb der verruchte Ulrich ein wenig zurück, riß plötzlich den arglosen Ludlof zu Boden, und schwang den Dolch auf seine Brust. Aber weit prallte er zurück, denn Ludlof trug unter seinem Wammse ein stählernes Brustkleid. Wüthend riß dieser den von seiner Krankheit noch sehr entkräfteten Ulrich zu sich nieder, rang ihm den Dolch aus den Händen, stieß ihm denselben bis an's Heft in die Brust, und entfloh. Schäumend quoll das Blut aus der Wunde; der Stich hatte die Lunge getroffen, und war tödtlich.

Von allen Menschen verlassen sah sich der Bösewicht Ulrich dem Tode nahe, und nun schwand der Schleyer, der ihn bisher an's Irdische festhielt, mit einemmale. Am Rande der Grube, wo alle Leidenschaften schweigen, sah er die Wahrheit in ihrem höchsten Glanze, sah einer schrecklichen Ewigkeit entgegen, in die er mit jedem Augenblicke mit dem Fluche der Menschheit beladen, treten mußte, und Verzweiflung wüthete in seinem Herzen. Zuckend wälzte er sich in seinem Blute, und starb.

Laßt uns, lieben Kinder! die Fügungen des himmlischen Vaters anbethen, der den Bösewicht so schrecklich strafte, ihn da den Tod finden ließ, wo er ihn einem andern bereitet hatte. Aber laßt uns auch den Vater bitten, daß Er uns Kraft verleihe, gut und heilig zu leben, daß wir, vom Segen der Menschheit begleitet, froh und unerschrocken dem Lohne einer andern Welt entgegen sehen können, unser Ende nicht so schrecklich seyn möge, wie das des Ritters Ulrich.

Aber wahr gesprochen hatte der entflohene Ludlof; mit dem alten Grafen von Ilmenthal gieng es täglich schlechter, so, daß er am Ende das Lager nicht mehr verlassen konnte.

An einem herrlichen Sommerabend ließ sich der alte Graf ans offene Fenster tragen, und die laue, sanfte Abendluft erquickte ihn sichtbarlich. O wie danke ich dem guten, guten Vater da oben für die Wohlthaten, die Er mir auch in meiner Todesstunde noch gewährt! Mir ist so wohl, o ruft mir doch noch alle die Guten herauf, die mir im Leben treu geblieben, damit ich ihnen noch ein Lebewohl sage! so sprach der alte Graf in den Armen des ehrwürdigen Priesters, dem

Thränen über die Wangen liefen, und sein Befehl wurde vollzogen. Auf den Zehen geschlichen kamen die Burgleute, aber Thränen hemmten ihre Sprache, als sie ihren lieben Herrn dem Tode so nahe erblickten, sein bleiches, abgezehrtes Gesicht ihnen freundlich entgegen lächelte.

„Und so lebt denn wohl, Geliebte, erinnert euch meiner noch oft, und bethet für mich. Wenn ich euch in frühern Jahren durch meinen rauhen Sinn so manches böse Beyspiel gab, euch manche trübe Stunde schuf, o so vergebt einem Sterbenden Fehler, die er so sehr bereut, so gerne wieder gut machen wollte, wenn es möglich wäre. Herzlich danke ich euch für die Liebe und Treue, mit der ihr mich durch dieß Leben geleitet habt. Ich habe mein irdisches Haus bestellt, und eurer gedacht, und bin nun bereitet, auch dem Rufe zu folgen, der mich vor den ewigen Richter fordert. Aber weinet nicht, ihr Guten! wir werden uns alle gewiß dort wieder finden, wo keine Thräne fließt, wo Glück und Friede unvergänglich wohnen," — so sprach er, und reichte jedem seine Hand.

Schluchzend nahmen alle Abschied von ihrem heißgeliebten Herrn, den das viele Reden sehr erschöpft hatte. Er wünschte in's Bett gebracht zu werden, wo ihn auch sogleich ein sanfter Schlummer überfiel. So war es bis zu Mitte der Nacht, da schien dem sorglichen Priester der Schlaf zu lange zu währen, er ergriff sanft die Hand des Grafen, — ach! der Edle war nicht mehr. Wehklagen erscholl durch die ganze Burg, unter allen Unterthanen, und aufrichtige Thränen des Schmerzens flossen auf seine Leiche.

O wie schön ist es doch, so zu sterben, wie lohnend, wenn gute Menschen uns beweinen und unsere Asche segnen! —

Arm und hilflos erblickt ihr das Licht der lieben Sonne, wißt noch nicht, daß ihr lebt; seyd zu schwach auch nur zu fliehen vor Gefahren, die euch drohen, zu unmächtig, eure Nahrung zu finden. Wenn die gute Mutter nach zahllosen durchwachten Nächten, nach tausendfachem Kummer euch zu einem menschlichen Wesen herangebildet hat, dann stürmen Lockungen des Irdischen von allen Seiten auf euch ein, und versprechen euch Vergnügen. Ihr bemüht euch, ihnen zu folgen, Wohlseyn und Freude zu ärnten, aber sie führen euch trüglich zur Erde zurück, woher ihr eben gekommen seyd, in's Verderben. Und ihr wäret verloren, schrecklich das Ende eures thierischen Lebens. Aber ein freundlicher Engel von oben ist euch beygegeben, der eure Blicke da hinauf, zum Himmel lenkt, euch liebend lehrt: ihr seyd zu etwas Höherem bestimmt, als das niedere Thier. Aber dann müßt ihr euch losreissen von Trieben nach dem Sinnlichen, nach der Erde, ihm willig folgen, der euch den steilen Weg zur Tugend führt. Er lobt euch, wenn ihr muthig seiner Leitung folgt, gut und heilig lebt, er warnt und tadelt euch, wenn ihr wieder abwärts steigt, böse thut. Hörbar ist euch allen seine Stimme, aber wehe dem, der sie nicht mehr hören will, sie im Taumel irdischer Freuden übertäubt. Am Grabe, wo wir die Erde mit allen ihren Freuden verlassen müssen, herausgerissen werden aus ihrer Mitte, da werden wir die Stimme dieses Engels wieder hören, aber wehe dem, der sie da erst hört; sie wird ihm schrecklich seyn. Er ist zum hohen Ziele, zur Tu-

gend, nicht empor gestiegen, er ist herabgesunken tief unter das Thier, in's Laster, in's Verderben. Vernichtung wäre Wohlthat für ihn, aber sein Geist wird ewig leben, doch jenseits des Grabes, im Reiche der Wahrheit und des Lichtes, kann er sich dem ewig Reinen nicht nahen, sein Leben kann nur die Folge seines irdischen seyn, er erhält darnach den Lohn!

Dieser Engel, meine Lieben! ist das Gewissen. Dieser innere Richter zeigt euch deutlich, was gut oder böse ist, trauet seiner Leitung und flieht das Böse. Wachet über euer Herz! ach, wie mancher Gute stand so fest, die Stunde der Versuchung schlug, und er wich von dem Pfade der Tugend.

7.

Nach Regen folgt Sonnenschein, auf Stürme heitere Ruhe.

Ihr werdet euch noch zu erinnern wissen, fuhr der Alte in seiner Erzählung fort, daß mich mein Vater in jenen unglückseligen Tagen, die endlosen Jammer über meine Familie brachten, im Gehölze verlor, als der Stoß eines Baumastes ihm die Besinnung raubte. Ich wurde mit ihm vom Pferde gerissen, und lange fortgeschleppt, da mein Vater, obwohl betäubt, seinen Arm so fest um mich geschlungen hatte, daß es unmöglich war, anfangs zu entkommen, bis, von den vielen Wunden entkräftet, endlich sein Arm erlahmte, und ich elend zerstoßen und zerkrazt zwischen einem Gesträuche hängen blieb. Als ich meiner Sinne wieder mächtig war, mich in einem so ungeheuren Walde elend und verlassen sah, da gieng es mir gewaltig zu Her-

zen, und ich fieng bitterlich zu weinen an. Da ich aber sah, daß mich das nicht von der Stelle brachte, entschloß ich mich endlich, weiter zu gehen und irrte so bis zum Einbruche der Nacht im Walde umher, ohne eine lebende Seele getroffen zu haben. Schrecklich war mein Zustand! Entkräftet, hungrig, ohne Obdach mußte ich fürchten eine Beute der Wölfe und Bären zu werden, die es in diesen Wäldern so häufig giebt, oder doch vom Hunger aufgerieben zu werden, dessen Andrang ich schon jetzt so schmerzlich fühlte. O wie wünschte ich wieder heim in's Vaterhaus! wie viele Wohlthaten genoß ich da, die ich gar nie für solche erkannte! wie hilflos war ich jetzt, da kein lieber Vater, keine gute Mutter um mich waren, die für mich sorgten, meiner warteten. O Kinder! folgt doch euern Aeltern recht gern und freudig, und suchet ihnen dadurch einen Theil ihrer Liebe für euch zu vergelten, mit der sie alle Plagen, alle Sorgen, alles Ungemach dieser Erde willig erdulden, um euch gut und glücklich zu wissen. Langes Leben und Wohlergehen verhieß Gott selbst den Kindern, die Vater und Mutter ehren, aber seinen Fluch denen, die ihren Aeltern ungehorsam sind: „denen sollen die Raben die Augen aushacken," so sprach die ewige Wahrheit zu den Bösen! — In dieser schrecklichen Noth fiel ich auf meine Kniee nieder, bethete recht heiß zum Vater im Himmel, und bath um Erbarmung und Hilfe. Ich fühlte mich erleichtert, und schlief von Müdigkeit überwältigt bald ein. Ohne daß mir ein Unfall begegnet wäre, schlief ich bis in den andern Tag hinein und erwachte erst, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Ach! er schien mir nur neue Leiden zu bringen, denn Hilfe sah ich

nirgends. Der Hunger hatte mich so sehr entkräftet, und meine Wunden schmerzten mich so heftig, daß es mir unmöglich war, weiter zu gehen, und ich daher weinend auf dem Platze blieb, wo ich geschlafen hatte.

Eine halbe Stunde mochte ich so gelegen haben, als ich plötzlich Hunde bellen hörte. O wie freudig schlug mir da das Herz; ich sah mich schon gerettet, schon wieder zu Hause bey meinen lieben Aeltern, und schrie daher aus Leibeskräften, um Menschen, die etwa in der Gegend seyn möchten, auf mich aufmerksam zu machen. Bald sah ich mich auch von Männern umgeben, die ein sehr wildes Aussehen hatten, und mich im rauhen Tone fragten, wer ich sey, woher ich komme. Nachdem ich ihnen erzählt hatte, was ich wußte, bath ich sie, mich doch nach Hause zu führen, mir jetzt aber etwas Speise zu geben, weil ich schon beinahe zwei Tage nichts genossen hätte. Sie lagerten sich auf diesem Platze, gaben mir etwas Brod und Wasser, und sprachen sehr lebhaft miteinander. Wie froh war ich über dieses Stücklein trocknes Brod, um dieses wenige Wasser, das mir nun viel besser schmeckte, als sonst die herrlichste Speise, und der köstlichste Wein. Herzlich dankte ich dem guten Gott für diese Labung, und bath Ihn nur, die Herzen dieser Männer zu rühren, damit sie mich bald wieder heim zum Vater brächten. Ich erzählte schon im Geiste meinen Aeltern, was ich in dieser Zeit gelitten habe; — aber der gute Gott hatte es anders beschlossen.

Diese Menschen gehörten zu jener Klasse von Nichtswürdigen, die, zu träge zu eignen Arbeiten, auf Kosten anderer Menschen lebten, und durch Betrügen und Stehlen sich ihren Unterhalt erwarben. Sie wa-

ren froh, mich gefunden zu haben, denn meine Auslieferung mußte ihnen ansehnliche Vortheile bringen. Deßwegen sandten sie sogleich einen Bothen nach dem einige zwölf Meilen entlegenen Schlosse Ilmenthal, um sich heimlich nach der Lage der Dinge zu erkundigen. Aber der Bothe kam mit der Nachricht zurück, daß von dem alten Grafen gar keine Spur vorhanden, die Hausfrau aber als wahnsinnig entkommen sey; darum beschlossen sie, mich mitzunehmen, und in günstigern Zeiten von mir Gebrauch zu machen. Ich harrte täglich auf Befreyung, aber die so sehnlich gewünschte Stunde wollte niemals erscheinen. Lange schleppten sie mich herum, und auf meine unzähligen Fragen erhielt ich nie Antwort.

Doch durch die so frechen Räubereyen dieser Leute, die sie in dortiger Gegend verübten, gereitzt, hatte ihnen Georg von Hohenstetten den Untergang geschworen, und verfolgte sie auf alle nur mögliche Weise. Das Diebsgesindel, unter denen ich mich befand, durfte sich im Freyen nicht sehen lassen, schleppte mich ein volles Jahr durch alle Schlupfwinkel, und ließ mich endlich zurück, als ihm die Feinde so nahe auf der Ferse waren, daß ich es im Fliehen hinderte. So fand mich Ritter Hohenstetten, und Freude glänzte auf seinem Angesichte, als er erfuhr, wer ich sey; er versprach väterlich für mich zu sorgen, nahm mich mit sich nach Hause, und liebte mich, wie sein eigenes Kind.

Mein Vater hatte den Bruder meiner Mutter zum einzigen Erben seines Vermögens eingesetzt, im Falle von dem Leben seiner Frau und seines Kindes nichts

Weiters

Weiters in Erfahrung gebracht würde. Er hatte auch wirklich die Erbschaft angetreten, aber der durch die Güter des ermordeten Ulrichs mächtig gewordene Ludlof vertrieb ihn mit gewaffneter Hand, und setzte sich in Besitz der ganzen Herrschaft; so erzählte der dortige Geistliche, ein Freund unsers lieben Burgkaplans, der mich auch gleich erkannte, und sich meiner väterlich annahm. Zum Rächer meines Vaters wollte mich der alte Hohenstetten erziehen, und er pflegte mich als Vater und Freund. Ich entsprach allen seinen Erwartungen vollkommen, bis ein unglücklicher Zufall mich auf immer von ihm trennte. Ich durchzog mit dem Sohne meines Wohlthäters einen großen Theil Europa's, gieng nach Asien, kämpfte an der Stelle, auf der unser Erlöser so qualvoll seinen Geist aufgab; schmachtete drey lange Jahre in Gefangenschaft, und kehrte endlich nach tausend Mühseligkeiten in mein Vaterland zurück. Wir nahmen unsern Weg durch Regensburg, und wurden überall mit größter Freundlichkeit aufgenommen, bis ein sonderbarer Zufall meinem Leben eine andere Richtung gab. Von einem Schmause zurückkehrend geriethen ich und der Sohn meines Wohlthäters einer unbedeutenden Kleinigkeit wegen in Streit. Wir beyde, nicht mehr nüchtern, wurden immer hitziger, bis ich endlich, vom Zorne übermannt, aufsprang, nach meinem Schwerte griff, und wüthend schrie: „feiger Bube! ich bin Graf von Ilmenthal!“ Er ergriff die Flucht, aber Rache glühte nun in seinem Herzen. Ich suchte des andern Tages das Unrecht wieder gut zu machen, und er schien mir willig zu vergeben. Aber der Tückische lie-

ferte mich verrätherisch in des mächtigen Ludlof's Hände, und rief mir hohnlachend nach: „Glück auf die Reise, Herr Graf von Ilmenthal!" Verrathen von meinem Freunde, verlassen von allen Menschen, schmachtete ich ein ganzes Jahr im tiefsten Kerker auf Ilmenthal, und glaubte, das Licht der freundlichen Sonne nimmer zu erblicken; da trat eines Tages unser 90 jährige Burgkaplan herein, überreichte mir eine große Summe Goldes, die ihm mein Vater auf dem Sterbebette zu wohlthätigen Zwecken überreicht hatte und führte mich aus der Burg. Ich dankte Gott auf den Knieen, aber jeder Groll war aus meinem Herzen verschwunden. Ich zog in euer stilles Thal, und fand durch vierzig Jahre in eurer Mitte Ruhe und Frieden, die mir sonst nirgends wurden. Einst wurde ich in eine Hütte gerufen, um einer sterbenden Frau Trost zu geben, und fand — meine Mutter. Der gute Vater im Himmel hatte mir den letzten Wunsch gewährt, nun konnte ich ruhig sterben; aber noch lag mir eine heilige Pflicht auf dem Herzen, dem Sohne des rechtmäßigen Erben meiner Güter, der meine Mutter so treu wartete zu seinem Rechte zu verhelfen, und ergriff nun noch einmal das Schwert. Ich hatte kaum meine Höhle im Rücken, da schlug die Lawine in euer Thal, und hätte mich bey weniger Eile lebendig begraben. Durch mein großes Vermögen war es mir leicht, eine Menge Arbeiter zu gewinnen, das Wasser schleunigst abzuleiten und alles mit anbrechendem Frühlinge wieder in brauchbaren Zustand zu versetzen, wovon ich euch, die ich überall beobachtete, Winke geben ließ. Ich muß nun wieder fort, um das begonnene Werk zu vollenden, und dann kehre ich zurück, um in eurer Mitte zu sterben.

Und der Alte hielt Wort. Er kehrte in sein Thal zurück, freute sich noch lange seines stillen Glückes, und heiße Thränen guter Menschen benetzten seine Leiche — und das Andenken des Gerechten blieb im Segen! —

7.

Was geht es mich an?

Der kleine Theodor war ein guter Knabe, nur etwas träge, und was ihn nicht nahe anging, damit gab er sich ungern ab. „Was geht es mich an?" pflegte er immer zu sagen, besonders wenn es darauf ankam, irgend einem Fremden einen kleinen Dienst zu erweisen: „ich werde doch den Mann in meinem Leben nicht wiedersehen oder etwas mit ihm zu schaffen haben." —

Sein Vater, ein gottesfürchtiger, rechtschaffener Mann, ein Fabrikant in B**, verwies ihm öfter diese Trägheit, diesen Mangel an Theilnahme für alles Fremde. „Wir haben ja alle Einen Vater, und unsere Welt ist so klein, daß wir eigentlich alle Nachbars Kinder sind, und gar nicht wissen können, wo wir noch einmal mit einander in Berührung kommen werden." —

Der Knabe schüttelte halb ungläubig den Kopf. „Du glaubst mir nicht? — Komme her, ich will dir

ein paar Geschichtchen erzählen, die zwar nicht mir selber, doch hiesigen, dir wohlbekannten Einwohnern wiederfahren sind."

Fluchs holte sich Theodor einen Schemel, setzte sich zu des Vaters Füßen, und schaute ihm erwartend in's Gesicht, denn er war ein großer Liebhaber von Geschichten.

„Du kennst den Kriegsrath West?" hub der Alte an.

„Der immer so traurig herumschleicht?"

„Derselbe. Und weißt du auch, warum er so melancholisch ist?

„O ja, er hatte eine liebe Gemahlin, die vergiftet wurde.

„Ganz recht, aber wie ging das zu? — Der Kriegsrath kam an einem rauhen Wintertage von einer Geschäftsreise zurück. Einige Meilen von hier findet er auf der Landstrasse einen zerbrochenen Wagen, drei Herren und eine Dame waren ausgestiegen und froren gewaltig. Der Kutscher und ein Bedienter flickten an dem Wagen, um wenigstens B** damit zu erreichen. Es wurde schon dunkel. Der Kriegsrath hätte wohl die Dame und einen der Herren mit in seine Kalesche nehmen können, es flog ihm auch der Gedanke durch den Kopf; allein er war eilig, er hatte seine Frau unpäßlich hinterlassen; die Wege waren schlecht; wenn er noch zwei Personen auflud, so kam er vielleicht eine halbe Stunde später nach Hause. Er fuhr also still vorbei und dachte: was geht es mich an? Die Reisenden waren auch zu bescheiden, ihn darum anzusprechen, doch baten sie ihn, da er einige Stunden früher als sie nach B** kommen werde, in ein Wirths-

haus zu schicken, welches sie ihm benannten, und warme Zimmer zu bestellen, damit sie sich trocknen und auswärmen könnten. Das versprach er, und fuhr weiter."

Als er nach Hause kam, fand er seine Frau noch immer krank, obschon nicht gefährlich. Er setzte sich, in einen warmen Schlafrock gehüllt, mit Wohlbehagen zum Essen, erinnerte sich einen Augenblick der armen Reisenden auf der Landstrasse, die vermuthlich gegen Mitternacht erst ankommen würden; da er aber seinen Bedienten, der ihm beim Essen aufwartete, nicht gern entbehren mochte, so dachte er: „Was geht es mich an? und schickte nicht ins Wirthshaus."

„Seine gute Frau, vielleicht durch die Freude über seine Wiederkunft angegriffen, spürte in der Nacht so heftige Wallungen, daß sie gegen Morgen mit der Bitte ihn weckte, ein niederschlagendes Pulver aus der nahen Apotheke holen zu lassen. Es geschah. Sie mischte die Hälfte davon in Wasser, trank es aus, bekam plötzlich die heftigsten, schmerzhaftesten Zufälle, und starb einige Stunden nachher."

„Sie hatte Gift genommen. Der schlaftrunkene Apothekerbursche hatte sich vergriffen. Seine Entschuldigung war: er sei gegen Morgen hastig geweckt worden; ein Kellner aus dem Wirthshause, und ein fremder Bedienter seien hereingestürzt, um Hilfe für eine Gesellschaft von Reisenden zu holen, die in den letzten Zügen gelegen. In dieser Verwirrung — da der Kellner immerfort ihm zugeschrieen, der Bediente laut geheult habe — sei die Magd des Kriegsraths hineingetreten, und habe eben so hastig ein niederschlagendes Pulver verlangt. Da habe er die Büchse mit Arsenik ergriffen, die er

sonst recht wohl kenne, und sorgfältig bewahre, aber Gott möge ihm gnädig sein, er habe nicht gewußt, was er gethan.“

„Und die Reisenden?“

„Die waren gegen Mitternacht angelangt, hatten kalte Zimmer gefunden; die schnell geheizten Oefen wollten nicht warm genug geben, darum ließen sie, ehe sie sich schlafen legten, noch ein großes Becken mit glühenden Kohlen hereinbringen, schliefen ein, und wären sämtlich im Kohlendunst erstickt, hätte nicht der Bediente früh um drei Uhr sie wecken wollen. Er fand sie schon ihrer Sinne beraubt. Ihnen wurde noch zu rechter Zeit geholfen, aber die vergiftete Frau war und blieb todt. — Siehst du nun, mein Sohn, hätte der Kriegsrath anstatt lieblos zu denken: was geht es mich an? ins Wirthshaus geschickt, so wären die Zimmer geheizt, die Reisenden nicht krank, der Apothekerbursche nicht verwirrt geworden, und die Kriegsräthin lebte noch.“

„Du kennst den alten Haberkampf? Er war ein wohlhabender Mann, jetzt ist er blutarm. Vor mehrern Jahren stand ein Artikel in der Zeitung: ein gewisser Herrmann Lißberg sei vor geraumer Zeit in die Fremde gegangen, und habe nichts wieder von sich hören lassen. Da nun seiner Schwester in Holland ausserordentlich viel daran gelegen sei, zu erfahren, ob der Bruder todt oder lebendig, so bitte sie jeden Menschenfreund, der etwa von dessen Aufenthalt, Leben oder Tod unterrichtet sein möchte, ihr solches zu melden; alle Kosten werde man gern erstatten.“

„Nun hatte der alte Haberkampf einen Vetter, der auf der Küste von Coromandel ansäßig ist, der

hatte kürzlich unter anderm geschrieben: er habe einen Deutschen, Namens Lißberg, kennen lernen, der sich viele Mühe gäbe, etwas vor sich zu bringen, dem aber nichts gelingen wolle. Unser Haberkampf war also im Stande, die verlangte Nachricht zu ertheilen; er wollte es auch thun, verschob es aber von einem Posttag zum andern, dachte endlich: „Was geht es mich an? und vergaß die ganze Sache.“

„Indessen kam Lißberg nach vielen Jahren zurück, und fand seine Schwester im Besitz seines Erbes, denn sie hatte ihn für todt gehalten, einen wackern Kaufmann geheirathet, der mit eben diesem Gelde sich schon ziemlich empor geschwungen, und weil er fleißig und ordentlich war, einen zehnfachen Kredit dadurch erworben hatte. Jetzt, da er plötzlich die baaren Summen wieder herausgeben mußte, weil der harte Bruder ihm keine Frist verstattete, sah er sich genöthigt, seine Zahlungen einzustellen. Dadurch fallirte ein Haus in Bremen, mit dem er großen Verkehr getrieben. Durch das Haus in Bremen fallirte eines hier in B**, dem Haberkampf sein ganzes Vermögen anvertraut hatte. — Siehst du nun, mein Sohn! Hätte er zu rechter Zeit den Brief nach Holland geschrieben, so wäre Lißbergs Schwager nicht getäuscht worden, hätte mit dem Gelde seiner Frau nicht spekulirt, das Bremer Haus mußte nicht falliren, das hiesige auch nicht, und Haberkampf hätte sein Geld noch, da er statt dessen nebst verdienter Armuth auch noch von dem Bewußtsein gequält wird, an dem Unglücke zweier rechtschaffenen Familien schuld zu sein.“ —

Diese zwei Geschichten machten einen tiefen Eindruck auf Theodor, der sich ihrer oft erinnerte,

und von Stund an gern half, wenn es ihn auch nichts anging.

Eines Tages wurde er von einem seiner Schulkameraden, dessen Vater einen schönen Garten draussen vor dem Thore hatte, eingeladen, um mit Erlaubniß der Eltern, Kirschen in diesem Garten zu essen. Er hatte sich schon den ganzen Morgen darauf gefreut, und konnte kaum die Stunde erwarten. Sie schlug endlich, und er trollte fröhlich zum Thor hinaus.

Der Weg führte ihn durch einen öffentlichen Spaziergang, wo viele Alleen sich durchkreuzten, und mit dichtem Gebüsch wechselten. Hier gewahrte er einen jungen Mann mit blassem Antlitz, der sehr ängstlich etwas suchte. Neugierig blieb Theodor stehen, und sah ihm eine Weile zu. Der Fremde seufzte tief, und rang die Hände. Da redete der gefühlvolle Knabe ihn an: „Hat der Herr etwas verloren?“ —

„Mein Taschenbuch,“ erwiederte jener, „es kann niemanden nutzen, allein für mich ist der Verlust unersetzlich.“

Theodor fragte, wo er es verloren? —

Das konnte der Fremde nicht bestimmt angeben, da er hier unbekannt war, und schon mehrere Stunden in den Alleen und Gebüschen lustgewandelt war. Theodor guckte rechts und links hinter einige Bäume und Gesträucher, als er aber nicht gleich das Gesuchte fand, hingegen die Kirschen, die seiner warteten, ihm lebhaft vor Augen schwebten, so ging er seiner Wege, und dachte: was geht es mich an? — Doch kaum hatte dieser Gedanke sich auf die Lippen geschlichen, als seines Vaters Geschichten ihm einfielen. Wie am Draht gezogen stand er plötzlich still. „Ich thue doch wohl

besser,“ sagte er zu sich, „daß ich dem Fremden suchen helfe, die Kirschen werden mir nicht davon laufen — und wenn auch — ich thue doch wohl besser.“ —

Flugs machte er die Runde durch sämmtliche ihm wohlbekannte Gänge, und spähte mit Falkenblicken in jeden Winkel. Siehe, da lag das Taschenbuch hinter einer Rasenbank, auf der vermuthlich der Fremde gesessen hatte.

Mit Freudengeschrei fiel er darüber her, hielt es hoch empor, rannte hin und her, und rief überlaut, „Fremder Herr, wo sind Sie geblieben?“ — Der junge Mann saß unter einem Baum und weinte; als er aber von ferne den Knaben auf sich zurennen sah, und den verlornen Schatz in dessen Hand erblickte, da stürzte er ihm entgegen, drückte ihn an sein Herz und rief:

„Ach! warum bin ich nicht reich, daß ich dir vergelten könnte!“

„Das thut nicht Noth,“ sagte Theodor freundlich, „es ist gern geschehen.“ Und mit diesen Worten wollte er sich entfernen. Allein der Fremde rief ihn noch einmal zurück, zog eine kleine goldene Brustnadel, die ein paar verschlungene Buchstaben bildete, aus seinem Hemde, gab sie dem Knaben, und sagte: „Nimm das, lieber Sohn, zum Andenken; es ist wenig werth, aber trag es zur Erinnerung an einen Fremden, dem du den wichtigsten Dienst geleistet. Ich zweifle nicht; Gottes Segen ruht auf diesem Denkmahle deiner edlen Menschenfreundlichkeit.“ —

Theodor nahm die Nadel, dankte, und lief mit beflügelter Eile nach dem Garten, wo ihm nun die Kirschen noch einmal so süß schmeckten. Von dem

Fremden vernahm er nichts weiter; allein die Nadel hielt er in Ehren, und trug sie, wenn er sich putzte.

Zwanzig Jahre verstrichen. Theodor war ein wackerer junger Mann geworden, jedermann liebte ihn. Er verwaltete nun seines alten Vaters Geschäfte. Der Greis genoß der Ruhe. Sparsamkeit und Fleiß hatten ihm ein artiges Vermögen erworben, jetzt wollte er sein Gewerbe ganz seinem Sohn überlassen, darum seine Bücher abschließen und die Summen einziehen, die man in einigen großen Handelsstädten ihm schuldig war. In dieser Absicht mußte Theodor eine Reise unternehmen. Er verweilte lange in Hamburg und Berlin, am längsten in Frankfurt am Main, wo er die Geschäfte etwas verwickelt fand.

Hier lernte er in Augusta H**, der Tochter eines reichen Banquiers, ein in jeder Hinsicht vortreffliches Frauenzimmer, kennen, die eben so verständig als gottesfürchtig und sittsam war, und ganz geeignet schien, sein häusliches Glück zu gründen und die letzten Lebenstage seines guten Vaters zu erfreuen. Nach dem Rathe dieses frommen Greises trug er seine Angelegenheit im kindlichen Gebete dem lieben Gott vor, und bat ihn um Erleuchtung und Führung bei einem so wichtigen Entschluß; denn sein Vater hatte ihm gesagt: „die Gemahlin, die dir Gott zuführt, ist auch meine Wahl, und mein Vatersegen ruhe im Voraus schon auf ihr.“

Der fromme Jüngling fühlte nach diesem Gebete einen tiefen Frieden in seiner Seele, und eine sanfte Ruhe seines Gewissens, und daraus schloß er, daß Gott seine Wahl billige, und fragte nun mit reiner Offenheit die sittsam erröthende Jungfrau: „ob er bei ihrem Vater um ihre Hand bitten dürfe?“ Sie warf einen

fragenden Blick nach Oben, und sprach dann ein treuherziges Ja! — Wenn uns Gott vereinigen will, wird der Vatersegen nicht ausbleiben! —

Theodor bat einige Freunde, den alten H** auf seinen Besuch vorzubereiten, und ein gutes Zeugniß für ihn abzulegen. Das geschah. Dennoch empfing der Alte ihn grämlich, und als er seine Worte schüchtern anbrachte, antwortete H**: „Ich habe zwar viel Gutes von Ihnen gehört, auch von Ihrem Vater, und hätte folglich gegen Ihre Person nichts einzuwenden, doch, wenn Sie billig denken, so werden Sie mir nicht zumuthen, daß ich meine einzige Tochter — den Trost meines Alters — so weit von hier vermählen soll. Ich kann mich nicht von ihr trennen.

Vergebens wollte Theodor versprechen, ihn jährlich zu besuchen, oder auch wohl, nach seines Vaters Tode ganz nach Frankfurt zu ziehen, der Alte blieb dabei: „Es geht nicht an; es thut mir leid, aber ich kann mich nicht dazu entschliessen." —

Da verstummte Theodor; mit einer Thräne im Auge sah er zum Himmel, — „dein Wille geschehe" — betete sein Herz, und gelassen wollte er sich entfernen, als ihn H** hastig fragte: „Wo haben Sie die Brustnadel her?" —

Theodor erzählte die Begebenheit. Da schloß zu seinem Erstaunen H** ihn in seine Arme, und sagte: „Sie sollen meine Tochter haben! Ihnen muß ich sie geben, es ist heilige Pflicht der Dankbarkeit, denn Sie sind nach Gott der Gründer meines Glückes." Und nun erzählte er dem fröhlich Bestürzten, wie er, als ein armer Handelsdiener nichts besessen, als einige vortheilhafte Zeugnisse und Empfehlungsschreiben, die

ihm der sterbende Bruder eines Frankfurter Kaufmanns mitgegeben, und die sich folglich nicht ersetzen ließen; wie er einzig diesen Zeugnissen die Aufnahme in ein solides Haus verdankte; wie er nach und nach die Liebe seines Prinzipals gewonnen, endlich dessen Schwiegersohn und Erbe geworden.

„Es ist Gottes Finger," so schloß er gerührt, Sie sollen meine Tochter haben. Als Sie vor den Thoren von B** mir das Taschenbuch brachten — hätte man mich damals gefragt: willst du diesem Knaben, wenn er ein wackerer Mann geworden — und das sind Sie, Gottlob — das sind Sie geworden — die Hand deiner Tochter geben? Mit Freuden würde ich Ja geantwortet haben; warum sollte ich denn jetzt anders denken? Aber trennen — guter Theodor — trennen werde ich mich in diesem Leben von meiner Augusta nie, mit ihr ziehe auch ich in Ihre Vaterstadt; in ihren Armen will ich einst entschlummern!" —

Theodor war ganz Anbetung und Preis der treu ihn führenden Vatergüte Gottes; und als H** die Hand seiner Tochter in Theodors Hand gelegt, und seinen Segen ausgesprochen hatte, dachte der glückliche Sohn an die Geschichtchen seines Vaters, und rief laut: der fromme Alte hat wohl recht gehabt! man sollte nimmer sagen: was geht es mich an?"

8.

Die Offenbarung des Kreuzes. *)

Eine Legende.

Schwanhilde stand in ihrem dreizehnten Jahre, als sie eines Abends mit ihrer Mutter, Signe, und der jüngern Schwester, Holdminne, sich vor der Thüre der einsam gelegenen Hütte befand, welche den kleinen Hausstand gegen Wind und Wetter beschützte. Es war ein trüber Tag gewesen. Schwanhildens Vater, Ulfo, ein rauher und heftiger Mann, jagte noch immer im dunkeln Forste, um irgend ein Gewild für Gewand und Nahrung zu erbeuten. Die Mutter hatte, da beim Sonnenuntergange der Himmel sich erheiterte, und den nahen Strom, nebst dessen hohen Felsenufern, mit freundlichen Lichtern überschüttete, die Kinder in das Freie geführt und ihnen da das einfache Abendbrod zugetheilt.

Wenn sie nun hier bei den lieben Kleinen saß, so pflegte sie, deren Erinnerung eine weite Dornenbahn zu durchziehen hatte, um zu den Rosen ihrer Jugend zu gelangen, aus dieser Zeit zu erzählen: wie es bei ihrem Vater, einem reichen Frankenfürsten, herrlich und freudig hergegangen, wie dort eine neue Gotteskunde, die alte Wodan- und Thorslehre **) verdrängend, sich bereits vieler Herzen bemächtigt, und wie sie in

---

*) Zu dieser Erzählung gehört das Titelkupfer.

**) Götter der alten Deutschen.

dem Kreise liebevoller Gespielinnen so gar glückliche und schöne Tage verlebt, bis eines Tages eine rauhe Sachsenschaar sie überfallen, und weit hinweg in ihr wildes Land geführt habe. Sie sey dem Jägersmann Ulfo zu Theil geworden, und habe ihm in Wodans heiligem Haine Treue zuschwören müssen. Die tiefen Seufzer, welche sich bei solchen Erinnerungen der Brust Signe's entrangen, wurden wohl von den Kindern nicht bemerkt, oder sie vermochten sie vielleicht auch nicht zu deuten.

So hatte denn auch heute die Mutter ihres freundlichen Jugendlebens gedacht, und ihren Geist an den Strahlen erquickt, welche aus jenen Tagen erwärmend und belebend in die kalte Oede ihres jetzigen Daseins fielen. Sie sprach auch wieder von dem neuen Glauben, der damals im Frankenlande viele Freunde gewonnen und der denn doch groß und gewaltig sein müsse, da die alten Götter weder ihn vertreiben, noch ihm widerstehen hätten können.

Schwanhilde hörte diese Rede, wie in einer süßen Träumerei versunken, mit an; es war ihr, als zöge dieser hohe Glauben, gleich einem großen goldnen Wagen, am weiten Himmelsraume hin und zertrümmre unter seinen mächtigen Rädern die Schaar der nun schwach gewordenen Götter. Sie konnte sich so ganz in diese Bilder verlieren, daß ihr die Gegenwart rings umher verschwunden war, und sie nur lebte in ihrer hohen Glaubens-Ahnung. Schwanhilde war überhaupt ein seltsames Kind. Sie konnte Tagelang umhergehen, ohne ein Wort zu den Ihrigen zu sprechen; dagegen plauderte sie aber dann mit den Blumen des Feldes, mit den grünenden Bäumen, mit den Stromeswellen

und mit den buntgefiederten Sängern des Waldes. Ein Gefühl der Liebe zu Allem, was heiter und fröhlich in der Schöpfung zu Tage trat, beseelte sie allgewaltig; den düstern Vater Ulfo aber fürchtete sie sehr.

Die jüngere Schwester Holdminne zeigte schon frühe eine ruhige Freundlichkeit und Milde, welche sich unter allen Umständen gleich blieb.

Schwanhilde fuhr plötzlich aus ihrem Tiefsinne empor, und fragte Signen:

„Aber — liebes Mütterlein, welche Kraft liegt den eigentlich in dem neuen Glauben, daß er unwiderstehlich die Menschen erfaßt, und wie nennt sich diese Kraft?“

Signe fühlte sich verlegen, sie wußte nicht, was sie dem Kinde antworten sollte.

Da trat mit einemmale ein Mann zu ihnen hin, dessen Annäherung sie bis jetzt nicht wahrgenommen hatten. Liebe und hohe Gottesfurcht verklärten sein ehrwürdiges Angesicht, das ihnen mild entgegenlächelte. Er trug ein weitverhüllendes, im Sachsenlande ungewöhnliches Gewand, welches um den Leib gegürtet war; in der Hand hielt er ein Kreuz mit den Bildnisse des sterbenden Erlösers.

Der Mann aber wendete sich an Signen und sprach in Beziehung auf Schwanhildens Frage: „Es ist die Kraft der ewigen und allumfassenden Liebe, welche der Heiland, der am Kreuze für uns gelitten, durch seinen Tod erweckt, und in die Welt gesandt hat. Vor ihr muß der falsche Götzendienst fallen, der den thöricht erdachten Leidenschaften seiner Abgötter blutige und grausame Opfer bringt. Diese Liebe umschließt mit himmlischer Kraft und Milde die ganze Erde, und ertödtet

die wilden Geister der Bosheit und des Hasses, und hebt auf das Reich des Satans und der Sünde, und vereinigt alle Menschen auf dem weiten Erdenrund in eine Familie, deren Allvater Gott ist!"

Schwanhilde verschlang jedes dieser evangelischen Worte mit heilsbegieriger Liebe, und konnte ihren Blick gar nicht von dem Kreuzbilde losreißen. Alles, was bisher in der herrlichen Natur ihr feinfühlendes Herz sanft angesprochen, und mit milder Freude erfüllt hatte, das strahlte ihr nun vereint und deutlich von dem Kreuze herab, und von dem himmlischen Evangelium. Ein geheimer Schauer erfüllte ihr Inneres, wenn sie an die Mißgestalten des Gottes Odin und der Göttin Freia, und an die schrecklichen Opfer dachte, die im düstern Eichenhain ihnen schon geblutet: die Sehnsucht nach dem Kreuze aber und seiner milden Lehre erhob sich gewaltig in der kindlichen Brust.

In dem fremden Manne erkannte Signe sogleich einen Christenpriester. Eine fürchterliche Angst überfiel sie, indem sie der Rückkehr ihres Mannes gedachte, der mit jedem Augenblicke von der Jagd kommen konnte. Er aber haßte das Christenthum aus dem tief Innersten seines finstern Gemüthes und hatte geschworen, den ersten Christenpriester, den ihm der Zufall in den Weg führen würde, ohne Erbarmen zu tödten.

Signe von Mitleiden und Furcht ergriffen, rief aus: „Fliehe schnell, christlicher Fremdling! Der Tod schwebt über deinem Haupte und selbst dein Gott kann dich nicht retten, wenn du länger verweilst!"

Der Priester aber lächelte mild und entgegnete: „Glaubst Du, ein Christ fürchte den Tod? — Unter

Mar=

Martern und verachtet ist der Heiland am Kreuze gestorben, aus Liebe zu den Menschen, um sie — die Ungehorsame, mit ihrem Vater im Himmel wieder auszusöhnen. Ihr könnt den Leib tödten, aber die Seele ist dann frei und wird in seinem himmlischen Reiche den Herrn aller Heerschaaren schauen von Angesicht zu Angesicht!“

Bei diesen Worten waren die Augen des ehrwürdigen Priesters von überirdischem Feuer belebt und eine höhere Glaubenskraft ergriff sein ganzes Wesen, als wolle er schon jetzt hinaufschweben zum Himmel. Dann aber sprach er wieder so rührend und sanft von den herrlichen Lehren des Christenglaubens, und von den seligen Hoffnungen, die er in das Herz des Menschen legt, daß Signe bald aller Furcht enthoben ward, und mit aller Aufmerksamkeit dem Priester, der ihr wie ein guter Geist aus der Jugendzeit erschien, lauschte, und inbrünstig zum Herrn betete, er möchte auch sie aufnehmen in die grosse Familie seiner ihm wohlgefälligen Kinder. Schwanhilde aber mit ihrem kindlich reinen Gemüthe schwebte wie im Himmel, Thränen der reinsten Wonne entstürzten ihrem blauen Auge, und jedes Wort des Heils drang mit belebender Kraft in das fromme Herz der zarten Jungfrau.

Aber es bildete sich bereits ein unheilbringendes Ungewitter über der kleinen Gemeine. Der wi[...]e Ulfo war von der Jagd zurückgekehrt. Mismuthig, daß keine Wildesbeute sein Herumstreifen und Harren gelohnt hatte, betrat er durch eine kleine Hinterthüre seine kleine Hütte. Diese fand er leer; allein er hörte die Stimme eines Mannes auf dem Platze dicht vor seiner

Wohnung. Er unterschied einzelne Worte, welche ihn ahnen ließen, daß hier ein Christ die Rede führe. Argwöhnisch und ingrimmig trat er, ohne bemerkt zu werden, durch die Pforte.*) Da vernahm er deutlich, wie der Christenpriester eben die Größe und Macht seines Heilandes pries, vor dem bald alle Götter Walhallas in den Staub sinken würden; er sah, daß sein Weib der Kunde von der verhaßten Lehre andachtsvoll lauschte, und wie auch schon in das Herz Schwanhildens ein Keim zum künftigen Abfall sich senkte.

Die heftigste Wuth noch im Innersten bergend, ging Ulfo schweigend in seine Hütte zurück. Hier aber nahm er die gewichtige Streitaxt von der Wand, erprobte ihre Schärfe, lachte schrecklich vor sich hin und sprach: „Ja, Wodan, ich will dir zwei wohlgefällige Opfer bringen. Nicht allein den Christenpriester will ich dir zum Ruhme in Hela's Nacht senden, auch mein Weib, die abtrünnig ist den hohen Göttern, will ich ihm zugefellen."

Nun brach Ulfo's bisher verbissene Wuth in ihrer ganzen Heftigkeit aus. Mit wildem Gebrüll stürzte er aus der Hütte, um den Priester durch einen gewaltigen Schlag zu Boden zu strecken. Aber der Verkünder Christi hatte bereits, nachdem er Signen versprochen wiederzukehren, einen leichten Nachen bestiegen und schwamm schon weit von dieser Stelle den Fluß hinab. Ulfo's, bis zum Wahnsinne gesteigerter, Zorn fiel nun in all seiner Macht auf die erschrockene Signe. Von einem fürchterlichen Streiche der Streitaxt getroffen, sank sie blutend zur Erde. Ulfo, noch immer gräßlich

*) Hieher gehört die Darstellung auf dem Titelkupfer.

brüllend, stürzte sich in den Fluß. Durch Schwimmen gedachte er in seiner blinden Wuth den Nachen zu erreichen, welcher den Priester trug.

Da ließ sich die sterbende Signe von Schwanhilden geloben: daß sie eine Christin werden, und auch, wenn es in ihrer Macht stehe, die kleine Holdminne zu diesem Glauben anhalten wolle. Ulfo's Stimme schallte wieder näher vom Ufer herauf; er hatte die Unmöglichkeit, seine Rache zu befriedigen, eingeseh'n; und kam zurück.

„Fliehe, meine Tochter!“ sprach jetzt Signe mit gebrochenen Augen: „in seiner Wuth kennt dein Vater keine Gränzen. Auch dich könnte sein mörderischer Arm treffen, ehe noch das Heil des Christenthums dir geworden. Der mächtige Christengott aber wird das Gebet einer Sterbenden erhören und dieses Kind beschützen!“

Hierauf hauchte Signe ihren letzten Odem aus, Schwanhilde nahm ängstlich die kleine Holdminne an der Hand, und wollte sie mit sich fortziehen, allein in diesem Augenblicke wurde sie von der Furcht vor dem immer näher kommenden Ulfo so heftig ergriffen, daß sie plötzlich das sträubende Schwesterlein losließ, und mit der Flüchtigkeit eines Rehes in den nahen Wald eilte.

Mühsam mußte Schwanhilde durch ineinander gewachsenes Gesträuch und über weit ausgehende Baumwurzeln ihren Weg suchen. Endlich gelang es ihr, den Gipfel eines Berges zu erreichen, von dem aus man ihre Wohnung sehen konnte. Da bot sich ihr ein unerwarteter und höchst seltsamer Anblick dar.

Noch immer saß Holdminne unbefangen, mit bunten Kieseln spielend, neben der todten Mutter. An das Ufer, wo die Hütte stand, fuhr aber jetzt ein grosses Schiff mit vollen Segeln an, welches seinen Lauf stromabwärts gerichtet hatte. Des Schiffes Hintertheil war mit einem goldenen Kreuze von ansehnlicher Höhe geziert. Dieses nahm sich, von den letzten Strahlen der Sonne erleuchtet, gar anmuthig aus. Auf dem Verdecke befanden sich viele Männer in einer sonderbaren fremden Tracht, deren Prunk mächtig über Alles hervorragte, was Schwanhilde bis jetzt in dieser Art erblickt hatte. Sie gewahrte auch ihren Vater Ulfo. Der aber schien noch immer von seiner wahnsinnigen Wuth befangen. Er schwang mit wilden Gebehrden die Streitaxt um sein Haupt, sprang an dem Ufer auf und nieder und hatte das Ansehen, als wolle er sich der Landung der Heranfahrenden widersetzen.

Diese ließen sich hierdurch von ihrem Vorhaben nicht abhalten, und legten ohne Weiteres an den Strand. Ulfo hob gleich über den ersten der Aussteigenden die Streitaxt zu einem mächtigen Schlage, allein sein Gegner wehrte durch eine geschickte Wendung den Streich mit seinem Speere ab, und stieß hierauf dem Ulfo die Spitze desselben mit einer solchen Gewalt in die Schulter, daß der wüthige Sachse alsogleich niederstürzte und bewegungslos auf dem Sande lag. Wehemüthig sank Schwanhilde auf die Knie und betete für ihren Vater zu dem Gott, der die Liebe ist, den Christus lehrte.

Als sie wieder aufblickte, hatte ein großer Mann mit greisem Haare, dessen Anzug aber die Kleidung der Uebrigen an Reichthum übertraf, sich zu dem Leichname ihrer Mutter niedergebeugt und bedeckte das Antlitz der

Todten mit unzähligen Küssen. Dann nahm er die kleine Holdminne liebkosend auf seine Arme, und auf seinen Wink wurde Signes Körper von seinen Begleitern zu dem Schiffe getragen. Da fühlte Schwanhilde sich plötzlich von einer großen Angst befallen. Sie fürchtete, auch ihr Schwesterlein würde nun von den Fremden mit hinweggeführt werden, und sie bleibe dann ganz allein zurück auf dem öden Strande, der das Blut ihrer Aeltern getrunken hatte.

„O, nehmt mich auch mit!" rief sie laut aus, und breitete die Arme nach dem Landungsplatze, da sie sah, daß der fremde Greis jetzt wirklich, mit der kleinen Holdminne auf den Armen, sich nach dem Schiffe wandte. Ein schneller Entschluß reifte in ihrer Seele. So geschwind ihre Kräfte es ihr erlaubten, flog sie den Berg hinab, dem Orte zu, wo ihre Hütte stand.

Odemlos trat sie aus dem Walde, aber schon hatten die Dämmerung und abendliche Nebel sich auf das Thal gelagert. Das Schiff mit seinen Männern war verschwunden; umsonst suchten Schwanhildens Blicke die todte Mutter und das liebe Schwesterlein. Sie rief mit aller Anstrengung den Namen, Holdminne, in die Lüfte; allein niemand antwortete. Nur das spottende Echo der Felsen sandte ihr den eigenen Ruf zurück.

Da schlug an ihr Ohr ein tiefes Stöhnen, wie von der belasteten Brust eines Sterbenden ausgestoßen. Schwanhilde erschrack sehr. Noch einmal ließ sich der Klagelaut vernehmen. Das Mädchen wollte fliehen, allein da fiel es ihr plötzlich heiß auf das Herz, daß es ihr Vater sei, der hier schwerverwundet liege und welchem der gewaltige Schmerz solche Seufzer auspresse. Sie schlich langsam näher und knieete neben dem

blutenden Ulfo nieder, der mit den verdrehten Augen und dem wildverzerrten Antlitze, bei dem blassen Lichte des aufgehenden Mondes, gar furchtbar anzuschauen war. In schrecklichen Krämpfen hob sich seine Brust: das Leben war noch sehr rege in dem kräftigen Körper.

Schwanhilde fühlte sich bei dem gräßlichen Anblicke von einem heftigen Zittern befallen. Nur langsam konnte sie sich in die Hütte begeben, um dort von der bekannten Stelle einen heilkräftigen Kräutersaft zu holen. Diesen träufelte sie nun mit Vorsicht in Ulfos weitklaffende Wunde, und legte dann, wie sie von der Mutter schon frühe darin unterrichtet war, einen kunstgerechten Verband auf.

Ulfo schien, sobald sich das Blut der Wunde stillte, auch nach und nach den Gebrauch seiner Glieder wieder zu erhalten. Er richtete das Haupt auf und sah Schwanhilde mit einem stieren Blicke an, aus dem der Wahnsinn in seiner ganzen Macht sich noch verkündete. Dann lachte er plötzlich grimmig auf, und, indem sein irrer Blick Schwanhilden für ihre getödete Mutter hielt, sprach er mit verbissener Wuth: „Ei, Signe, mein Lamm, lebst du denn immer noch? Ich gedachte doch, dich wohl getroffen zu haben, und, wo sonst Ulfo's Streitaxt niederfiel, da war eben von Leben nicht besonders viel mehr zu finden. Hat Dir etwa der Christengott einen so festen Schutz gewebt, daß mein Streich nicht hat hindurch dringen können? Nun, zum zweitenmale soll mir der Zauber wahrlich nicht widerstehen!“

Hiermit ergriff seine linke Hand die nebenliegende Streitaxt. Schwanhilde floh schüchtern und furchtsam weit hinweg. Dicht an ihrem Haupte vorüber

saußte die von dem Vater geschleuderte mörderische Waffe, und grub sich tief in einen fernstehenden Eichenstamm ein. Das Mädchen stieß erschrocken einen heftigen Schrei aus. Da lachte Ulfo noch einmal im Wahnsinn krampfhaft auf und rief: „Der Wurf war gut! Der hat getroffen, und nun wird Signe, mein weißes Lamm, wohl nicht zum drittenmale zurückkehren ins Dasein, um meiner, und der Walhallasgötter zu spotten!“

Schwankend taumelte der Gräßliche in die Höhe. Der große Blutverlust hatte den starken Mann nur für eine kurze Zeit entkräftigt. Nach wenigen Schritten, welche er versuchte, war sein Schritt wieder so fest und sicher, als nage keine schwere Wunde schmerzhaft an seinem Leben. Er ging in die Hütte. Bald aber trat er wieder heraus, einen brennenden Kienspahn in der Hand, dessen schnell auflodernde Flamme sein wild entstelltes Angesicht furchtbar beleuchtete. Nun zündete er die Wohnung, welche er von seinen Vätern ererbt und in der er, trotz seiner rauhen Gemüthsart, manche häusliche Freude genossen, an allen vier Ecken an, und begann, indem er mit gräßlichen Geberden die himmelansteigende Flamme umkreiste, jene fürchterlichen Gesänge hervor zu brüllen, die im Dunkel der Eichenhaine zur Ehre ihrer Götter angestimmt werden, indem sie ihnen Menschenopfer schlachten.

Entsetzt schaute Schwanhilde dem furchtbaren Schauspiele aus einiger Entfernung zu. Als aber Ulfos Falkenblick sie plötzlich traf, und er mit gewaltiger Stimme ausrief: „Wie, lebst du denn schon wieder auf?“ da eilte sie im flüchtigen Laufe tief in das Dunkel des Waldes, bis sie endlich erschöpft an dem

Fuße eines Baumes auf weiches Moos niedersank und hier in einen halbohnmächtigen Schlummer verfiel.

Schwanhilde erwachte in der Frühe des Morgens. Ihr erster Gedanke war die schreckliche Begebenheit des vorigen Tages. Ein brennender Thränenstrom rann bei dieser Erinnerung ihre Wangen hinab. Aber nun fielen ihr auch die Ermahnungen des Christenpriesters ein, welcher unter Anderm gesagt hatte: der Mensch solle nie der Verzweiflung sich willenlos hingeben, sondern durch kräftiges Gebet zu dem lieben Vater im Himmel und zum menschenfreundlichen Heilande sich im Unglücke stärken und trösten. Sie betete also recht innig und vertrauensvoll zu dem unbekannten Wesen, nachdem sie eine gar mächtige und tiefe Sehnsucht in *sich fühlte*. Siehe! da kehrten plötzlich Ruhe und Frieden wieder in ihre kindlichfromme Seele zurück. Sie schaute mit der alten Freudigkeit hinauf zu der Sonne, welche mit ihren tausend Glanzstrahlen ihr ihre Segen spendende Milde zu verkünden schien; die Vögel des Waldes umschwirrten sie mit süß tönenden Gesängen freundlich und nahe, als ob sie alle sagen wollten, „auch wir, Schwanhilde, sind dir liebevoll ergeben;" die Kräuter und Blümlein sahen mit den glänzenden Augen, welche ihnen der Morgenthau aufgelegt hatte, so treuherzig zu Schwanhilden hinauf, daß sie auch hier die alles belebende Liebe erkannte. Nicht fern mehr tönte das suchende Gebelle eines treuen Jagdhundes, den sie besonders sorgfältig gepflegt, und – auf einmal brachte das redliche Thier, so wie es öfter gethan hatte, der Jungfrau ihr Lieblingsschaaf nebst dem Lamm, das blöckend mit muntern Sprüngen auf sie zueilte. Mit einer Thräne sanfter Rührung erhob sie

ihr Auge zur aufsteigenden Morgensonne, und im Mittelpunkte dieses Glanzmeeres vermeinte sie ein Alles überstrahlendes Kreuz zu erblicken, dessen mächtiges Licht herniederglänzte in ihre Brust, um von dort aus ihr Leben und ihre ganze Zukunft beseligend zu überströmen. Da brach sie mit innerer Herzensfreudigkeit in die Worte aus: „O nein! ich bin nicht verlassen und allein auf der Erde. Der Vater im Himmel liebt und versorgt mich, und alle Geschöpfe der weiten Natur sind seine Boten!"

Schwanhilde schlug nun ihre Heimath ganz im Walde auf. Ein hohler Eichenstamm war hinlänglich, das unverwöhnte Mädchen gegen die Beschwerden der Witterung zu schützen. Ihre erste Sorge ging nun dahin, der kleinen Heerde ein Obdach zu verschaffen, was bei den dichtbewachsenen Bäumen nur eine kleine Nachhilfe erforderte; auch Futter fand sich in einer herrlichen Thalwiese, die von allen Seiten ein dichter Wald begränzte, und ein klar sich durchschlängelndes Bächlein tränkte. Am äußersten Ende dieses einsamen Thales fand Schwanhilde bei ihren Wanderungen mit der kleinen Heerde eine halbverfallene Hütte, und mit ihr — einen Winteraufenthalt.

Die Noth macht erfinderisch, und so war die Hütte von ihr bald in bewohnbaren Stand gesetzt, und die Wintervorräthe an eßbaren Früchten und Wurzeln für sie, und Futter für ihre wollichten Hausgenossen hier aufbewahrt. Für ihren treuen Wächter brauchte sie nicht zu sorgen; der war ein gewandter Jäger, und holte seine Nahrung im Walde.

Das Gefieder des Waldes, das gar bald eine unschädliche und liebevolle Freundin in ihr gewahrte,

näherte sich ihr furchtlos und wurde in kurzer Zeit so zahm, daß es die gebotenen Beeren aus den Händen des Mädchens nahm. In dem sanften Flüstern des Waldes glaubte Schwanhilde die Stimme ihrer ermordeten Mutter zu erkennen, welche in milder Rede die Ermahnung, nur recht treu und wahr dem Christenglauben zu verbleiben bis an des Lebens Ende, zu ihr herab schicke.

Die Worte, welche der Christenpriester an jenem verhängnißvollen und doch heiligen Abende gesagt hatte, wiederholte sich Schwanhilde täglich, und diese Lehren verwebten sich zuletzt in solcher Kraft mit ihrem ganzen innern Wesen, daß sie ohne weitere Unterweisung und ohne getauft zu sein in ihrem gläubigen Verlangen und in der That eine Christin ward.

Auf diese Weise brachte das verlassene Mädchen mehrere Jahre ruhig und in ihrem Gemüthe beglückt in dieser Einsamkeit zu. Kein außerordentlicher Zufall störte während dieser Zeit sie in ihren einfachen Beschäftigungen. Aus dem kindlichen Mädchen war jetzt eine reife und blühende Jungfrau geworden. Sie lebte aber fort und fort nur in ihrer treuen Liebe zu dem herrlichen Glauben der Christen, nach dessen Erlernung in seinem ganzen Umfange sie sich recht innig sehnte, und in dem freundlichen Verhältnisse zu den Genossen ihrer Einsamkeit. Sie hatte mit eigener Hand sich ein schlichtes Kreuz von Holz gebildet, vor dem sie an jedem Tage oft und lange in Andacht versunken war, und der Liebe desjenigen gedachte, der, zur Rettung der Menschheit vom Verderben, daran gestorben.

Eines Morgens durchschritt Schwanhilde mit den gewöhnlichen Gefühlen ihrer geistigen Erhebung den

Wald. Da hörte sie plötzlich in einem dunkeln Gebüsche zur Seite ihres Weges ein ganz ungewöhnliches Gebell und Geheul ihres Hundes, und dazwischen ein tiefes, Grausen erregendes Stöhnen. Bald war ihre Furcht von Mitleid überwunden. In eilender Hast sprang der Hund auf sie zu, beschrieb winselnd einen Kreis um sie, lief nach der Gegend zu, woher das Stöhnen kam, kehrte halb zurück, und sah auf, ob ihm die Jungfrau auch folgte, und erst als sie seiner Spur nachging ward er still.

Mühsam arbeitete sie sich durch das wild verwachsene Gesträuch, und kam endlich zu dem Orte, von welchem der Klagelaut tönte. Sie bebte zurück bei dem Anblicke, der hier sie überraschte. Ein alter Mann in rauhe Thieresfelle gehüllt lag schlafend am Boden. Sein Haupt ruhete auf einem moosbedeckten Felsensteine, viele wildverschlungene greise Locken bedeckten seine Stirn. Die Züge in dem Antlitze des Mannes aber waren gräulich entstellt, ein furchtbar ängstigender Traum schien seinen Schlummer zu beunruhigen und den innern Eindruck auf den Spiegel des Angesichtes zu senden. Von einer seltsamen Ahnung wurde Schwanhilde ergriffen. Es war ihr, als kenne sie den Mann und dennoch konnte sie dieses Haupt mit den Silberlocken in keiner ihrer Erinnerungen wiederfinden.

Als nun aber mit einemmale der Greis mit unruhiger Bewegung und ängstlicher Stimme im Traume ausrief: „Signe, mein Lamm, komm schnell herbei, und rette mich von dem wilden Feinde, der die blitzstrahlenden Blicke in mein Herz bohrt und die glühenden Krallen nach mir ausstreckt!“

Da erkannte sie sogleich ihren unglücklichen Vater, den Verzweiflung und Wahnsinn vor der Zeit zum kraftlosen Greise gemacht. Schwanhilde sank wieder auf die Kniee und betete still und inbrünstig.

Im selben Augenblicke erwachte Ulfo. Das verzerrte Antlitz wurde plötzlich bei dem Anblicke der Jungfrau von einem milden Lächeln überflogen und indem sich der Greis langsam erhob, sprach er mit sanftem Tone: „Ei, Signe, bist du denn endlich wirklich wieder erstanden, von dem zweimaligen Todschlage, den ich an dir beging? Fürchte dich nicht, mein Lamm! Ich liebe dich wieder sehr, und thue Dir gewiß Nichts zu Leide. Du mußt mir nur helfen den grimmigen Feind verscheuchen, der mir auf allen Wegen folgt. Er ist mir zu übermächtig. Oft habe ich schon mit ihm gerungen, und noch nie habe ich ihn besiegen können. Seitdem ich Dich aber knieend vor mir sehe, ist er zum erstenmale verschwunden aus meiner Nähe. Komm, liebe Signe, gib mir zu essen, mich hungert sehr.“

Alsogleich ergriff Schwanhilde, gestärkt und ermuthigt durch ihr Gebet zum Heilande des Kreuzes, die Hand des Vaters, um diesen zu ihrer Freistatt zu führen.

Mit liebevoller Sorgfalt pflegte Schwanhilde nun des wiedergefundenen gemüthskranken Vaters. Gern ließ sie ihm den trostreichen Wahn, als sei sie in der That die wiedererstandene Signe. Er war oft so glücklich in dieser Einbildung, daß der Ausdruck der innern Zufriedenheit sich recht lebendig auf sein Antlitz lagerte und er dann sanft und mild, wie ein Kind, der treuen Tochter zur Hand ging, welche die einsame mit dem verehrten Kreuze ausgeschmückte Waldesstätte in einen

kleinen Garten umzugestalten bemüht war. In dieser Stimmung ließ Ulfo von der frommen Schwanhilde sich auch wohl bewegen, mit ihr vor dem Kreuze nieder zu knieen und in ihr lautgesprochens Gebet einzustimmen.

Kam aber des Vaters böse Stunde, und trat der wilde Feind zu ihm mit seinen Versuchungen, den er so sehr fürchtete und nimmer zu bezwingen vermochte, dann hatte Schwanhilde schwere Kämpfe, und oft gelang es ihr erst durch das anhaltendste und eifrigste Gebet, den Vater zu beruhigen, der in solchen Augenblicken den Anfällen einer heftigen Raserei unterworfen war. Dann sang er in düstern Weisen die alten Lieder, welche er sonst bei den Menschenopfern in den Hainen des Crodno und der Freia gehört; dazwischen bat er mit rührender Stimme die vermeinte Signe, sie möge ihn doch befreien von der Nähe des grimmigen Widersachers, der ihn fortwährend ermuntere zu den schrecklichen Gesängen und durch grausende Reden seinen Zorn zu erregen suche gegen sie. Er könne in der Gegenwart jenes Gräßlichen nicht die Worte finden zu den kräftigen Gebeten, welche sie ihn gelehrt; es sei ihm, als wäre seine Seele dann gefesselt in den Ketten des verhaßten Feindes. Je länger aber Ulfo bei der Tochter verweilte, desto seltener wurden die Anfälle seines Wahnsinns, desto offener die Seele für Schwanhildens kindlich fromme Gebete.

Um diese Zeit geschah es, daß der große Kaiser Karolus aufs Neue mit ansehnlicher Heeresmacht einfiel in das Land der Sachsen, um weiter unter diesen tapfern Heiden das Licht des christlichen Glaubens zu verbreiten. Viele blutige Schlachten wurden geschlagen und nur langsam wichen die angegriffenen Sachsen der

Uebergewalt von des Kaisers Kriegern. Den verborgenen Aufenthalt Schwanhildens erreichte jedoch nicht die Flamme des Krieges; wenn auch aus weiter Ferne das Gebrüll der Schlacht an ihr Ohr schlug, so wußte sie sich diesen Lärm nicht zu deuten, und lebte daher, unbekümmert um dieses wilde Treiben, nur ihrer Andacht und der Sorge für den greisen Vater.

Ulfo wurde mit jedem Tage heiterer in seinem Innern. Mit kindischer Liebe neigte er sich zu den Blumen und Kräutern, welche die Tochter eifrig pflegte, und befreundete sich bald mit der kleinen Heerde, und dem treuen Wächter derselben.

Als es nun endlich wieder stille und friedlich geworden war in den umliegenden Gauen, da fühlte sich Schwanhilde eines Morgens von einer ganz besondern und seltsamen Ahnung befallen. Eine unwiderstehliche Sehnsucht zog sie hin nach dem Bergesgipfel, von welchem aus sie einst die Ladung des Schiffes geschaut, das die kleine Schwester Holdminne und die todte Mutter Signe hinweggeführt. Es war ihr, als müsse dort eine neue große Freude über ihrem Leben aufgehen. Noch schlief Ulfo einen langen und ruhigen Schlummer. Schwanhilde empfahl ihn für die kurze Zeit ihrer Abwesenheit dem Schutze ihres Heilandes und eilte nun auf den Flügeln des Windes zu dem langgemiedenen Orte.

Die Waldhöhe war bald erreicht. Nach kurzer Anstrengung stand Schwanhilde auf dem hervorragenden Felsengipfel. Siehe! Da zeigte sich mit einemmale ein, aus den Schreckenstagen ihrer Kindheit in dem Gedächtniß treubewahrtes, Bild wunderbar wieder ihren Blicken.

Das Schiff mit dem goldenen Kreuze zog wieder ernst und langsam den Fluß herab, wie an jenem furchtbaren Abende, da sie vor dem wilden Vater geflohen; auf dem Verdecke stand, wie damals, die erhabene Gestalt des Greises, der Signes Leichnam mit Küssen bedeckt, neben ihm aber, unter dem Gemische seiner Begleiter, befand sich ein hohes Jungfraunbild, das Haupt von goldenen Locken umwallt, den schlanken Körper in ein reiches und prunkvolles Gewand gekleidet.

Schwanhilde erbebte von einem süßen Ahnungsschauer: „O, wenn das mein Schwesterlein Holdminne wäre, schön und herrlich aufgewachsen im Lande der Christen!“ so seufzte sie laut auf. „Wenn sie käme, die arme Schwanhilde aufzusuchen in ihrer Einöde und mit ihrem alten Vater hinwegzubringen in ein gesegnetes Reich, wo allenthalben der himmlische Heiland mit gleicher Liebe verehrt wird.“ —

Sehnsüchtig sank sie nieder und streckte die Arme nach dem Schiffe aus: „O, fahre nicht weiter, du kreuzgekröntes Fahrzeug! Dein Anblick verkündet Heil: laß es nicht grausam an Schwanhilden vorübergehen!“

Aber das Schiff lag bereits fest bei dem alten Landungsplatze. Mit eifriger Hast sprang die schlanke Jungfrau an das Ufer, und flog zu der öden Stelle, wo sonst Ulfos Hütte gestanden. Ihr folgte der erhabene Greis. Als beide auf der düstern Brandesstätte angelangt waren, knieeten sie nieder und schienen in tiefes andächtiges Gebet versunken. Indessen betraten auch ihre Begleiter den Strand, unter denen Schwanhildens scharfer Blick auch den Christenpriester wieder erkannte, der die unschuldige Ursache von dem Tode

ihrer Mutter gewesen war, aber zugleich zuerst die Herrlichkeit des Christenglaubens ihr offenbart hatte.

„Ihr sollt mir nicht zum zweitenmal entgehen!“ rief Schwanhilde jetzt mit Heftigkeit: „ich will sehen, ob das Alles nur ein Traum ist, oder ob mein Vertrauen endlich belohnt, mein Gebet erhört wird?“ Hierauf eilte sie, von dem gewaltigen Drange im Innern fortgetrieben, schnell den Berg hinab zu dem Orte, wo sie in froher Erregung ein unbekanntes Entzücken ahnete.

Noch lagen die Jungfrau und der fremde Greis betend am Boden, als plötzlich Schwanhilde sich neben ihnen niederwarf, und von wehmüthiger Erinnerung ergriffen die Erde mit ihren Thränen befeuchtete, auf der einst die gute Mutter Signe den Geist ausgehaucht. Die stille Andacht dieser Dreie, welche auch die Umstehenden schweigend ehrten, wurde nur durch das Schluchzen der beiden Jungfrauen zum Oeftern unterbrochen. Endlich erhob sich der Greis. Mit Verwunderung betrachtete er die hinzugekommene, bis jetzt noch nicht gewahrte, Schwanhilde.

„Siehe, Griseldis,“ so sprach er zu der noch immer knieenden Jungfrau: „siehe, wie unser Gebet durch den Zutritt einer Dritten noch auf eine unerwartete Weise ist erkräftiget worden! Wer mag wohl das Mägdlein sein, so in Thränen gebadet sich zu dieser Stätte trauervoller Angedenken neigt?“ —

Jetzt blickten die Jungfrauen einander an. Da sprach plötzlich in Beiden mit Allgewalt die Stimme des Herzens. Im gegenseitigen Erkennen stürzten sie einander in die Arme mit dem gleichzeitigen Ausrufe: „Holdminne!“ — „Schwanhilde!“

„Nicht Holdminne!“ — so sagte endlich die jüngere Schwester, indem sie sich der Umarmung Schwanhildens entwand: „Griseldis hat man mich in der christlichen Taufe genannt und dieser Namen ist mir über alles lieb und theuer geworden, da mir ihn mein theurer Großvater beigelegt!“

Nun zog der erhabene Greis die gerührte Schwanhilde an seine Brust und rief freudig:

„Ja, ich bin deiner seligen Mutter Signe, Vater — nun auch dein zärtlicher Vater, liebes Kind. Der alte Frankenherzog Leodegar. Lange hatte ich die Spur der mir frühgeraubten Tochter aufgesucht: da mußte mich denn endlich die Vorsehung gerade in dem Augenblick zu ihr führen, wo so eben Ulfos mörderische Faust sie zum Tode getroffen.

Ich brachte die Leiche zurück ins fränkische Vaterland. Signes Mutter, welche der lebenden Tochter mit liebender Sehnsucht entgegen sah, unterlag in kurzer Zeit dem herben Mutterschmerz. Längst schon hatten wir den beseligenden Glauben des Christenthums angenommen. Auch die kleine Holdminne wurde nun in seinen Lehren erzogen und getauft. Als Griseldis erfreute sie fortan mein Alter; allein die Sehnsucht nach dir, deren Dasein ich bei meiner ersten Landung an diesem Strande nicht ahnen konnte, trieb uns wieder hieher in das rauhe Sachsenland. Freudiger war die Fahrt als damals, denn auch in dieser Gegend blüht jetzt allenthalben das Heil des Christenthums, dem sich der grosse Wittekind und seine treue Sachsen endlich unterworfen.“

„O nimm auch mich noch heute ganz auf in diesen herrlichen Glauben!“ unterbrach Schwanhilde den

Greis. „Aber laß zuvor uns den kranken Ulfo aufsuchen, der gewiß schon erwacht ist, und mich mit Unruhe vermissen wird! Nicht wahr, Großvater: du hast ihm verziehen die That, zu der Zorn und Wahnsinn ihn im unglücklichen Augenblicke verleitet. O, wenn du wüßtest, wie schwer er gebüßt —"

Leodegar ergriff seiner Enkelin Hand und entgegnete:

„Führe mich schnell hin zu dem Unglücklichen. Mein Glaube kennt keinen Haß, am wenigsten gegen den Vater meiner Enkelin!"

Alle begaben sich jetzt, von Schwanhilden geleitet, in die Stille des Waldes, wo sie den Ulfo noch schlummernd antrafen. Als sich nun aber die Kommenden um ihn versammelt hatten, da erwachte er plötzlich von dem Geräusche.

„Wie?" so sprach er mit mildem und freundlichem Lächeln. „Sind den mit einemmale alle bösen Träume gelöst, die sich wild und schaurig in mein Leben gedrängt hatten? Signen, die ich zwiefach getödtet, sehe ich in doppelter Gestalt vor mir; da ist auch ihr Vater, der Frankenfürst, dem ich sie geraubt. Neben ihm steht ja wohl der Christenpriester, welchen ich damals — ach damals mit blutiger Mordlust verfolgte? Und alle lächeln liebevoll und friedlich zu mir herab! Das ist ja wohl ein seltsames Wunder, und möchte ich die Macht kennen, welche solches zu bewirken im Stande war!"

Da neigte sich der Christenpriester und antwortete, indem er ihm das Kreuz mit dem Bilde unsers göttlichen Heilandes zum Kusse darbot:

„Es ist die hohe Kraft der christlichen Liebe, welche deine Seele wieder dem Glücke und der Freude eröffnet."

Ulfo küßte das Kreuz zu wiederholten mahlen mit recht liebender Inbrunst. Dann sprach er mit schwacher Stimme weiter:

„Ich fühle, daß es mit mir ans Ende geht; aber ehe mich der Tod überrascht, möchte ich noch gar gern eingehen in die Herrlichkeit eures Glaubens, damit der wilde Feind mir nicht mehr entgegen sein kann und ich euch auch Alle dereinst in eurem Liebeshimmel wieder finde, von dem mir dort die eine Signe so viel Wundersames berichtet!“

Hiermit deutete er auf Schwanhilden, welche mit großer Wonne ihren Vater also reden hörte.

Der Christenpriester aber trat in der Würde seines Amtes vor den immer leiser athmenden Ulfo. Er beträufelte dessen Haupt aus einem Gefäße mit geweihetem Wasser, welches er unter seinem Gewande trug, sprach salbungsvoll die Worte der heiligen Taufe, und nannte ihn mit dem neuen — im Buche des Lebens eingeschriebenen Namen — Deodatus. Kaum hörbar stammelte der sterbende Greis Worte des Dankes und der Liebe zum Himmel,—Verklärung schwebte über seinem ehrwürdigen Antlitz, und mit mildem Lächeln verschied er.

Alle beteten trauernd über dem Todten, und dankten Gott, daß er sich seiner erbarmt, und ihn in Gnaden aufgenommen hatte in die Gemeinschaft der Heiligen.

Als nun aber Leodegar und seine Reisegefährten die einfache und zugleich erhabene Weise gewahrten, in welcher Schwanhilde bisher in ihrer Einsamkeit dem, aus des Herzens Tiefen zu ihrer Erkenntniß entsproßenen, Christenglauben gehuldigt hatte, da waren Alle sehr gerührt und der Priester erhob segensvoll seine Hand über sie mit den Worten:

„Wahrlich, meine Tochter, du warst eine ächte Christin, selbst ohne auch getauft zu sein!“

Ulfo wurde auf der Stelle begraben, wo die Pflege und das Gebet der Tochter ihn gegen die Anfälle seines innern Feindes geschützt hatten. Leodegar ließ hier eine Kapelle errichten, bei deren Einweihung Schwanhilde, unter dem Namen Constantia, durch die heilige Taufe in die Schaar der Gläubigen aufgenommen wurde.

Beide Jungfrauen kehrten nun mit dem alten Frankenherzoge in dessen Land zurück. Griseldis schenkte hier bald ihre Hand einem tapfern jungen Christenhelden; Constantia aber eilte, nach dem nicht lange darauf erfolgten Tod ihres Großvaters, wieder heim in ihr vaterländisches Thal und erbauete auf der öden Stätte am Flussesstrande ein Kloster, in dem sie, mit einigen ihr gleichgestimmten frommen Seelen, ein andächtiges und Gott ergebenes Leben führte, bis der Herr auch ihr letztes Erdenstündlein hernieder sendete.

9.

Der listige Steyermarker.

In Steyermark, ein wenig abhanden von der Straße, dachte ein reicher Bauer im letzten Krieg: Wie fang' ich's an, daß ich meine Kronthaler und meine Dukätlein rette in dieser bösen Zeit? Die Kaiserin Maria Theresia ist mir noch so lieb, tröst sie Gott, und der Kaiser Joseph, tröst ihn Gott, und der Kaiser Franz, Gott schenk ihm Leben und Gesundheit. Und wenn man meynt, man habe die lieben Herrschaften noch so gut verborgen, und geflüchtet, so riecht sie der Feind, sobald er die Nase in's Dorf streckt, und führt sie in die Gefangenschaft in's Lothringen, oder in die Champagne, daß einem armen Unterthanen das Herz dabey bluten möchte, vor Patriotismus. Jetzt weiß ich, sagt' er, wie ich's anfange, und trug das Geld bey dunkler, blinder Nacht in den Krautgarten. Das Siebengestirn verrathet mich nicht, sagte er. — Im Krautgarten legte er das Geld geradezu zwischen die Gelbeieleinstöcke und die spanischen Wicken. Nebendran grub er ein Loch in das Weglein zwischen den Beeten, und warf allen Grund daraus auf das Geld, und zertrat ringsherum die schönen Blumenstöcke und das Mangoldkraut, wie einer der Sauerkraut einstampft.

Am Montag darauf streiften schon die Chausseurs im ganzen Revier, und am Donnerstag kam eine Parthie in's Dorf, frisch auf die Mühle zu, und aus der Mühle, mit weißem Ellenbogen, zu unserm Bauern:

und, Geld her, Buur! rief ihm ein Sundgauer mit blankem Säbel entgegen, oder bet' dein letztes Vater unser! Der Bauer sagte, sie möchten nehmen, was sie in Gottes Namen noch finden. Er habe nichts mehr, es sey gestern und vorgestern schon alles in die Rapuse gegangen.

Vor euch kann man etwas verbergen, sagte er, ihr seyd die rechten. Als sie nichts fanden, außer ein paar Kupferkreuzer und einen vergoldeten Sechser mit dem Bildniß der Kaiserin Maria Theresia und ein Ringlein dran zum Anhängen; Buur, sagte der Sundgauer, du hast dein Geld verlochet, auf der Stelle zeig, wo du dein Geld verlochet hast, oder du gehst ohne dein letztes Vater unser aus der Welt. Auf der Stelle kann ich's euch nicht zeigen, sagte der Bauer, so sauer mich der Gang ankommt, sondern ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehen. Dort will ich euch zeigen, wo ich es verborgen hatte, und wie es mir ergangen ist. Der Herr Feind ist schon gestern und vorgestern da gewesen, und haben's gefunden und alles geholt. Die Chausseurs nahmen den Augenschein im Garten ein, fanden alles, wie es der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld unter dem Grundhaufen liegt, sondern jeder schaute in das leere Loch und dachte: Wär' ich nur früher gekommen. Und hätten sie nur die schönen Gelveieleinstöcke und den Goldlack nicht so verderbt, sagte der Bauer, und so hintergieng er diese und alle, die noch nachkamen, und hat auf diese Art das ganze herzogliche Haus, den Kaiser Franz, den Kaiser Joseph, die Kaiserin Maria Theresia, und den allerhöchstseligen Herrn Leopold den Ersten gerettet, und glücklich im Lande behalten.

Inhalt.

		Seite
1.	Julius. . . .	1
2.	Der arme Rudli. . .	59
3.	Fritz. . . .	79
4.	Prinz Carl. . . .	124
5.	Leopold. . . .	163
6.	Vater Martin. . .	199
7.	Was geht es mich an? .	243
8.	Die Offenbarung des Kreuzes. .	253
9.	Der listige Steyermarker. .	277

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

L. D.

Hauber

Hauber

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hauber, Johann Michael

Moralische Schilderungen zur Belebung des Edelsinnes und der Tugend

München 1823

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 2721
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260228-6